Nachrichten
zur
Geschichte
des Hauses
Brandenburg.

Nebst einer Vorrede,

und vier besondern Abhandlungen, von der Religion, den Sitten, der Regierungsart im Brandenburgischen, und den Bewegungsgründen, Gesetze einzuführen, oder abzuschaffen.

Neue verbesserte und vermehrte Auflage,

nebst dazu gehörigen Landkarten und genealogischen Tabellen.

Mit allergnädigsten Privilegiis.

Berlin bey Johann Neaulme,
und in Leipzig in der Weidmannischen Handlung,
1751.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Privilegium für den königlichen Buchführer, Johann Neaulme.

Es wird dem privilegirten Buchhändler, Johann Neaulme, erlaubt, die Nachrichten zur Geschichte des Hauses Brandenburg zu drucken; dazu solches Format, solches Papier, und solche Lettern zu nehmen, als er für gut befinden wird; und sie so wohl in Holland, als auch in seinem Hause in Berlin, zu verkaufen und feil zu haben. Zugleich wird allen Buchführern und Druckern in den Staaten seiner Majestät ausdrücklich verboten, besagtes Buch zu verkaufen, zu drucken, oder feil zu haben, bey Strafe der Wegnehmung des Drucks, und einer Geldbuße von fünfhundert Thalern für iegliches also nachgedrucktes Exemplar, dessen man sich in den Staaten Seiner Majestät wird bemächtigen können. Besagte Geldbuße soll zum Nutzen der Armen des Ortes, wo der Druck, gedachter maßen, weggenommen seyn wird, verwendet werden. Dem gedachten Johann Neaulme soll auch erlaubt seyn, dieses Privilegium den Ausgaben besagten Buchs, und überall, wo es nöthig seyn wird, vorzudrucken. Gegeben zu Potsdam den 22sten des Heumonats 1750.

(L.S.) Friedrich.

Vorerinnerung.

Der Buchhändler schmeichelt sich, daß man seine neuen Originalausgaben der Nachrichten zu der Geschichte des Hauses Brandenburg in 4 und 12, dieses Jahres 1751, niemals mit irgend einer von denenjenigen vermengen werde, die vor der Ausfertigung dieses Privilegii vorher gegangen sind. Denn die Zusätze, die Landkarten, und die genealogischen Tabellen, womit sie ausgezieret sind, können sich in den vorhergehenden Ausgaben schlechterdings nicht finden. Sollten also inskünftige einige erscheinen, die ihnen entweder durchgängig, oder zum Theil, in Ansehung einiger einzelen Zusätze, gleich kämen: so kan man allemahl den Schluß machen, daß sie nachgedruckt sind; und dieses um so viel sicherer, da es nicht zu vermuthen ist, daß man das Privilegium Seiner Majestät vorgedruckt sehen wird.

Vorrede.

Die Geschichte wird als eine Schule der Prinzen angesehen. Sie schildert für ihr Gedächtniß die Regierungen solcher Fürsten, welche Väter des Vaterlandes gewesen sind, und der Tyrannen, die es verwüstet haben. Sie zeiget ihnen die Ursachen des Anwachses, und des Verfalles der Reiche. Sie stellet eine so große Menge von Charaktern dar, daß sich nothwendig einige darunter finden müssen, welche den Fürsten unserer Zeiten gleichen. Indem sie das Urtheil über die Ehre der Todten ausspricht: so richtet sie stillschweigend die Lebendigen. Die Schande, womit sie lasterhafte Menschen beleget, die nicht mehr vorhanden sind, ist ein Unterricht in der Tugend, den sie dem gegenwärtigen Geschlech-

te giebt. Die Geschichte scheint demselben zu offenbaren, was es für einen Ausspruch von der Nachwelt zu erwarten habe.

Ob schon die Erlernung der Geschichte eigentlich für die Prinzen gehoret: so ist sie doch für Privatpersonen von nicht geringerem Nutzen. Sie ist eine an einander hangende Reihe der Begebenheiten aller Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten. Der Rechtsgelehrte, der Staatskundige, der Soldat, nehmen dahin ihre Zuflucht, und erlernen daraus den Zusammenhang des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen. Sie finden in der Geschichte das Lob dererjenigen, die ihrem Vaterlande wohl gedienet haben, und wie sehr hingegen die Namen dererjenigen verabscheuet werden, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger gemisbrauchet haben. Solchergestalt erlangen sie eine frühzeitige Erfahrung. Man verwildert in der gröbsten Unwissenheit, wenn man den Umfang seiner Begriffe zu enge zusammen zieht, und in den Ort einschränkt, den man bewohnet; wenn man seine Wissenschaft nur nach seinen besondern Pflichten abmißt. Wenn man aber in die Zeiten eindringet, die vor uns gewesen

sen sind; wenn man die ganze Welt mit aller Weite seines Verstandes umfasset: alsdenn sieget man in der That über die Unwissenheit und den Irrthum; alsdenn hat man in allen Jahrhunderten gelebet; alsdenn wird man wirklich ein Bürger aller Orte, und aller Länder.

Wie die allgemeinen Geschichte dazu dienen, daß sie uns die Menge der Begebenheiten bekannt machen, die sich in allen Ländern zugetragen haben. Wie sie uns aus dem entferntesten Alterthume, mit Ordnung, durch die Folge der Zeiten hindurch führen, und gewisse Hauptpunkte in der Zeit bestimmen, welche dem Gedächtnisse zur Unterstützung dienen; so haben auch die besondern Geschichte ihren Nutzen, indem sie die Folgen der Begebenheiten aus einander legen, die sich in einem Reiche zugetragen haben, weil sie sich auf diesen einzigen Gegenstand einschränken. Die allgemeinen Geschichte stellen uns eine große Schilderey vor, die mit einer erstaunenswürdigen Menge von Bildern angefüllet ist, deren starker Schatten einige davon bedecket, die nicht deutlich genug sind, daß man sie bemerken könnte. Die besondere Ge-

Geschichte bildet eine einzige Figur dieser Schilderey aus. Sie malet sie im Grossen. Sie machet sich das Licht, und den halb lichten Schatten zu Nutze, wodurch das Gemählde mehr erhaben wird. Sie setzet uns in den Stand, sie mit der Aufmerksamkeit zu betrachten, welche sie verdienet.

Ein Mensch, der nicht glaubet, daß er vom Himmel herunter gefallen ist; der den Anfang der Welt nicht nach seinem Geburtstage abmisset; ein solcher muß nothwendig begierig seyn, zu erfahren, was zu allen Zeiten, und in allen Ländern, vorgegangen ist. Nimmt seine Gleichgültigkeit keinen Antheil an den Schicksalen so vieler großen Völker, welche ein Spiel des Glückes gewesen sind: so wird er sich doch wenigstens um die Geschichte desjenigen Landes bekümmern, worinnen er wohnt; und er wird mit Vergnügen die Begebenheiten sehen, woran seine Vorfahren Theil genommen haben. Wenn ein Engelländer nichts von dem Leben dererjenigen Könige weis, die den Persischen Thron besessen haben; wenn er sich in der unendlichen Menge der Päbste verirret, von denen die Kir-

che regieret worden ist: so wird man es ihm verzeihen. Allein alsdann wird man nicht eine gleiche Nachsicht gegen ihn brauchen, wenn er von dem Ursprunge seines Parlements, von den Sitten und Gebräuchen seiner Insel, und von den verschiedenen Geschlechtern der Könige, die in Engelland regieret haben, nicht unterrichtet ist. Man hat von allen gesitteten Ländern in Europa eine Geschichte geschrieben: nur die Preußen hatten noch keine von ihrem Lande. Einen Hartknoch, einen Pufendorf, rechne ich nicht unter die Geschichtschreiber, ob sie schon in der That arbeitsame Schriftsteller sind. Sie haben Begebenheiten zusammen getragen; und ihre Werke sind mehr historische Wörterbücher, als eigentliche Geschichte. Ich rechne hieher auch nicht den Lockelius, der nur weitläuftige Jahrbücher verfertiget hat, wo man eine wichtige Begebenheit mit hundert verdrießlichen Seiten erkaufen muß. Solche Schriftsteller sind nur Handlanger, die allzu sorgfältig, und ohne Wahl, eine Menge von Materialien zusammen tragen, welche so lange unnütze bleiben, bis ein Baumeister ihnen die Gestalt giebt, die sie haben sollten. Es ist eben so wenig

möglich, daß solche Sammlungen eine Geschichte ausmachen, als es möglich ist, daß die Lettern in einer Druckerey ein Buch ausmachen, wenn sie nicht in eine solche Ordnung gesetzet werden, daß daraus Wörter, Redensarten und Perioden entstehen.

Die ungeduldige Jugend, und Leute von gutem Geschmacke, die mit ihren Augenblicken karg sind, lassen sich sehr schwerlich bewegen, so ungeheure Bände zu lesen. Solche Leser, die mit einem kleinen Bändgen recht gern umgehen, entsetzen sich vor einem Folianten. Deswegen wurden die ietztgedachten Schriftsteller wenig gelesen; und die Brandenburgische und Preußische Geschichte wurde wenig bekannt.

Seit der Regierung Friedrichs des Ersten sahe man ein, daß man einen solchen Schriftsteller nöthig hätte, der diese Geschichte in eine beqveme Gestalt brächte. Teßier wurde aus Holland berufen, um dieses Werk über sich zu nehmen. Allein Teßier verfertigte einen Panegyrikus anstatt einer Geschichte. Er scheint nicht gewust zu haben, daß die Wahrheit der Geschichte

schichte eben so wesentlich ist, als die Seele dem menschlichen Körper.

Ich habe diese Laufbahne vor mir leer gefunden, und mich darauf gewaget, um sowohl eine nützliche Arbeit zu unternehmen, als auch um der Welt eine Geschichte zu liefern, die ihr noch mangelte.

Ich habe aus den besten Qvellen geschöpfet, die ich habe finden können. In den entferntesten Zeiten habe ich meine Zuflucht zu dem Cäsar und Tacitus genommen. In den folgenden Zeiten habe ich die Jahrbücher des Lockelius, Pufendorfen und Hartknochen zu Rathe gezogen. Sonderlich habe ich meine Geschichte auf die urkundlichen Nachrichten gebauet, die sich in den königlichen Archiven befinden. Ungewisse Sachen habe ich als ungewiß angeführet; und die Lücken habe ich gelassen, wie ich sie gefunden habe. Ich habe mir selbst das Gesetz vorgeschrieben, unparteyisch zu seyn, und alle Begebenheiten mit einem philosophischen Auge anzusehen, indem ich glaubte, es sey die erste Pflicht eines Geschichtschreibers, wahr zu reden.

Befinden sich einige eigensinnige Personen dadurch beleidiget, daß ich ihrer Vorfahren

fahren nicht auf eine vortheilhafte Art gedacht habe: so habe ich ihnen nur ein Wort zu antworten; daß ich nemlich keine Lobrede, sondern eine Geschichte habe schreiben wollen. Man kan ihre persönlichen Verdienste hochschätzen, und doch die Fehler tadeln, welche ihre Väter begangen haben. Solche Dinge können sehr wohl bey einander stehen. Außer dem ist es nur allzuwahr, daß ein Werk, welches ohne Freyheit geschrieben ist, nicht anders als sehr mittelmäßig, oder sehr schlecht seyn kan; und daß man für die Menschen, welche sterben, nicht so viel Ehrerbietung hegen darf, als für die Wahrheit, welche niemals vergeht.

Vielleicht werden sich Personen finden, denen dieser Auszug zu kurz vorkommen wird. Ich muß ihnen sagen, daß ich nicht die Absicht gehabt habe, ein langes und weitläuftiges Werk zu verfertigen. Ein in Kleinigkeiten verliebter Professor mag mir es immer schlechten Dank wissen, daß ich nicht erzählet habe, von was für einem Stoffe die Kleidung Alberts, mit dem Beynamen Achilles, gewesen ist; oder was für einen Schnitt die Krause des Johannes Cicero gehabt hat. Ein Pedant aus Regen-

genspurg mag mich für sehr tadelnswürdig halten, daß ich in meinem Werke die Processe, die Unterhandlungen, die Verträge, oder die Friedens-Tractaten, nicht abgegeschrieben habe, die man sonst in großen Büchern findet. Ich gebe allen diesen Leuten zur Nachricht, daß ich gar nicht für sie geschrieben habe. Ich habe nicht Zeit, einen Folianten zu verfertigen. Ich habe kaum Muße genug, einen historischen Auszug zu schreiben; und außerdem bin ich der festen Meinung, eine Sache verdiene nur in sofern aufgeschrieben zu werden, als sie im Gedächtnisse behalten zu werden verdienet.

Ich bin daher den dunkeln Ursprung, und die nicht eben wichtigen Regierungen der ersten Fürsten ganz hurtig durchgelaufen. Es hat mit Geschichten eben die Bewandniß, wie mit Flüssen, die nur von dem Orte an wichtig sind, wo sie schiffbar zu werden anfangen. Die Geschichte des Hauses Brandenburg wird nur seit der Zeit Johann Sigismunds wichtig, da dieser Fürst sowohl Preußen, als auch Cleve, an sich brachte, welches letztere ihm wegen seiner Gemahlinn zufiel. Seit dieser Zeit wird die Materie häufiger; und ich

habe

habe daher auch immer weitläuftiger seyn können.

Der dreyßigjährige Krieg ist auf eine ganz andere Art wichtig, als die Streitigkeiten Friedrichs des Ersten mit den Nürnbergern, oder die Carruselle Alberts des Achilles. Dieser Krieg, der in allen Staaten tiefe Spuren zurück gelassen hat, ist eine von den großen Begebenheiten, die keinem Deutschen, auch keinem Preußen, unbekannt seyn dürfen. Man sieht hier auf der einen Seite den Ehrgeiz des Hauses Oesterreich, welches sich gewaffnet hatte, um seinen Despotismus in dem Reiche fest zu setzen; und auf einer andern Seite die Großmuth der deutschen Fürsten, welche für ihre Freyheit fochten, wobey die Religion beyden Theilen zum Vorwande diente. Man sieht, wie die Staatskunst zweener großer Könige an dem Schicksale Deutschlands Theil nimmt, und das Haus Oesterreich so weit bringet, daß es in dem Westphälischen Frieden in die Wiederherstellung des Gleichgewichtes williget, wodurch der Ehrgeiz der Kaiser, und die Freyheit des Churfürstencollegii, in gleichen Schranken erhalten werden. So wichtige Begebenheiten, die auch noch zu unsern

sern Zeiten in die vornehmsten Angelegenheiten einen Einflüß haben, erfoderten eine umständlichere Beschreibung. Ich habe sie daher so ausführlich vorgetragen, als es die Beschaffenheit dieses Werkes zuließ.

Ich habe diese Ausgabe übersehen, verbessert, und vermehret, so viel mir meine übrigen wichtigern Beschäftigungen verstatteten. Die erste Ausgabe war von einer nicht allzu richtigen Abschrift abgedruckt worden. Ich habe mich bemühet, die gegenwärtige richtiger zu machen, so wohl in Ansehung des Inhalts, als auch aus Achtung gegen das gemeine Wesen, worauf ein ieglicher, der etwas schreibet, zu sehen hat.

Es ist ietzo ein chronologischer Auszug der französischen Geschichte an das Licht getreten, den man als ein Elixir der merkwürdigsten Begebenheiten in dieser Geschichte ansehen kan. Der scharfsinnige Verfasser dieses Werkes hat die Kunst verstanden, auch der Chronologie Annehmlichkeiten zu verschaffen. Wenn man nemlich dieses Buch inne hat: so besitzet man eine vollkommene Kenntniß der französischen Geschichte. Ich schmeichle mir nicht,

daß

daß ich in diesen Versuch gleiche Annehmlichkeiten gebracht habe. Ich werde aber meine Mühe für genugsam belohnet halten, wenn dieses Werk unserer Jugend nützlich seyn, und denenjenigen Lesern Zeit ersparen kan, die keine Zeit zu verlieren haben.

Ob ich schon die Schwierigkeiten vorher gesehen habe, die ein Deutscher zu überwinden hat, wenn er in einer fremden Sprache schreiben will: so habe ich mich doch entschlossen, die französische Sprache zu erwehlen, weil dieselbe die artigste, und in Europa am weitesten ausgebreitet ist; und weil sie durch die guten Schriftsteller zu den Zeiten Ludwigs des vierzehenden in gewisser maaßen zu einer beständigen Richtigkeit gelanget zu seyn scheint. Ueberhaupt ist eben so wenig etwas außerordentliches, daß ein Deutscher zu unsern Zeiten französisch schreibet, als zu den Zeiten des Cicero, wenn ein Römer griechisch schrieb. Ich will weiter nichts von meinem Buche sagen, sonst möchte die Vorrede länger werden, als das Werk selbst. Die Leser mögen urtheilen, ob dasjenige, was ich mir vorgenommen habe, gut gerathen ist, oder ob ich meine Mühe und meine Zeit verlohren habe.

Erklä-

Erklärung des Hauptkupfers, und der Leisten, oder der Anfangs- und Schlußkupfer, an der Zahl 35, die sich in der schönen Ausgabe der Nachrichten von Brandenburg in zween Bänden in 4 befinden.

Erster Theil.

Das Hauptkupfer stellet den Genius des Hauses Brandenburg vor, wie er aus den Händen der Geschichte eine Feder bekömmt, um Jahrbücher damit zu schreiben. In einer Entfernung sieht man den Tempel des Gedächtnisses, der mit einigen Medaillen der Churfürsten ausgezieret ist, und durch die Zeit entdecket wird. Der Ruhm flieget gegen diesen Tempel zu, um an demselben die grosse Medaille des Königs aufzuhängen, die von drey Geniussen gehalten wird, welche die Sinnbilder der Macht, des Sieges und der Gemüthsgaben tragen. Unten sieht man zween andere Geniusse, welche die Genealogie des Hauses Brandenburg ausbreiten. In der Vertiefung befindet sich eine Spitzsäule, die mit Palmen und Lorbeeren gezieret ist, oben eine Krone hat, und die Siege des Königs andeutet.

Das Titelkupfer stellet einen Genius vor, der in einer Wolke herab fährt, und in den Händen die Sinnbilder der Richtigkeit und Deutlichkeit in der Geschichte hält. Ueber dem Kopfe sieht man das Sinnbild der langen Dauer einer guten Geschichte.

S. I. Das königliche Privilegium in einem Viereck mit Zierrathen.

S. V Vor der Vorrede befindet sich eine Leiste mit Zierrathen, welche der verstorbene Bernhard Picard gezeichnet hat.

S. XVI. Zu Ende dieser Vorrede findet man ein Schlußkupfer, welches verschiedne Eigenschaften der Geschichte, und andere Zierrathen vorstellet.

Nachrichten von Brandenburg.

S. 1. Das Anfangskupfer stellet den Kayser, Heinrich den siebenden, in seinem Gezelte, unter einem Feldthrone vor. Zu seiner Linken stehen verschiedne Soldaten in einer Reihe, und zu seiner Rechten seine Generale. Der Burggraf, Friedrich IV stellet ihm den Erzherzog, Friedrich von Oesterreich vor; und der Kayser zei-

get

get ihm die Gefangenen, die er ihm schenket. In einer Entfernung sieht man ein Schlachtfeld.

S. 10. Dieses Anfangskupfer stellet den Churfürsten, Friedrich den Ersten vor, wie er auf dem Reichstage zu Costnitz die Lehen von dem Kayser Sigismund erhält.

S. 12. Dieses Schlußkupfer stellet verschiedne Eigenschaften der Geschichte, und andere Zierrathen vor, u. s. f.

S. 13. Ein Anfangskupfer, dessen erste Abtheilung den Pabst vorstellet, wie er dem Churfürsten Friedrich II, mit dem Beynahmen Eisenzahn, die böhmische Krone anträgt, welche aber von diesem ausgeschlagen wird.

S. 15. Ein Schlußkupfer mit Zierrathen.

S. 16. Ein Anfangskupfer, wovon die zweyte Abtheilung ein Turnier vorstellet, wobey der Churfürst Albert, mit dem Beynamen Achilles, einen Ritter nieder rennet.

S. 22. Ein Schlußkupfer, welches verschiedene Eigenschaften der Geschichte, und andere Zierrathen vorstellet u. s. f.

S. 23. Ein Anfangskupfer, welches in der dritten Abtheilung den Churfürsten Johann, den Cicero, vorstellet, wie er sich mit den Königen in Böhmen, in Polen und Ungarn unterredet, welche sich um Schlesien zanken, und wie er ihre Streitigkeiten beyleget.

S. 24. Ein Schlußkupfer mit Zierrathen.

S. 25. Ein Anfangskupfer, welches in der ersten Abtheilung den Churfürsten Joachim I, mit dem Beynamen Nestor, vorstellet, wie er im sechzehenten Jahre seines Alters gekrönet wird.

S. 26. Ein Anfangskupfer, welches, in der zweyten Abtheilung, den Churfürsten Joachim II vorstellet, wie er das Abendmahl auf lutherische Weise empfänget.

S. 35. Ein Schlußkupfer, welches verschiedne Eigenschaften der Geschichte vorstellet u. s. f.

S. 36. Ein Anfangskupfer, welches, in der dritten Abtheilung, den Churfürsten Johann George vorstellet, wie er die Markgrafthümer Anspach und Bareyth, die durch die beyden Wapen dieser Landschaften angedeutet werden, unter seine

bey=

beyden Söhne theilet, und einem ieglichen eines davon überreichet.

S. 37. Ein Anfangskupfer, welches in der ersten Abtheilung den Churfürsten Joachim Friedrich vorstellet, wie er einen Staatsrath errichtet, und in demselben den Vorsitz hat.

S. 39. Ein Anfangskupfer, welches in der zweyten Abtheilung den Churfürsten Johann Sigismund vorstellet, wie er von den Preußen die Huldigung einnimmt.

S. 49. Ein Anfangskupfer, welches in der zweyten Abtheilung, die Unterredung des Churfürsten George Wilhelms mit dem Könige in Schweden, Gustav Adolph bey Cöpenick vorstellet.

S. 89. Ein Schlußkupfer, welches verschiedene Eigenschaften der Geschichte vorstellet u. s. f.

S. 90. Ein Anfangskupfer, welches den Churfürsten, Friedrich Wilhelm den Großen vorstellet, wie er mit seinem ganzen Heere über einen gefrornen Meerbusen, bey dem herrlichen Tilsischen Feldzuge in dem Preußischen Litthauen, auf Schlitten setzet.

S. 180. Ein Schlußkupfer, welches verschiedene Eigenschaften der Geschichte und andere Zierrathen vorstellet u. s. f.

In dem zweyten Theile.

S. 180. Man sehe das Titelkupfer bey dem erstern Theile.

S. 181. Ein Anfangskupfer, welches die Krönung des Churfürsten Friedrichs III, als des ersten Königs in Preußen, vorstellet u. s. f.

S. 238. Ein Schlußkupfer, welches verschiedne Eigenschaften der Geschichte, und andere Zierrathen vorstellet, u. s. f.

S. 239. Ein Anfangskupfer zu der Abhandlung von der Religion und dem Aberglauben, welches die göttliche Liebe, oder wenn man sie lieber also nennen will, die reine und wahre Religion vorstellet, wie sie ihre Arme ausbreitet, ihre Augen erhebet, und das Verlangen ihres Herzens über die Sonne, den Mond und die Sterne, als eitele Gegenstände und lasterhafte Sinnbilder, des alten morgenländischen, griechischen, römischen u. s. f. Heidenthums, hinauf schwinget; die Werkzeuge des Jüdenthums, des Pabstthums, des Mahometanisimus und des neuen allgemei-

gemeinen Heidenthums mit Füssen tritt, und ihre Wünsche und ehrerbietige Huldigung unmittelbar an Gott selbst richtet, der unter keinem Bilde vorgestellet, sondern nur durch einige schwache Strahlen seiner unaussprechlichen und unvergänglichen Herrlichkeit, und durch die in der Schrift so bekannten, schönen und vortreflichen Worte: Soli Deo Honor & Gloria, angedeutet wird; welche allein nicht nur den Umfang dieses Kupfers, sondern auch das Wesen aller Religionen erfüllen. Dieses Anfangskupfer ist von P. M. erfunden, und von dem verstorbenen Bernhard Picard gezeichnet worden.

S. 272. Ein Schlußkupfer, welches auf der einen Seite den falschen Eifer vorstellet, der mit den Sinnbildern einer blinden Verfolgung bewaffnet ist, welche Furcht und Schrecken einflöset; auf der andern Seite aber die Duldung der Religionen, welche Freundlichkeit und Großmuth von sich spüren läßt, und Liebe, Bewunderung und Ehrerbietung einflöset. Ueber ihrem Haupte sieht man die rächende und begnadigende Gerechtigkeit, mit den Wirkungen der himmlischen Güte und Rache.

S. 273. Ein Anfangskupfer zu der Abtheilung von den Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen der Völker. Die erste Abtheilung stellet die Einfalt der guten alten Zeiten vor, sowohl in der mittelmäßigen Kleidung der Einwohner, als auch in dem kleinen Umfange ihrer Hütten; ferner ihre Sorgfalt und Bemühung, das Feld zu bauen; die Einsammlung ihrer Früchte, und die Besorgung ihrer Heerden, welches alles Gegenstände sind, wodurch die Regierung des Saturnus, des ältesten unter den Göttern, dessen Bild man in den Wolken sieht, wieder ins Gedächtniß gebracht werden kan. In der zweyten Abtheilung dieses Anfangskupfers sieht man einen akademischen Hörsal, der mit Büchern, Weltkugeln, und den vornehmsten übrigen Werkzeugen der Künste und Wissenschaften ausgezieret ist. In der Vertiefung überreichet der berühmte Leibnitz der Königin, Charlotte Sophie, die Erstlinge von den Früchten der Akademie zu Berlin, und bittet sie um Beschützung derselben. Der aufgehangene Crocodill bedeutet die Naturgeschichte; Und in der Vertiefung stellet ein prächtiges Gebäude die Baukunst,

und

und die dazu gehörigen Theile, als die Bildhauerkunst, die Malerkunst und s. f. vor.

S. 326. Ein Schlußkupfer, welches die Eigenschaften, oder Wirkungen, der Künste und Handwerke, der Schiffarth, und der Handlung, nebst andern Zierathen, vorstellet.

S. 327. Ein Anfangskupfer, welches den König in Preussen, Friedrich Wilhelm den Andern, vorstellet, wie er, aus Verlangen, seine Unterthanen glücklich zu machen, die Regierungsart in seinen Staaten verbessert, und seinen vornehmsten Räthen Gesetze und Verordnungen austheilet, wornach sie sich in Staats-Gerichts-Kriegs- und Religionssachen, und, mit einem Worte, in allen Theilen einer guten und weisen Regierung, verhalten sollen.

S. 337. Ein Schlußkupfer, welches eben diesen Fürsten vorstellet, wie er von seinen Unterthanen die Bittschriften, die sie ihm überreichen annimmt, und seinen Räthen, wie auch den Unterrichtern, anbefielet, sie mit Mäßigung, nach den Verordnungen, zu regieren, wovon man eine sieht, mit der Unterschrift: Friedrich Wilhelm,

und

und mit dem Siegel desselben, welches seine Person, und andere Zierathen, vorstellet.

S. 338. Ein Anfangskupfer, welches Friedrich III vorstellet, wie er mitten in seiner Bibliothek sitzet, und mit verschiedenen Büchern von der Rechtsgelahrtheit umgeben ist, woraus er seinen Codex Fridericianus genommen hat, den er in der rechten Hand hält. Mit der linken zeiget er verschiedenen Personen, die sich zum Verhöre bey ihm einstellen, die Bildsäulen der Gerechtigkeit und Klugheit, nach denen Regeln und Grundsätzen er sich vorgenommen hat, sie zu regieren.

S. 385. Ein Schlußkupfer, welches einige Kriegsbedienten vorstellet, die sich auf freyem Felde schlagen wollen, die durch obrigkeitliche Personen davon abgehalten werden, wovon einige ihnen die Verordnungen Friedrichs III wider den Zweykampf, andere aber das Brustbild dieses Fürsten auf einer Säule, zeigen, wie er gleichsam für die allgemeine Sicherheit wachet. In einer Schilderey sieht man das Bild eines Congresses, nebst andern Zierathen.

Ausführliche Erklärung der beyden vornehmsten historischen Schlußkupfer in diesen Nachrichten.

Erstes Schlußkupfer.

In einem nach der Baukunst ausgezierten Thore siehet man unten, in halb erhabener Arbeit, zwo Hände in einander geschlagen, wodurch die Vermählung der Prinzeßinn des Churfürsten, Albert, mit dem Herzoge zu Glogau, Heinrich, angedeutet wird. Oben erhebet sich der Brandenburgische Adler, auf der einen Seite desselben befindet sich ein Genius, der mit der Trompete bläset, und den Stab des Mercurius, nebst einem versiegelten Befehle, in der Hand hält, um die Art anzudeuten, wie damals alles in dem Lande verkaufft wurde. Auf der andern Seite sieht man einen andern solchen Genius, der in der rechten Hand den Blitz des Jupiters, und in der linken eine Trompete hält, worein er bläset. Unten liegen allerhand Instrumente, die zur Meßkunst, Erdbeschreibung, Kriegsbaukunst u. s. f. gehören; welches alles Sinnbilder der Wissenschaften und schönen Künste sind.

Zweytes

Zweytes Schlußkupfer.

Auf einer nach der Baukunst verfertigten Stufe stehet der Genius des Hauses Brandenburg, welcher mit beyden Händen das Deutsche Ordenscreutz an dem Ordensbande hält. Zu seinen Seiten sieht man verschiedene Instrumente, die zu den Wissenschaften und schönen Künsten gehören, und sich auf die Vorlesungen und Uebungen beziehen, die so wohl in der Schule in Joachimsthale, als auch in der Akademie des Leibnitz, gehalten und vorgenommen wurden. Hinter ihm zeigen sich verschiedene Fahnen, die sich auf die Veränderung mit der Stadt Magdeburg beziehen. Unten erheben sich kreuzweise zween starke Olivenzweige, um den langen Frieden anzudeuten, der unter der glücklichen Regierung des Churfürsten, Johann Georgs beständig fortgedauert hat.

Das

Das Haus Brandenburg, oder vielmehr Hohenzollern, ist so alt, daß sein Ursprung sich in der Dunkelheit des Alterthums verliert. Man könnte von seiner Herkunft Fabeln, oder Muthmassungen, anführen: allein Fabeln dürfen der heutigen scharfsinnigen und aufgeklärten Welt nicht vorgelegt werden. Es ist also umsonst, wenn die Genealogisten, dieses Haus von den Colonnen herleiten, und den Fehler begehen, daß sie den Scepter in dem Brandenburgischen Wapen mit der Säule vermengen, welche das gemeldete Italiänische Haus in seinem Wapen führet. Es ist auch dieses noch nicht ausgemacht, ob man die Grafen von Hohenzollern von Wittekinden, oder von den Gvelphen, oder von irgend einem andern Stamme, herleiten müße. Ueberhaupt sind die Nachforschungen eines Genealogisten, oder die Beschäftigungen der Gelehrten mit Aufsuchung des Ursprungs der Wörter, solche Gegenstände, damit denkende Köpfe sich nicht gern be-

schäftigen. Sie wählen vielmehr solche Begebenheiten, welche geschickt sind, eine allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Wir wollen daher unsern Verstand nicht mit solchen Untersuchungen martern, sie gehören nicht zu unserer gegenwärtigen Absicht, und bleiben demnach allhier gänzlich ausgesetzt. Taßilo ist der erste Graf von Hohenzollern, der in der Geschichte bekannt ist. Er lebte ungefehr im Jahre 800. Seine Nachkommen waren Danco, Rudolph I, Otto, Wolfgang, Friedrich I, Friedrich II, Friedrich III, Burkhard, Friedrich IV, und Rudolph II. Ihre Geschichte ist dunkel, und nicht bekannt. Conrad, der um das Jahr 1200 lebete, ist der erste Burggraf von Nürnberg, dessen in der Geschichte Meldung geschieht: Seine Nachfolger waren Friedrich I, im Jahre 1216; Conrad II, im Jahr 1260; Friedrich II, im Jahr 1270. Man findet, daß Friedrich III, von seinem Schwager, dem Herzoge von Meran, die Herrschaften Bareyth und Cadelsburg geerbet hat. Johann I, folgete demselben, im Jahr 1298, in der Regierung nach; und dessen Nachfolger war Friedrich IV, im Jahre 1332.

Dieser Burggraf leistete den Kaisern, Albert, Heinrich VII, und Ludwig von Bayern, in dem Kriege wider Friedrich von Oesterreich, wichtige Dienste. Der Burggraf schlug denselben, bekam ihn gefangen, und lieferte ihn an den Kaiser aus. Dieser schenkte ihm, zur Erkennt-

kenntlichkeit, alle gefangene Oesterreicher. Friedrich IV, setzte dieselbe in Freyheit, iedoch unter der Bedingung, daß sie ihm wegen ihrer Ländereyen huldigen sollten. Dieses ist der Ursprung derer Lehenträger, welche die Markgrafen von Franken noch itzo in Oesterreich haben. Die Nachfolger Friedrichs IV, waren Conrad IV, im Jahr 1334; Johann II, 1357; Albert VI, mit dem Beynamen der Schöne, 1361; und der Vetter Alberts, Friedrich V, den der Kaiser, Carl IV, im Jahre 1363, auf dem Reichstage zu Nürnberg, in den Reichsfürstenstand erhub, und so gar zu seinem Statthalter ernennete. Friedrich V, theilete seine Burggrafschaft, im Jahre 1402, unter seine beyden Söhne, Johann III, und Friedrich VI. Als aber Johann III, ohne Kinder starb: so fiel die väterliche Verlassenschaft an Friedrich VI.

Im Jahr 1408, that dieser Fürst einen Einfall in das Gebiete der Stadt Rotweil, welche in die Reichsacht erkläret worden war, und schleifete verschiedene Schlösser. Im Jahr 1412, übernahm er die Statthalterschaft in der Mark, welche der Kaiser Sigismund ihm gegeben hatte.

Weil die letzten Churfürsten zu Brandenburg ihren Sitz nicht in der Mark hatten: so machte sich der Adel solches zu Nutze. Er war unabhängig, aufrührisch, und zu Meutereyen geneigt. Der neue Statthalter trat in ein Bündniß mit den Herzogen zu Pommern, und lieferte diesen Aufrührern bey Zossen ein

blutiges Treffen. Er trug einen vollkommenen Sieg über sie davon, und schleifete einige von denen Festungen, die ihnen zu einem Rückenhalte dieneten. Das Haus Qvitzov aber konnte er nicht eher bändigen, als bis er ihm vier und zwanzig Schlösser abgenommen hatte, die sich noch in einem guten Vertheidigungsstande befanden.

Itzo sind wir auf den schönen Zeitpunct des Hauses Hohenzollern gekommen. Weil es aber nunmehr gleichsam in ein neues Land versetzet wird: so wird es dienlich seyn, einen Begriff von dem Ursprunge und der Regierungsart von Brandenburg zu geben.

Die Länder, welche damals das Churfürstenthum Brandenburg ausmachten, waren die alte Mark, die Mittelmark, die neue Mark, die Uckermark und Pregnitz. Die neue Mark war aber an den Deutschen Orden verpfändet; und der Uckermark hatten sich die Herzoge in Pommern bemächtigt. Das Wort **Markgrafthum** bedeutet ursprünglich eine Statthalterschaft, oder Regierung an der Grenze.

Die Römer setzten zuerst Statthalter in diejenigen Länder, welche sie in Deutschland erobert hatten. Indessen bemerket man doch, daß sie niemals über die Elbe gekommen sind. Die wilde und kriegerische Gemüthsart dieser Völker, wie Tacitus sie beschreibet, scheint sie beständig wider die Unternehmungen der Römer gesichert zu haben. Die Schwaben, als die ältesten Einwohner der Mark, wurden von

den

den Vandalen, Henetern, Sachsen, und Franken, daraus vertrieben; und Carl, der Große, hatte im Jahr 780, genug Mühe, sie unter das Joch zu bringen. Es geschahe erstlich im Jahre 927, daß der Kaiser, Heinrich der Vogler, Markgrafen in diese Länder setzte, um die zur Empörung geneigten Einwohner, wie auch ihre Nachbarn, im Zaume zu halten, die ihre herumirrende Tapferkeit durch Streifereyen und Verheerungen zu üben sucheten. Siegfried, ein Schwager des Kaisers, Heinrichs des Voglers, war, nach dem Berichte Enzelts, im Jahre 927 der erste Markgraf in Brandenburg. Unter seiner Regierung wurden die Bißthümer Brandenburg und Havelberg, von dem Kaiser Otto I, gestiftet, und erstlich acht und zwanzig Jahre hernach errichtete derselbe das Bißthum Magdeburg. Von Siegfrieden an, bis auf unsere Zeiten, rechnet man neun verschiedne Linien der Markgrafen von Brandenburg; nämlich: die Sächsische, die Walbeckische, die Stadische, die Plötzkische, die Anhaltische, die Bayrische, die Luxenburgische, die Meißnische, und endlich die Hohenzollerische, welche noch itzo fortdauert.

Unter der Regierung der Sachsen, verheerete ein Vandalischer König, mit Namen Mistevojus, die Marken völlig, und verjagete die Statthalter daraus. Der Kaiser, Heinrich II, brachte dieses Land von neuen unter seine Botmäßigkeit. Die Barbaren wurden geschlagen, und Mistevojus kam, nebst 6000 von den seinigen,

nigen, dabey um. Die Markgrafen waren nun zwar wiederum eingesetzet; allein sie besassen Brandenburg deswegen nicht ruhiger. Sie hatten Kriege wider die Vandalen, und andere barbarische Völker, zu führen. Bald wurden sie geschlagen, bald trugen sie den Sieg davon. Ihre Macht wurde also nicht eher befestigt, als unter Albert dem Bären, dem ersten von der Anhaltischen oder fünften Markgräflichen Linie. Der Kaiser, Conrad III, machte ihn zum Markgrafen zu Brandenburg: Friedrich der Rothbart aber, ungefähr im Jahre 1100, zum Churfürsten. Der Fürst der Vandeln, Primislaus, der keine Kinder hatte, besaß so viel Freundschaft gegen Albert den Bären, daß er ihm, im Jahre 1144, in seinem letzten Willen die Mittelmark vermachte. Dieser Churfürst besaß damals die alte, und die Mittelmark; Obersachsen; das Anhältische, und einen Theil von der Lausnitz.

In den Archiven trift man hier eine Lücke an; und in der Geschichte findet sich eine unüberwindliche Dunkelheit, in Ansehung der Fürsten von der anhältischen Linie. Man weis, daß dieses Geschlecht im Jahre 1332, durch den Tod Waldemars II, erloschen ist. Der damals regierende Kaiser, Ludwig von Bayern, sahe die Mark als ein an das Reich verfallenes Lehn an, und gab sie seinem Sohne, Ludwig, welcher der erste von der sechsten Linie gewesen ist. Dieser Churfürst hatte drey Kriege auszuhalten, einen wider die Herzoge in Pommern,

mern, welche in die Uckermark einfielen; einen andern wider die Polen, welche die Grafschaft Sternberg verheereten; und einen dritten wider einen Betrüger, der sich Waldemar, einen Bruder des letzten Churfürsten aus dem anhältischen Hause, nennete, sich einen Anhang machte, einige Städte einbekam: endlich aber geschlagen wurde. Dieser falsche Waldemar war der Sohn eines Müllers von Belitz.

Ludwig der Römer * folgte seinem Bruder nach; und da auch dieser ohne Kinder starb: so wurde der dritte Bruder, Otto, sein Nachfolger in der Regierung. Dieser Fürst war so kleinmüthig, daß er, nach dem Tode seines Bruders, im Jahre 1373, das Churfürstenthum an den Kaiser, Carl IV, aus dem Hause Luxenburg, für 200000 Goldgülden verkaufte; und dieser bezahlte ihm nicht einmal diese mäßige Summe. Carl IV, gab die Mark seinem Sohne, Wenceslaus; und dieser wollte sie der Krone Böhmen einverleiben, wo er König war. Nach dem Tode des Wenceslaus wurde Sigismund, aus eben dem Hause, Churfürst. Die neue Mark, die der deutsche Orden dem Churfürsten Johann, abgenommen hatte, und welche von Otto dem Langen, wieder eingelöset worden war, wurde diesem Orden von neuem zugewendet. Sigismund hatte Geld nöthig, und verkaufte daher diese Landschaft den Rittern im Jahre 1402. Jodocus war der

* Er bekam diesen Beynamen deswegen, weil er zu Rom gebohren worden war.

Nachfolger Sigismunds; und man giebt vor, er habe seinen Bruder, Procopius, mit Gifte vergeben. Weil Jodocus nach der kaiserlichen Würde strebete: so verkaufte er das Churfürstenthum für 400000 Gülden an den Herzog zu Meißen, Wilhelm. Dieser Herzog besaß das Churfürstenthum nur ein Jahr lang: denn nachgehends lösete es der Kaiser, Sigismund, wiederum ein.

Diese sonderbare Gewohnheit, welche damals so sehr üblich war, die Staaten und Länder zu kaufen, und zu verkaufen, beweiset mit gnugsamer Gewißheit die Barbarey der damaligen Zeiten, und den erbärmlichen Zustand, worinne sich diese Landschaften befanden, welche man für einen so wohlfeilen Preis verkaufte. Der Kaiser, welcher die Regierung des Churfürstenthums nicht selbst abwarten konnte, setzte einen Statthalter dahin. Er erwählete hiezu den Burggrafen zu Nürnberg, Friedrich VI, einen Bruder Johannis III, aus dem Hause Hohenzollern. Die Geschichte dieses Fürsten wollen wir nunmehr beschreiben.

Friedrich I.

Im Jahre, 1415, ertheilete der Kaiser dem Burggrafen zu Nürnberg, Friedrich VI, von Hohenzollern, die Churfürstliche Würde, und das Amt eines Erzkämmerers des heiligen Römischen Reichs. Zugleich schenkete er ihm das Land Brandenburg zu einem Eigenthume.

Die-

Dieser Fürst, den wir nunmehr Friedrich I, nennen werden, erhielt die Lehn darüber von den Händen seines Wohlthäters im Jahre 1417, er besaß damals die alte, und die Mittelmark. Die Herzoge zu Pommern hatten sich der Uckermark angemaßet. Der Churfürst bekriegte sie; schlug sie bey Angermünde, und vereinigte mit der Mark wiederum eine Landschaft, die seit undenklichen Zeiten damit verbunden gewesen war.

Die neue Mark war noch immer dem Deutschen Orden verpfändet, wie in dem vorhergehenden erwähnet worden ist. Der Churfürst aber, der sich immer mehr zu vergrößern suchte, machte sich Meister von Sachsen, welches Churfürstenthum durch den Tod des letzten Churfürsten von der anhältischen Linie erledigt worden war. Der Kaiser wollte diesen neuen Zuwachs nicht genehm halten, und ertheilte dem Herzoge zu Meißen die Lehn darüber. Friedrich I, begab sich auch freywillig desjenigen, was er erobert hatte. Der Churfürst theilte seine Staaten in seinem letzten Willen. Sein ältester Sohn mit dem Beynamen der Alchymist, wurde von seinem Vater, seiner Vorrechte beraubet; und dieser ließ ihm nur Voigtland, und seinen Schmelztiegel. Sein zweyter Sohn, Friedrich, bekam das Churfürstenthum, Albert, mit dem Beynamen Achilles, erhielt die fränkischen Herzogthümer, Friedrich, mit dem Beynamen der Dicke, bekam die alte Mark. Allein durch den Tod Friedrich des Dicken wurde

 dieses

dieses Land mit dem Churfürstenthume Brandenburg wiederum vereinigt. Die natürliche Billigkeit, vermöge welcher ein Vater seine Hinterlassenschaft unter seine Kinder gleich theilen soll, wurde damals auch, in so entfernten Zeiten, beobachtet. Nachgehends wurde man gewahr, daß dasjenige, wodurch die jüngern Söhne glücklich wurden, den Anfang zum Verfalle der Häuser machte. Indessen werden wir in dieser Geschichte, noch einige Beyspiele von eben solchen Theilungen finden. Friedrich I, starb im Jahre 1440.

Friedrich II,
mit dem Beynamen der eiserne Zahn.

Friedrich II, wurde wegen seiner Stärke der **Eisenzahn** genennet. Man hätte ihn den **Großmüthigen** nennen sollen, weil er die böhmische Krone ausschlug, welche der Pabst dem George Podiebrad rauben, und ihm zutheilen wollte; wie auch die polnische Krone, da er sich erklärte, daß er dieselbe nur unter der Bedingung annehmen wollte, wenn Casimir, ein Bruder des letzten Königs, Ladislaus, sie ausschlagen würde. Durch eine solche Größe der Seele erwarb sich dieser Churfürst das Vertrauen der Völker; und die Stände von der Niederlausnitz ergaben sich ihm freywillig. Die Lausnitz war ein böhmisches Lehn. George Podiebrad, der damals König in Böhmen war, wollte dieses Land nicht unter die

Botmäßigkeit Friedrichs II, kommen lassen, und spielete den Krieg in die Lausnitz und Mark. Die Beyden Fürsten errichteten im Jahre 1462 einen Vertrag zu Guben. Vermöge desselben wurden Cotbus, Pritz, Sommerfeld, Bobersberg, Storkau und Bessekau, dem Churfürsten von der Krone Böhmen als ein Eigenthum abgetreten. Der Churfürst suchte nichts durch Unrecht an sich zu bringen: allein er wuste seine Ansprüche auszuführen, wenn sie gegründet waren. Er lösete * die neue Mark von dem deutschen Orden wiederum ein, an den sie, gemeldeter Maaßen, verpfändet gewesen war. Im Jahre 1464. starb der letzte Herzog zu Stettin, Otto III, und der Churfürst fieng einen Krieg mit dem Herzoge zu Wollgast an. Der Churfürst zu Brandenburg, Ludwig von Bayern, hatte nämlich im Jahre 1338, einen Vertrag mit den Herzogen in Pommern errichtet, vermöge dessen, Pommern, wenn die herzogliche Linie aussterben würde, wiederum an den Churfürsten zurück fallen sollte. Der Kaiser hatte diesen Vertrag bestätigt. Im Jahre 1464, wurde diese Streitigkeit durch einen Vergleich beygeleget. Der Herzog zu Wollgast blieb zwar in dem Besitze des Herzogthums Stettin; allein er wurde ein Lehnträger des Churfürsten; und Pommern huldigte ihm vorläufig. Im Jahre 1469, vereinigte Friedrich II, die Grafschaft Wernigerode, als ein erledigtes Lehn, wiederum mit der

Mark,

* Im Jahre 1445, für 100000 Goldgülden.

Mark, und nennete sich einen Herzog zu Pommern, Mecklenburg, Vandalien, Schwerin und Rostock, auf welche Herrschaften er das Recht des Rückfalls hatte.

Aus eben der Uneigennützigkeit, die ihn bewogen hatte, zwo Kronen auszuschlagen, begab er sich, im Jahre 1469, der churfürstlichen Würde, und trat das Churfürstenthum seinem Bruder, mit den Beynamen Achilles, ab; denn er hatte keine Kinder. Dieser Fürst, der in seinem ganzen Leben Uneigennützigkeit und Mäßigung von sich hatte spüren lassen, entfernete sich noch nicht von diesen Grundsätzen, und behielt sich jährlich nur eine mäßige Summe von 6000 Gulden vor. Damit lebete er als ein Weltweiser bis auf das Jahr 1471, da er endlich unter vielen Beschwerungen starb.

Albert,
mit dem Beynamen Achilles.

Albert wurde wegen seiner Klugheit und Tapferkeit Achilles und Ulysses genennet. Er war 57 Jahr alt, da sein Bruder ihm die Regierung abtrat. Seine schönsten Thaten hatte er verrichtet, da er nur noch Burggraf zu Nürnberg war. Als Markgraf zu Bareyth und Anspach bekriegte er den Herzog zu Bayern, Ludwig den Bärtigen, und bekam ihn auch gefangen. Er gewann acht Schlachten wider die Nürnberger, die sich empöret hatten, und ihm das Recht eines Burggrafen streitig

tig macheten. Er riß einem Fähndriche dieser Stadt mit Gefahr seines Lebens, die Fahne aus den Händen, und focht ganz allein wider sechzehen Mann, bis ihm die Seinigen zu Hülfe kamen. Er bemächtigte sich der Stadt Greifenberg, wie Alexander der Hauptstadt der Oxydraken, indem er ganz allein oben von der Mauer in die Stadt hinein sprang, und daselbst so lange focht, bis seine Leute die Thore einbekommen hatten, und ihm zu Hülfe kamen. Albert regierte fast das ganze Reich, weil der Kaiser, Friedrich III, ein großes Vertrauen auf ihn setzte. Er führete die Reichsarmee wider den Herzog zu Bayern, Ludwig den Reichen, und wider den Herzog in Burgund, Carl den Kühnen, an, welcher Nuis * belagert hatte; und Albert bewog diesen Fürsten zum Frieden. Wegen dieser Unterhandlung bekam er den Beynamen Ulysses; und den Namen Achilles verdienete er allemal, er mochte sich nun an der Spitze seiner Soldaten im Gefechte befinden, oder in denen Spielen, die ein Bild des Krieges sind, und die damals so sehr gewöhnlich waren. Er trug in siebenzehn Turnieren den Preis davon, und wurde niemals aus dem Sattel gehoben.

Diese Kampfspiele scheinen ihren Ursprung in Frankreich genommen zu haben. Vielleicht sind sie von den Mohren, welche Spanien über-

* Die Stadt Nuis liegt in dem Churfürstenthum Cölln.

überschwemmeten, mit ihren übrigen seltsamen Gewohnheiten in diesem Lande eingeführet worden. In der französischen Geschichte findet man, daß ein gewisser Gottfried von Preuilly, der im Jahre 1060. lebete, diese Turniere wiederum erneuert hat. Doch hatte schon Carl der Kahle, der im Jahre 844. regierete, solche Kampfspiele zu Straßburg angestellet, da sein Bruder Ludwig der Deutsche, ihn daselbst besuchte. Im Jahre 1114. kam diese Gewohnheit nach Engelland, und der König in Großbrittannien, Richard, führete sie im Jahre 1194. in seinem Königreiche ein. Johann Cantacuzenus meldet, daß bey der Vermählung der Anna von Savoyen mit dem griechischen Kaiser, Andronikus Paläologus, solche Kampfspiele, deren Gebrauch sich aus Gallien herschrieb, im Jahre 1226 angestellet worden sind. Es kamen oftmals einige dabey um, wenn der Kampf zu heftig wurde. In dem Heinrich Enigston findet man, daß im Jahre 1274, bey Gelegenheit einer Zusammenkunft des Hofes des Königs von Engelland, Eduard, und des Hofes des Herzogs von Burgund, zu Chalons, im Jahre 1274, ein Turnier angestellet worden ist, wobey viele Burgundische und Englische Ritter auf dem Platze blieben. Im Jahre 1136. wurden die Turniere in Deutschland eingeführet. Die Ritter schickten einander von einem Ende von Europa bis an das andere Fehde- oder Ausforderungsbriefe zu; und es war nür denenjenigen, die zu

Rittern

Rittern geschlagen waren, erlaubt, solche Ausforderungen zu thun. Der Inhalt solcher Briefe war ungefehr, daß dieser, oder jener, Fürst eines trägen Müssiggangs müde wäre, und daher ein Gefecht anzustellen wünschte, um seine Tapferkeit zu üben, und seine Geschicklichkeit zu zeigen. Es wurden zugleich die Zeit, die Anzàhl der Ritter, die Art der Waffen, und der Ort, wo das Turnier angestellet werden sollte, gemeldet; und den überwundenen Rittern wurde auferleget, den siegenden Rittern eine göldene, ihren Schildträgern aber eine silberne, Armkette zu geben. Die Päbste erhuben sich wider so gefährliche Lustbarkeiten. Innocenz II. sprach, im Jahre 1140, den Bann wider diejenigen aus, welche solchen Gefechten beywohnen würden, und im Jahr 1313. that Eugen III. ein gleiches in der lateranensischen Kirchenversammlung. Allein ohngeachtet man damals so vielen Gehorsam gegen die Päbste bezeigete: so konnten diese doch nichts gegen eine so schädliche Gewohnheit ausrichten. Eine eitele Ruhmbegierde, und ein falscher Begriff von der Schönheit und Artigkeit, brachten sie in Schwang; und bey den damaligen groben Sitten dieneten sie zu einem Schauspiele, zum Zeitvertreibe, und zur Beschäftigung, welches alles eben so barbarisch war, als die Zeit, da diese Gewohnheit eingeführet wurde. Nachdem der Bann schon ausgesprochen worden war, findet man in der Geschichte Nachricht von einem Turniere des Königs in Frankreich,

Carls

Carls VI, welches, im Jahre 1385, zu Camerich angestellet wurde; von einem andern Turniere des Königs, Franciscus I, zwischen Ardres und Gvines, im Jahre 1520; und von einem dritten in Paris, im Jahre 1559, wo Heinrich II, durch einen Splitter von der Lanze des Grafen von Montgommeri, im Auge verwundet wurde, woran dieser König eilf Tage hernach starb.

Daraus sieht man, daß es damals bey Albert Achilles ein großes Verdienst gewesen ist, daß er in 17. Turnieren den Preis davon trug. Also hielt man in diesen ungesitteten Zeiten eben so viel auf die Geschicklichkeit und Hurtigkeit des Leibes, als zu den Zeiten Homers geschehen ist. In unsern aufgeklärtern Zeiten pfleget man die Gaben des Geistes, und solche Tugenden, wodurch die Menschen beynahe über ihren Stand erhoben werden; wodurch sie ihre Leidenschaften unterdrücken können, und wohlthätig, großmüthig, und hülfreich sind, höher zu schätzen, als die Kriegstugenden.

Albert Achilles vereinigte nun seine Herrschaften in Franken wiederum mit dem Churfürstenthume, indem sein Bruder im Jahre 1470. abdankte. Nachdem er die Regierung angetreten hatte: so schloß er, im Jahre 1473, eine Erbverbrüderung mit den Häusern Sachsen und Hessen, wodurch die Erbfolge in ihren Staaten fest gesetzet wurde, wenn eine von ihren Linien aussterben sollte. In eben diesem Jahre theilete er seine eigenen Länder unter

seine Söhne. Johannes, mit dem Beynamen Cicero, bekam das Churfürstenthum; sein zweyter Sohn Bareyth, und der jüngste Anspach: Im Jahre 1476 legte endlich Albert die churfürstliche Regierung nieder, und überließ dieselbe dem Prinzen Johannes Cicero. Seine Tochter, die Prinzeßinn Barbara, welche sich mit dem Herzoge zu Glogau und Crossen, Heinrich, vermählete, brachte dieses letztere Herzogthum an das Haus Brandenburg. Der Vermählungsvertrag enthielt, daß, wenn der Herzog Heinrich, ohne Kinder sterben würde, der Churfürst das Recht haben sollte, jährlich 50000 Ducaten aus dem Herzogthum Crossen zu heben. Der Fall geschah. Johann Cicero nahm die Stadt Crossen in Besitz, und behauptete sich darinne. Der dritte Prinz Alberts Achilles, Friedrich der Alte, Markgraf zu Anspach, war der Großvater George Friedrichs, welcher von dem Könige in Böhmen das Herzogthum Jägerndorf erhielte. Es wird nicht undienlich seyn, bey dieser Gelegenheit mit anzumerken, daß dieser Herzog, George von Anspach und Jägerndorf, einen Vertrag mit den Herzogen zu Oppeln und Ratibor errichtet hat, vermöge dessen derjenige, der den andern überlebete, von dem andern erben sollte, wenn derselbe ohne Kinder sterben würde. Diese beyden Herzoge hinterließen keine Erben; und Georg bekam diese Herzogthümer zusammen. Nachgehends nahm Ferdinand, der Bruder Carls V, und Erbe des Königreichs

Böhmen, dem Markgrafen, George, Oppeln und Ratibor, und versprach ihm, zur Schadloshaltung, eine Summe von 130000 Gülden, die aber niemals bezahlt worden ist.

Johannes,

mit dem Beynamen Cicero.

Man nennete ihn Cicero wegen seiner natürlichen Beredsamkeit. Er söhnete drey Könige mit einander aus, welche Schlesien einander streitig machten; nämlich den König in Böhmen, Ladislaus, den König in Polen, Casimir, und den König in Ungarn, Matthias. Johannes Cicero, und der Churfürst zu Sachsen, drungen an der Spitze von 6000 Reitern in Schlesien ein, und erkläreten sich für Feinde desjenigen Königs, welcher sich weigern würde, denen Friedensvorschlägen, welche sie thäten, Gehör zu geben. Durch seine Beredsamkeit vermittelte er, wie die Jahrbücher melden, einen Vergleich zwischen diesen Fürsten, vermöge dessen Schlesien und die Lausnitz, unter die Könige in Böhmen und Ungarn getheilet wurden. Ich wollte, daß man andere Beyspiele von der Beredsamkeit dieses Fürsten beygebracht hätte: Denn hier scheinen die 6000 Reiter der stärkste Bewegungsgrund gewesen zu seyn. Ein Fürst, der Streitigkeiten durch die Gewalt der Waffen entscheiden kann, ist allemal ein großer Dia-

lecticus. Er ist ein Herkules, der durch die Keule beweget.

Johannes Cicero hatte einen Krieg mit dem Herzog zu Sagan zu führen, welcher einen Anspruch auf das Herzogthum Crossen machte. Der Churfürst schlug ihn bey dieser Stadt, und bekam ihn so gar gefangen. Man kann von den Sitten der damaligen Zeiten aus dem Beyspiele des Herzogs zu Sagan, Johannes, urtheilen. Dieser war so grausam, daß er einen Bruder verhungern ließ, mit dem er sich veruneinigt hatte. Johannes Cicero starb im Jahre 1499. Er hinterließ zween Söhne. Der eine, **Joachim**, folgete ihm in der churfürstlichen Regierung nach; und der andere, mit Namen Albert, wurde Churfürst zu Maynz, und Erzbischoff zu Magdeburg.

Joachim I,

mit den Beynamen Nestor.

Er bekam den Beynamen **Nestor**, wie Ludwig XIII. den Beynamen des Gerechten; nämlich, ohne daß man einen Grund davon anzugeben weis. Joachim war nur 16 Jahr alt, da er Churfürst wurde. Da die Grafschaft Ruppin, durch den Tod des Grafen von Lindau, Wichmann, erledigt worden war: so vereinigte der Churfürst dieses Lehn wiederum mit der Mark. Er starb im Jahre 1532, und hinterließ zween Söhne, nämlich Jo-

Joachim, der ihm in der Regierung nachfolgete, und den Markgrafen Johannes, dem er die Neue Mark, Crossen, Sternberg, und Storkau vermachte.

Joachim II.

Zu den Zeiten Joachims II. scheint man den Mißbrauch, den Fürsten Beynamen zu geben, abgeschaffet zu haben. Der Beyname seines Vaters stimmete mit der Wahrheit so wenig überein; daß er mehr ein Schimpfwort, als eine Ehrenbenennung, zu seyn schien. Die schmeichlerischen Hofleute hatten die Vergleichungen aus dem Alterthume erschöpfet, und wendeten sich nunmehr ohne Zweifel zu andern Dingen. Es ist auch glaublich, daß die Eigenliebe der Fürsten dabey nichts verlohren hat.

Joachim II. erbete das Churfürstenthum von seinem Vater, wie wir bereits angemerket haben. Im Jahre 1539. wendete er sich zu der Lehre Luthers. Die Umstände sind unbekannt, welche ihn zu dieser Veränderung veranlasset haben. So viel ist gewiß, daß seine Hofleute, und der Bischoff zu Brandenburg, seinem Beyspiele gefolget sind.

Eine neue Religion, die sich plötzlich in der Welt zeiget, Europa trennet, die Ordnung und Folge der Länder und Herrschaften verändert, und zu neuen Staatsverbindungen Gelegenheit giebt, verdienet wohl, daß wir ihren Fortgang mit einiger Aufmerksamkeit betrachten,

ten, und sonderlich untersuchen, durch was für eine Kraft sie die größten Staaten so plötzlich hat bekehren können.

Im Jahre 1400 fieng Johann Huß an, seine neue Lehre in Böhmen zu predigen. Es waren dieses eigentlich die Meinungen der Waldenser, und Wiklefs, denen er anhieng. Huß wurde auf der Kirchenversammlung zu Costnitz verbrannt *. Sein vorgegebener Märtyrtod vermehrete den Eifer seiner Jünger. Die Böhmen, deren Verstand allzugrob war, als daß sie die sophistischen Streitigkeiten der Gottesgelehrten hätten einsehen sollen, schlugen sich zu dieser neuen Sekte, bloß aus einer Neigung zur Unabhängigkeit und Meuterey, welche diesem Volke ziemlich eigen ist. Die Neubekehrten schüttelten das Joch des Pabstes von sich ab, und bedieneten sich ihrer Gewissensfreyheit, um das Laster ihrer Empörung dadurch zu bedecken. So lange sie einen gewissen Mann, mit Namen Ziska, zu ihrem Oberhaupte hatten, waren sie furchtbar. Ziska trug einigemal den Sieg über die Völker der Könige in Böhmen, Wenceslaus, und Ottocar, davon. Nach seinem Tode aber wurden die Hussiten, zum Theil, aus diesem Königreiche verjagt; und man findet nicht, daß die Lehre Johann Hussens sich außerhalb Böhmen ausgebreitet habe.

* Im Jahre 1415 unter dem Pabste Johannes XXIII.

Im 14ten und 15ten Jahrhunderte hatte die Unwissenheit ihren höchsten Gipfel erreichet. Die Geistlichen hatten nicht einmal so viel gelernet, daß sie hätten Pedanten vorstellen können. Die ungebundenen Sitten, und das freche Leben der Mönche verursachten, daß Europa einhellig schrie, man möchte nur so viele Mißbräuche abschaffen. Auch die Päbste mißbrauchten ihre Gewalt dermaßen, daß es nicht mehr zu erdulden war. Leo X. trieb in der Christenheit einen Handel mit dem Ablasse, um die Geldsummen zusammen zu bringen, die er zu Erbauung der Peterskirche zu Rom nöthig hatte. Man giebt vor, dieser Pabst habe dasjenige, was der Ablaß, den man in Sachsen verkaufte, einbringen würde, seiner Schwester, Cibo, geschenket. Diese zufälligen Einkünfte wurden verpachtet. Diese seltsamen Pachter wollten sich bereichern, und suchten sich daher solche Mönche und Bettler aus, welche fähig waren, die größten Summen zusammen zu bringen. Diejenigen, denen der Ablaßkram aufgetragen worden war, verthaten davon ebenfalls einen Theil durch ärgerliche Ausschweifungen. Ein Inqvisitor mit Namen Tezel, und einige Dominikaner, die das ihnen aufgetragene Amt so übel verwalteten, gaben Gelegenheit zur Reformation. Der Generalvicarius der Augustiner, mit Namen Staupiz, dessen Orden sonst in dem Besitz dieses Handels gewesen war, befahl einem von seinen Mönchen, mit Namen Luther, wider den Ablaß

zu predigen. Im Jahre 1516 hatte Luther schon die Scholastiker angegriffen. Nunmehr regete er sich mit noch mehrerer Stärke wider diese Mißbräuche. Er brachte andere zweifelhafte Sätze auf die Bahn, und behauptete sie nachgehends, indem er sie mit neuen Beweisgründen unterstützte. Im Jahre 1520 wurde er endlich von dem Pabste in den Bann gethan. Er hatte bisher das Vergnügen gehabt, seine Meinungen ohne Zwang, und ohne Scheu, zu sagen; und nunmehr überließ er sich demselben vollends ohne Schranken. Er legte die Mönchskutte ab; verehlichte sich, im Jahre 1525, mit Catharina von Boren; und munterte, durch sein Beyspiel, die Priester und Mönche auf, sich der Rechte der Natur und Vernunft ebenfalls wiederum zu bedienen. Gab er seinem Vaterlande seine Bürger wieder: so setzete er dasselbe auch wiederum in sein Erbgut, indem er viele Fürsten auf seine Seite zog, für welche die Güter der Geistlichen eine süsse Lockspeise waren.

Der Churfürst zu Sachsen war der erste, der sich zu seiner neuen Sekte schlug. Die Pfalz, Hessen, das Hannöverische, Brandenburg, Schwaben, ein Theil von Oesterreich, von Böhmen, und von Ungarn, ganz Schlesien, und der Norden, nahmen diese neue Religion an. Die Lehren derselben sind so bekannt, daß ich nicht nöthig zu haben glaube, sie anzuführen.

Nicht lange hernach kam Calvin, im Jahre 1533, in Frankreich zum Vorschein. Ein Deutscher, mit Namen Woldemar, der ein Lutheraner war, hatte seine Meinungen dem Calvin eingeflösset, mit dem er zu Bourges Bekanntschaft gemacht hatte. Margaretha von Navarra ließ zwar dieser neuen Lehre ihren Schutz angedeihen; allein Calvin sahe sich dem ohngeachtet, zu verschiedenen malen, genöthigt, aus Frankreich zu entweichen. Poitiers war der Ort, wo er die meisten Anhänger bekam. Dieser Bekehrer, der die Gemüthsart und die Neigungen seiner Landsleute zu kennen glaubte, gerieth auf den Einfall, dieselben würden sich eher durch Lieder, als durch Gründe, bewegen lassen. Er verfertigte, wie man sagt, ein Gassenlied, wovon ein ieglicher Vers sich mit diesen Worten endigte: **ihr Mönche! ihr Mönche! ihr müsset heirathen** *. Diese Sache gewann einen erstauenswürdigen Fortgang. Calvin wendete sich nach Basel, und ließ daselbst seine **Institutiones** drucken. Hierauf bekehrete er die Herzoginn von Ferrara, eine Tochter Ludwigs XII. Im Jahre 1536, brachte er die Stadt Geneve vollends auf seine Seite, und ließ daselbst Michael Serveten verbrennen, der sein Feind war. Aus einem Verfolgten wurde er also ein Verfolger. Die reformirte Religion, die in Frankreich bald verfolget, bald geduldet wurde,

* Dictionaire de Moreri. Art. Calvin.

wurde, dienete oftmals zu einem Vorwande zu blutigen Kriegen, wodurch dieses Königreich mehr als einmal bey nahe zu Grunde gerichtet worden wäre.

Der König in Engelland, Heinrich VIII, dem der Pabst, Leo X, den Namen eines **Vertheidigers des Glaubens** beylegte, weil er wider Luthern geschrieben hatte, verliebte sich in die Anna von Bulen. Weil er nun den Pabst nicht bewegen konnte, seine Ehe mit der Catharina von Arragonien zu trennen: so schied er sich eigenmächtig von ihr. Clemens VII, der Nachfolger Leo X, handelte so unvorsichtig, daß er ihn in den Bann that. Im Jahre 1533, schüttelte Heinrich das Joch des Pabstes von sich ab; machte sich zu London selbst zum Pabste, und bahnete also der neuen Religion selbst den Weg, welche nach ihm in Engelland eingeführet wurde.

Will man nun die Ursachen des Fortganges der Reformation ganz ungekünstelt und kurz zusammen ziehen: so wird man finden, daß sie in Deutschland dem Eigennutze, in Engelland der Liebe, und in Frankreich der Neuigkeit, oder vielleicht einem Liede, zuzuschreiben ist. Man darf nicht glauben, daß Johann Huß, Luther, oder Calvin, große Geister gewesen sind. Es gehet mit den Häuptern der Sekten wie mit den Abgesandten. Ein Mann von mittelmäßiger Fähigkeit kömmt hierbey oftmals am weitesten, woferne nur die Bedingungen, die er vorschlägt, vortheilhaft

sind. In den Zeiten der Unwissenheit herrschen fanatische Köpfe und Reformirer. Itzo scheint der menschliche Verstand endlich der Streitigkeiten und Zänkereyen satt geworden zu seyn. Man läßt die Gottesgelehrten, und die Lehrer der Metaphysik, auf ihren Schulbänken immerhin ihre Beweisthümer und Gründe vorbringen; und seit dem die Geistlichen in den protestantischen Ländern nichts mehr zu verlieren haben: so finden die Häupter neuer Sekten auch nichts mehr dabey zu gewinnen.

Der Churfürst, Joachim II, erlangete, durch die Genüßung des Abendmahls unter beyderley Gestalt, die Bißthümer Brandenburg, Havelberg, und Lebus, und vereinigte dieselben mit der Mark. Er trat nicht mit zu der Vereinigung, welche die protestantischen Fürsten, im Jahre 1535, zu Schmalkalden errichteten. Er erhielt in seinem Churfürstenthume die Ruhe, da indessen der Krieg Sachsen, und die benachbarten Länder, verheerete. Im Jahre 1546, fieng sich der Religionskrieg an, und endigte sich mit dem Passauischen und Augspurgischen Frieden.

Der Kaiser, Carl V, war das Haupt der Katholischen. Der vortreffliche und unglückliche Churfürst zu Sachsen, Johann Friedrich, und der Landgraf zu Hessen, Philipp der Großmüthige, waren die Anführer der Protestanten in Sachsen, bey Mühlberg. Der Kaiser, und der Cardinal Granvella, bedieneten sich einer unanständigen List, um den Landgrafen zu

Hessen

Hessen zu betrügen. Carl V, hielt sich, wegen eines zweydeutigen Ausdrucks in einem sichern Geleitsbriefe, für berechtigt, den Landgrafen in das Gefängniß zu legen, wo derselbe auch einen großen Theil seines Lebens zugebracht hat. Der Churfürst, Joachim, der wegen dieses sichern Geleites die Gewähr geleistet hatte, wurde durch diesen Bruch der Treue dergestalt aufgebracht, daß er, in der Hitze des Zornes, den Degen wider * den Herzog von Alba zog; doch brachte man sie noch aus einander. Johann Friedrich von Sachsen wurde abgesetzet, und der Kaiser gab dieses Churfürstenthum dem Prinzen Moriz von der Albertinischen Linie. Indessen wollte Joachim das Interim nicht annehmen, welches der Kaiser hatte bekannt machen lassen.

Der Kaiser trug den Churfürsten zu Sachsen und Brandenburg auf, Magdeburg zu belagern. Diese Stadt ergab sich, nachdem sie sich vierzehen Monate lang vertheidigt hatte. Die Punkte wegen der Uebergaben waren so gelinde, daß es dem Kaiser schwer fiel, sie zu bestätigen. Weil der Erzbischoff zu Magdeburg mit Tode abgegangen war: so erwähleten die Domherren an seine Stelle den Bischoff zu Havelberg, Friedrich, den zweyten Sohn des Churfürsten, Joachim. Nach dem Tode desselben vermochte der Churfürst so viel, daß sein dritter Sohn, mit Namen Sigismund, der ein Protestant

* Er war kaiserlicher Abgesandter zu Berlin.

Protestant war, zum Erzbischoffe erwählet wurde. Dieser Churfürst ließ im Jahr 1555, die Festung Spandau bauen. Der Baumeister derselben hieß Giromela. Man muß gewiß damals von allen Künsten über die massen wenig gewust haben, weil man auch in den geringsten Sachen zu Fremden seine Zuflucht nehmen mußte. Wie konnte man aber Plätze vertheidigen, wenn man sie nicht zu befestigen wuste? Der Markgraf Johannes, ein Bruder des Churfürsten, ließ zu gleicher Zeit an den Festungswerken von Cüstrin arbeiten. Vielleicht war es damals Mode, die Plätze zu befestigen. Der Kaiser, Carl V, gab davon ein Beyspiel bey Gand, Antwerpen und Meiland. Hätte man einen deutlichen Begriff von dem Nutzen der Befestigungen gehabt: so würde man auch Baumeister dazu gehabt haben. Im Jahre 1566, erhielt Joachim II, von seinem Schwager, dem Könige in Polen, Sigismund August, die Anwartschaft auf die Länder des Herzogs in Preußen, Albert Friedrichs von Brandenburg, wenn derselbe ohne Erben mit Tode abgehen sollte. Joachim machete sich dagegen anheischig, der Krone Polen mit einer gewissen Anzahl von Hülfsvölkern beyzuspringen, so oft sie feindlich angegriffen werden würde. Die Regierung dieses Fürsten war gelinde und friedsam. Man beschuldigte ihn, daß er die Freygebigkeit bis zur Verschwendung trieb. Er starb im Jahr 1571.

Johann

Johann George.

Johann Georg erbete von seinem Vater, Joachim II, das Churfürstenthum, und von seinem Vetter, dem Markgrafen Johann, die Neue Mark. Seine Regierung war friedsam, und dienet hier nur zu Ergänzung der chronologischen Folge in der Geschichte. Es ist anzumerken, daß eine von seinen Gemahlinnen eine Prinzeßin von Liegnitz, mit Namen Sophia, gewesen ist. Die Linie der Markgrafen von Bareyth und Anspach erlosch. Er theilete diese Länder unter seine beyden jüngsten Söhne. Der ältere von ihnen, Christian, war der Stammvater des neuen Hauses Bareyth, und Ernst stiftete die anspachische Linie. Der Churfürst starb im Jahre 1598.

Joachim Friedrich.

Joachim Friedrich war 52 Jahr alt, da er zur Regierung gelangete. Bey Lebzeiten seines Vaters hatte er die Bißthümer Magdeburg, Havelberg, und Lebus. Da er Johann Georgen in der Regierung nachfolgete: so trat er das Erzbißthum Magdeburg, einem von seinen Söhnen, mit Namen Christian Wilhelm, ab. Zur Zeit der Unsinnigkeit des Herzogs, Albert Friedrich, verwaltete er die Regierung in Preußen. Er erbte das Herzogthum Jägerndorf, und trat dasselbe einem von seinen Söhnen, mit Namen Johann Georg, ab, um ihn

ihn wegen des Bißthums Straßburg schadlos zu halten, dessen er sich hatte begeben müssen. Damals wurden die Erbländer oftmals getrennet, und eben so oft wiederum vereinigt. Die schlimme Staatskunst der Fürsten machte die Mühe unangenehm und vergebens, welche sich das Glück gab, um ihr Haus zu vergrößern.

Joachim Friedrich war der erste, der einen Staatsrath einführete. Nun kann man urtheilen, wie es mit der Verwaltung der Regierung, der Gerechtigkeit, und der Einkünfte in diesem groben und wilden Lande ausgesehen haben müsse, da zu solchen Verrichtungen nicht einmal gewisse Personen ernennet waren.

Ohne Zweifel sahe dieser Regent, wie nothwendig es war, für die Erziehung der Jugend zu sorgen. Denn in dieser Absicht stifftete er die Schule in Joachimsthale. Es werden daselbst, der Stifftung zu Folge, 120 Personen erzogen, gespeiset, und in den schönen Wissenschaften unterrichtet. Der große Churfürst verlegte nachgehends diese Schule nach Berlin. Die Armuth des Landes, und das wenige Geld, welches unter den Leuten war, gaben dem Churfürsten zu denen Verordnungen Gelegenheit, die er wegen des Aufwands der Einwohner in seinen Landen ausgehen ließ. Er starb im Jahre 1608, im 63sten Jahre seines Alters.

Johann Sigismund.

Johann Sigismund hatte sich im Jahre 1594, zu Königsberg, mit der Anna, der einigen Tochter des Herzogs in Preußen, Albert, und Erbin dieses Herzogthums, und der Clevischen Lande, vermählet. Die clevischen Lande waren Jülich, Berg, Cleve, die Mark, Ravensberg, und Ravenstein. Dieser Bissen war zu anlockend, daß er nicht die Begierde aller dererjenigen hätte rege machen sollen, welche Hoffnung hatten, daran Theil zu nehmen.

Ehe wir von den Gerechtsamen der Churfürsten zu Brandenburg, und der Herzoge von Neuburg, reden, wird es dienlich seyn, die Ansprüche Sachsens zu erläutern, damit wir die Sachen nicht unter einander werfen. Der Kaiser Maximilian, hatte die Anwartschaft auf diese Länder den Fürsten von den beyden sächsischen Linien, der ernestinischen, und der albertinischen, ertheilet, wenn von den Herzogen zu Cleve gar keine männlichen, oder weiblichen Erben vorhanden seyn würden. Denn die Urkunde, die der Herzog zu Jülich, Georg Wilhelm, von dem Kaiser erhielt, beweiset, daß dieses ein Weiberlehn war. Der letzte Churfürst zu Sachsen von der ernestinischen Linie, Johann Friedrich, vermählte sich mit der Sybilla, einer Tochter des Herzogs zu Jülich, Johannes III.

Der Herzog zu Cleve, Wilhelm, ein Sohn des Herzogs Johannes, vermählete sich mit der Tochter

Tochter Ferdinands, einer Nichte des Kaisers, Carls V. Zu dieser Vermählung kam noch das Mißvergnügen des Kaisers, daß Friedrich von Sachsen einer von denenjenigen war, welche den schmalcaldischen Bund errichtet hatten. Der Kaiser wurde dadurch bewogen, dem Herzoge Johann Wilhelm das ihm ertheilte Recht zu bestätigen, daß er, in Ermangelung männlicher Erben, seine Töchter zu Erbinnen einsetzen könnte. Der Sohn dieses Herzogs, welcher, wie er selbst, den Namen Johann Wilhelm führete, starb im Jahr 1609, ohne Erben. Also fielen diese Lande an seine Schwestern. Die älteste, mit Namen **Maria Eleonora**, hatte sich mit dem Herzoge in Preußen, Albert Friedrich vermählet.

Die zweyte, **Anna**, vermählete sich mit dem Fürsten von Pfalzneuburg. Die dritte, **Magdalena**, war eine Gemahlinn des Pfalzgrafen von Zweybrück. Die vierte, **Sibylla**, war an einen Prinzen von Oesterreich, und Grafen von Burgund, vermählet.

Diese vier Prinzeßinnen, und ihre Kinder, machten Anspruch auf diese Lande. Das Haus Sachsen hatte, nebst dem Rechte des Rückfalls, auch die Vermählung des Churfürsten, Friedrich, mit der Prinzeßinn Sibylla, einer Muhme des verstorbenen, für sich anzuführen.

Die Gemahlinn Alberts von Preußen, Maria Eleonora, gründete ihr Recht auf ihren Vermählungsvertrag vom Jahre 1572,

worin-

worinnen ausdrücklich stund, daß, wenn ihr Bruder ohne Kinder sterben würde, sie und ihre Nachkommen, die sechs Herzogthümer erben sollten, und zwar vermöge der Grundverträge von den Jahren 1418 und 1496, nach welchen die ältesten Prinzeßinnen das Recht der Erbfolge haben. Der Herzog in Preussen machte sich anheischig, den Schwestern seiner Gemahlinn 200000 Goldgülden zu bezahlen, um sie durch diese Summe wegen aller ihrer Ansprüche zufrieden zu stellen. Hätte Maria Eleonora bey dem Absterben ihres Bruders noch gelebet: So ist es sehr wahrscheinlich, daß keine Streitigkeiten vorgefallen seyn würden. Da sie aber todt war: so fiel ihr Recht auf ihre Tochter, Anna, die Gemahlinn des Churfürsten, Johann Sigismund. Dieser hätten also die besagten Länder zufallen sollen, weil sie die Maria Eleonora vorstellete. Dieses war nun eigentlich die Sache worüber gestritten wurde.

Die Ansprüche der Herzoginn zu Neuburg, Anna, gründeten sich darauf, daß sie, weil ihre Schwester, Maria Eleonora, todt wäre, nunmehr in ihre Rechte einträt, und folglich, als die älteste unter ihren übrigen Schwestern, eine nähere Anverwandtinn wäre, als die Anna von Brandenburg, welche nur eine Nichte des verstorbenen war. Nur die Familienverträge, und der Vermählungsvertrag der Maria Eleonora, waren diesen Gründen entgegen.

Die beyden jüngsten Schwestern des Herzogs, Johann Wilhelm, verlangten nicht die ganze Verlassenschaft: sondern schlugen nur eine Theilung derselben vor.

Das Recht der drey jüngsten Schwestern wurde dadurch ganz zu nichte gemacht, weil sie in ihrem Vermählungsvertrage, allen ihren Rechten entsaget hatten, so lange noch Kinder von ihrer ältesten Schwester vorhanden seyn würden.

Der Churfürst, Johann Sigismund, und der Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg, wurden mit einander einig, daß sie sich in den Besitz der streitigen Lande setzen wollten: doch wollte sich ein ieglicher von ihnen sein besonderes Recht vorbehalten. Der Kaiser Rudolph, der sich dieser Länder, unter dem Vorwand, sie zu seqvestiren, bemächtigen wollte, erleichterte diesen Vergleich. Der Erzherzog, Leopold, machte in der That Anstalt, sich derselben zu bemächtigen: allein die protestantischen Fürsten setzten sich dawider, und errichteten das bekannte Bündniß, welches man die **Union** zu nennen pflegt, und wozu Johann Sigismund mit zuerst trat. Die katholischen Fürsten schlossen, um der Union das Gegengewicht zu halten, einen gleichen Vertrag zu Würzburg, der die **Ligve** genennet wird. Der Churfürst wurde von den Holländern unterstützet, welche sich vor dem kaiserlichen Seqvester fürchteten: der Herzog zu Neuburg aber von dem Könige in Frankreich, IV. Allein da dieser Heinrich

Fürst

Fürst sich rüstete, ihm zu Hülfe zu kommen: so wurde er von den Ravaillac ermordet *.

Der Churfürst hatte einen Vergleich mit dem Herzoge zu Neuburg gesuchet. Allein bey einer Zusammenkunft, die sie mit einander hatten, gab Johann Sigismund, in der Hitze, diesem Fürsten einen Backenstreich. Dadurch geriethen die Sachen von neuem in Verwirrung. Daraus kann man von den Sitten der damaligen Zeiten urtheilen. Im Jahre 1611, versuchete man einen andern Vergleich zu Jüterbock mit dem Churfürsten zu Sachsen wegen eben dieser Lande. Die Fürsten befanden sich dabey nicht zugegen: denn die Zusammenkünfte waren gefährlich worden. Allein der Herzog zu Neuburg widersprach diesem Vertrage feyerlich; und er ist auch niemals ins Werk gerichtet worden.

Der Herzog in Preußen, Albert, als der Gemahl der Maria Eleonora, und der Schwiegervater Johann Sigismunds, hatte das Unglück, daß er in eine Unsinnigkeit verfiel. Joachim Friedrich hatte, so lange sich derselbe in so traurigen Umständen befand, die Regierung von Preußen verwaltet; und Johann Sigismund verwaltete dieselbe nachgehends gleichfalls. Der König in Polen, Sigismund III, ertheilte ihm, für ihn, und seine Nachkommen, die Lehn über Preußen. Dieses war die dritte Belehnung, welche das churfürstliche Haus erhalten hatte.

 Da

* Man lese die Memoires de Sully.

Da Preußen durch Johann Sigismunden mit dem Hause Brandenburg wiederum vereinigt worden ist: so wird es nicht undienlich seyn, mit wenig Worten einen Begriff von dem ersten Zustande dieses Landes zu geben, wie auch davon, wie es regieret worden, und an den Herzog Albert, als den Schwiegervater des Churfürsten, gekommen ist.

Der Name **Borußia**, woraus Preußen entstanden ist, bedeutet so viel, als bey dem Fluße Russe, der ein Ast von dem Fluß Niemen ist, welcher ietzo den Namen Memel führet. Preußen wurde Anfangs von den Böhmen, Sarmaten, Russen und Wenden bewohnet. Diese Völker stacken in der gröbsten Abgötterey. Sie beteten die Götter der Wälder, Seen, Flüsse, ja auch Schlangen, und Elendthiere, an. Bey ihrer bäurischen und wilden Andacht wusten sie nichts von der Pracht der Tempel. Ihren vornehmsten Götzen, **Potrimpos, Percunos** und **Picollos**, wurde unter Eichen gedienet. Man fand dergleichen zu Romowa, und zu Heiligenbeil. Die Preußen opferten ihren falschen Göttern, so gar ihre gefangenen Feinde. Der heilige Adelbert war der erste, der diesen Völkern, gegen das Jahr 1000, die christliche Lehre predigte; und er empfieng die Märtyrkrone. Nach dem Crispus haben drey Könige in Polen, die alle den Namen Boleslaus führeten, die Preußen bekrieget, um sie zu bekehren. Nachdem aber dieselben in Kriegs-

sachen

sachen geübt worden waren: so verheerten sie Mazovien und Cujavien. Der Herzog in Cujavien, Conrad, rufte die deutschen Ordensritter aus Deutschland zu Hülfe. Hermann von Salza war damals ihr Großmeister. Im Jahre 1239, drung er in Preußen ein, und stiftete mit Hülfe der liefländischen Ritter, die eine Art von Tempelherren waren, die vier Bißthümer **Culm, Pomesan, Ermeland** und **Sahmeland**. Der Krieg des Ordens wider die Preußen dauerte 53 Jahr lang. Hierauf führeten die Ritter bald wider Polen Krieg, bald auch wider die Herzoge in Pommern, welche letztern über ihre Niederlassung in diesem Lande eifersüchtig waren. Von der Zeit an machten die Familien der Ritter den Anfang, sich in Preußen nieder zu lassen; und von ihnen stammt großen theils der Adel her, der diesem Lande itzo Ehre bringet.

Unter dem Großmeister, Conrad von Erlichhausen, erklärten sich die Städte Danzig, Thoren und Elbingen, gegen ihn, daß sie müde wären, ihm länger zu gehorchen, und sich daher dem Casimir, einem Sohne des Königs in Polen, Jagello, ergeben hätten. Der Krieg, den die Ritter und die Polen, wegen Preußen mit einander führten, dauerte dreyzehn Jahr lang. Die siegenden Polen schrieben Gesetze vor. Preußen disseits der Weichsel wurde mit diesem Königreiche verbunden, und das königliche Preußen genennet. Der Orden behielt das jenseitige Preußen; wurde aber genöthigt

nöthigt, den Ueberwindern deswegen die Huldigung zu leisten. Im Jahre 1510, wurde Albert von Brandenburg zum Großmeister des Ordens erwählet. Er war der Urenkel Alberts Achilles, wie oben gemeldet worden ist. Der neue Großmeister fieng, um die Ehre des Ordens zu retten, einen neuen Krieg wider die Polen an; und dieser nahm ein recht glückliches Ende für ihn: denn der König in Polen, Sigismund I, ernennte ihn zum Herzoge in Preußen, und machte solche Würde für diesen Fürsten, und seine Nachkommen, erblich. Albert machte sich nur anheischig, Polen die gewöhnliche Huldigung zu leisten.

Der Herzog Albert legte nunmehr, als Herr von dem jenseitigen Preußen, die Kleidung, das Kreutz, und das Wapen des Deutschen Ordens ab. Die Ritter führten sich so auf, wie die Schwächsten gemeiniglich zu thun pflegen. Sie begnügten sich damit, daß sie demjenigen feyerlich widersprachen, was sie nicht verhindern konnten. Im Jahre 1563 hatte der neue Herzog einen Krieg wider den Herzog in Braunschweig, und Befehlshaber zu Memel, Erich, auszuhalten. Erich drung an der Spitze von 12000 Mann in Preußen ein; Albert aber verrennte ihm an dem Ufer der Weichsel den Weg. Weil hier nichts merkwürdiges vorgieng, und die beyden Ufer des Flusses mit Soldaten angefüllet waren, welche Nüsse abpflückten: so nennte man diesen Feldzug den **Nußkrieg**. Im Jahr 1519,

trat Albert zu der protestantischen Religion; und Preußen folgete seinem Beyspiel nach. Im Jahr 1568, wurde sein Sohn, Friedrich Albert, sein Nachfolger in der Regierung. Der König Sigismund August, theils auch der Abgesandte des Churfürsten, Joachims II, ertheileten ihm die Lehn darüber. Dieser Albert Friedrich vermählte sich mit der Maria Eleonora, einer Tochter Johann Wilhelms, und Schwester des letzten Herzogs zu Cleve. Johann Sigismund war der Eidam und Vormund dieses Herzogs zu Preußen. Nach dem Tode seines Schwiegervaters gelangte er, im Jahr 1618, zu dem völligen Besitz dieses Herzogthums. Im Jahr 1614, hatte sich Johann Sigismund zur reformirten Religion gewendet, um sich den Einwohnern im Clevischen, welche seine Unterthanen werden sollten, gefällig zu erzeigen. Unter der Regierung des Churfürsten starb der Kaiser, Rudolph II. Die Churfürsten erwählten an seine Stelle den Bruder des verstorbenen Matthias. Da der Churfürst sahe, daß er alt und schwach wurde: so übergab er die Regierung seinem Sohne, **George Wilhelm**, und starb nicht lange hernach.

George Wilhelm.

George Wilhelm gelangte im Jahr 1619, 1619.
zur churfürstlichen Regierung. Und hierinnen war er am unglücklichsten unter allen Fürsten seines Hauses Seine Staaten wurden

in

in dem dreyßigjährigen Kriege verwüstet; und dieser hat so tiefe Spuren hinter sich zurück gelassen, daß man noch itzo, da ich dieses schreibe, Merkmale davon findet. Alle Plagen der ganzen Welt betrafen dieses unglückliche Churfürstenthum auf einmal. Es hatte zu seinem Oberhaupte einen Fürsten, der nicht fähig war, zu regieren, und zu seinem vertrauten Rathe einen Verräther * seines Vaterlands erwählet hatte. Zu gleicher Zeit entstund ein Krieg, oder vielmehr ein allgemeiner Umsturz. Das Churfürstenthum wurde von freundschaftlichen und feindlichen Heeren überschwemmet, die alle gleich raubgierig und barbarisch waren. Sie stießen wider einander wie Wellen, die durch einen Sturm erreget worden sind. Bald bedeckten sie das Land mit ihrer Menge, bald zogen sie sich zurück, nachdem sie es verheeret hatten. Damit endlich die Verwüstung ihren höchsten Gipfel erreichen möchte: so kamen diejenigen von den Einwohnern, die dem Schwerdte der Soldaten entrunnen waren, durch bösartige und ansteckende Krankheiten um.

Eben das unglückliche Schicksal, welches diesem Churfürsten verfolgte, schien auch wider alle seine Anverwandten zu wüten. George Wilhelm hatte sich mit einer Prinzeßinn des Churfürsten in der Pfalz, Friedrich IV, vermählet.

* Der Graf von Schwarzenberg Statthalter in der Mark.

mählet. Folglich war er ein Schwager des unglücklichen Friedrichs V, der zum Könige in Böhmen erwählet und gekrönet, bey Weisenberg geschlagen, der Pfalz beraubet, und von dem Kaiser, Ferdinand II, in die Reichsacht erkläret wurde. Der Herzog zu Jägerndorf, ein Oheim George Wilhelms, wurde seiner Herrschaften beraubet, weil er sich auf die Seite Friedrichs V geschlagen hatte; und der Kaiser gab seine eingezogenen Güter dem Hause Lichtenstein, welches dieselben noch itzo besitzet. Es war vergebens, daß der Churfürst dieser Gewaltthätigkeit feyerlich widersprach. Endlich wurde sein zweyter Oheim, der Administrator zu Magdeburg, abgesetzet, und in die Reichsacht erkläret, weil er sich mit zu der lauenburgischen Ligue begeben, und sich mit dem Könige in Dännemark verbunden hatte. Der Kaiser, der den Sieg über seine Feinde davon getragen hatte, herrschete nunmehr fast ganz uneingeschränkt in dem Reiche, der dreyßigjährige Krieg hatte sich im Jahre 1618, bey Gelegenheit der Empörung der Böhmen, angefangen, welche den Churfürsten in der Pfalz, Friedrich V, zu ihrem König erwählten. Weil wir uns aber nur auf diejenigen Begebenheiten einschränken, welche die Geschichte des Hauses Brandenburg unmittelbar betreffen: so wollen wir von demselben Kriege nur so viel gedenken, als zu dieser Geschichte gehöret.

Der Waffenstillstand, den die Holländer und Spanier im Jahr 1609, geschlossen hatten, gieng nunmehr zu Ende. Die clevischen Herzogthümer, wo beyde Nationen Kriegsvölker stehen hatten, wurden der Schauplatz des Krieges. Die Spanier zwangen die Besatzung in Jülich, welche die Holländer für den Churfürsten daselbst hatten, zur Uebergabe. Cleve und Lipstadt ergaben sich an den Spinola. Indessen verjagten die Holländer, im Jahre 1629, die Spanier aus dem Clevischen und nahmen wiederum einige Städte für den Churfürsten ein. George Wilhelm, und der Herzog zu Neuburg, bewogen die Spanier, im Jahre 1630, einen Theil dieser Provinzen zu räumen. Die Holländer legten Besatzungen in die Plätze des Churfürsten, und die Spanier in die Plätze des Herzogs. Allein diese Einrichtung war von keiner langen Dauer.

Im Jahr 1635, gieng der Krieg in diesen Provinzen von neuen an, und zwar mit mehrerer Heftigkeit, als zuvor geschehen war. Die ganze Zeit der Regierung des Churfürsten über waren die hiezu gehörigen Provinzen den Spaniern und Holländern gleichsam zu einem Raub ausgesetzet. Diese bemächtigten sich der Posten, überrumpelten die Städte, trugen über einander verschiedene Vortheile davon, verlohren sie aber auch wieder; und indessen wurde doch eben nichts beträchtliches gethan. Die Erpressungen der Befehlshaber, und die Räubereyen der gemeinen Soldaten,

machten damals den vornehmsten Theil der Kriegskunst aus.

Ob sich schon der Kaiser einer unumschränkten Gewalt und Regierung anmaßte: 1620.
so widersetzten sich doch die Reichsfürsten noch immer seinen herrschsüchtigen Absichten mit einer solchen Standhaftigkeit, daß er dadurch zuweilen in seinen Unternehmungen gehindert wurde. Diese Fürsten errichteten unter einander Bündnisse, wodurch man in Wien oftmals in Unruhe gesetzt wurde.

Die Churfürsten zu Brandenburg und zu Sachsen legten bey dem Kaiser für ihr Mitglied, den Churfürsten in der Pfalz, der in die Reichsacht erkläret worden war, eine Fürbitte ein, und weigerten sich, den Herzog in Bayern, Maximilian, den der Kaiser, zum Nachtheil des pfälzischen Hauses, und wider die Reichsgesetze, zu dieser Würde erhoben hatte, für einen Churfürsten zu erkennen. Nach der göldenen Bulle ist ein Kaiser nicht berechtiget, einen Churfürsten, ohne einmüthige Zusammenstimmung des gesammten Reichstags, in die Reichsacht zu erklären, oder abzusetzen. Durch diese Fürbitte wurde nichts ausgerichtet. Da der Kaiser, der nur auf seine persönliche Rache bedacht war, sich stark genug befand: so bekümmerte er sich nicht um die Freyheiten des deutschen Staatskörpers, oder um die Gesetze der Billigkeit.

Von der Zeit an sahen der Churfürst, und 1621.
seine Räthe, voraus, daß ein Krieg entstehen müßte,

müßte, und daß sie, durch die Zusammenkunft verschiedener Umstände, welche es fast unvermeidlich machten, darein selbst mit gezogen werden würden.

1622. Georg Wilhelm, wurde auf der einen Seite, durch die Rechte, die er auf die clevischen Lande zu behaupten hatte; auf der an-
1623. dern durch den dreyßigjährigen Krieg, und noch mehr durch die wegen der Religion entstandenen Streitigkeiten, welche zu allerhand Staatsränken, und mächtigen Verbindungen,
1624. Gelegenheit gaben; wie auch durch schon entstandene Kriege, und durch andere, womit sein Land bedrohet wurde, bewogen, sich zu rüsten, um solche Kriege auszuhalten, wenn er sie nicht länger vermeiden könnte. Sein erster und vertrauter Rath, der Graf von Schwarzenberg, schlug zu verschiedenen malen vor, man sollte ein Heer von 20000 Mann anwerben; und dieses sollte zu den Diensten des Kaisers gebraucht werden. Allein man nahm so schlimme Maaßregeln, und man machte so lächerliche Einrichtungen, daß kaum 6000 Mann zusammen gebracht wurden. Der Fortgang der Reformation, wodurch Deutschland in zwo mächtige Partheyen getheilet wurde, gab unvermerkt zu einem öffentlichen Kriege Gelegenheit. Den Protestanten war daran gelegen, ihre freye Religionsübung zu behaupten, und die Güter der Geistlichen zu behalten, die sie eingezogen hatten. Sie schlossen daher ein Bündniß zu Lauenburg. Der König

nig in Dännemark, Christian IV, und die Herzoge zu Lüneburg, Hollstein und Mecklenburg, wie auch der Administrator zu Magdeburg, als Oheim, des Churfürsten, traten demselben bey. Der Kaiser schöpfete deswegen einen Argwohn. Er hielt es sich für unanständig, den Weg der Unterhandlung und Gelindigkeit zu erwählen, um die Gemüther zu einem Vergleiche zu bewegen. Er ließ daher den Tilly, 1625.
an der Spitze von 12000 Mann, in den Niedersächsischen Kreis einrücken. Tilly zeigete sich vor Halle; und ob sich schon die Stadt, ohne Widerstand, ergab: so ließ er sie doch plündern. Zu gleicher Zeit ruckte Wallenstein, mit 12000 Oesterreichern, in die Bißthümer Halberstadt und Magdeburg ein. Der Administrator zu Magdeburg, Christian Wilhelm, wurde abgesetzt *; und das Capitel ernennte hiezu, wider die Erwartung des kaiserlichen Hofes, einen jüngern Prinzen des Churfürsten zu Sachsen, mit Namen August. Der abgesetzte Administrator ließ seine Völker zu denenjenigen stossen, welche der König in Dännemark in Niedersachsen hatte einrücken lassen, um das lauenburgische Bündniß zu unterstützen. Christian Wilhelm, und der Graf von Mansfeld, als der Oberbefehlshaber über dieses Heer, griffen den Wallenstein an der dessauischen Brücke an, und wurden geschlagen.

Sie

* Der Kaiser hegte die Absicht, diese Würde seinen Prinzen zuzuwenden.

Sie wendeten sich, nach ihrer Niederlage, in die Mark Brandenburg, und plünderten dieselbe. Ein andrer Haufen, den der König in Dännemark in Niedersachsen, in der Gegend von Huter, stehen hatte, wurde von dem Tilly zu gleicher Zeit geschlagen. Durch die Nachbarschaft und die Siege der kaiserlichen wurde George Wilhelm endlich genöthigt, sich dem Willen des Kaisers zu unterwerfen, und sich die neue Würde Maximilians von Bayern gefallen zu lassen.

1626. Der König in Dännemark, hatte sich von seinen Niederlagen erholet, und zeigete sich, im folgenden Jahre, mit zwey Heeren. Er selbst führte das eine an, und der Administrator das andere. Weil er aber durch den gehabten schlechten Fortgang niedergeschlagen worden war: so wagte er es nicht, sich vor dem Tilly zu zeigen, der Brandenburg, Rathenau, Havelberg und Perleberg, inne hatte.

Mansfeld versammelte gleichergestalt den Ueberrest seines Heeres, und rückte, wider den Willen des Churfürsten, in die Marken ein. Die Kaiserlichen schickten 7000 Mann wider ihn aus, und der Churfürst ließ 800 Mann, unter der Anführung des Obersten Kracht, dazu stossen. Dieses Heer setzte über die Warthe, und zerstreuete die flüchtigen mansfeldischen Völker. Aus dieser schwachen Hülfe, welche der Churfürst damals leistete, erhellet deutlich, daß er nur wenig Volk auf den Beinen hatte.

Die

Die Kaiserlichen machten sich die erhaltenen Vortheile zu Nutze, und legten in ganz Pommern Besatzungen. Da es auch einiger massen wahrscheinlich war, daß der König in Schweden, nach dem Beyspiel des Königs in Dännemark, die Parthey der protestantischen Fürsten in Deutschland ergreifen würde, da die Katholischen dieselben zu unterdrücken suchten: so bediente sich der Kaiser dieses Vorwands, und wollte sich auch damals als einen Beschützer des Reichs erweisen, da er in geheim die Absicht hegte, mit diesem Herzogthum, welches, nach dem Tode des Herzogs Bogislaus, der keine Erben hinterlassen hatte, an den Churfürsten fiel, nach seiner Willkühr zu schalten. Stralsund that den Kaiserlichen Widerstand. Wallenstein belagerte diesen Ort: hub aber die Belagerung auf, nachdem er 12000 Mann dabey verlohren hatte. Diese Anzahl scheint mir um ein großes vergrößert zu seyn, indem man sich damals nur kleiner Heere bediente. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Geschichtschreiber der damaligen Zeiten etwas hinzu gesetzt haben, um die Sache um so viel wunderbarer zu machen. Die Stadt Stralsund, die sich, durch ihre Tapferkeit, noch behauptet hatte, wollte sich auf ihre Macht nicht ferner verlassen; schloß daher ein Bündniß mit dem König in Schweden, Gustav Adolph, und nahm eine schwedische Besatzung von 9000 Mann ein. Indessen war 1627.
der Kaiser durch den glücklichen Fortgang seiner

ner Heerführer in Deutschland hochmüthig worden. Er hielt dieses für eine beqveme Gelegenheit, die protestantischen Fürsten, und die neue Religion, zu unterdrücken; und daher ließ er seinen beruffenen Wiedererstattungsbefehl ausgehen. Hiedurch wurde den protestantischen Fürsten auferleget, der Kirche die Güter wieder zu geben, deren sie sich, wegen der Reformation, nach dem passauischen Vertrage *, bemächtiget hatten. Sie würden alle dabey ansehnlichen Verlust erlitten haben; und das Haus Brandenburg würde der Bißthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus, beraubet worden seyn. Auf dieses Zeichen wafneten sich die Protestanten von neuen wider die Katholischen.

Ferdinand II schränkete seine ehrgeizigen Absichten nicht auf die Unterdrückung der Reichsfürsten ein. Er hatte beständig ein Auge auf das Erzbißthum Magdeburg. Indessen sahe sich Wallenstein, der seit mehr, als sieben Monaten, diese Hauptstadt belagerte, genöthigt, die Belagerung mit Schimpf aufzuheben. Die Unruhen in Deutschland dürfen uns nicht hindern, einen Augenblick lang diejenigen zu betrachten, welche in Polen entstanden sind.

Der

* Im Jahr 1552 hatte man verfüget, daß man wegen der Religionsangelegenheiten in Ruhe bleiben sollte; es sollte auch niemand beunruhigt werden, bis die Sache auf dem Reichstage entschieden seyn würde.

Der König in Polen, Sigismund, machte
Ansprüche auf das Königreich Schweden, wel-
ches Gustav Adolph damals regierte. Der
König in Schweden war hurtiger, und ein
größerer Mann, als sein Gegner, und kam
demselben daher zuvor. Gustav Adolph rück-
te, indem Sigismund sich rüstete, ihn zu be-
kriegen, in Preußen ein *, eroberte die Fe-
stung Pilow, und hatte großen Fortgang sowol
in Liefland, als auch in dem polnischen Preus-
sen. Zu Danzig unterschrieb er einen Waf- 1629.
fenstillstand mit den Polen auf sechs Jahr,
worinne der Churfürst mit begriffen war, und
welchen man hernach bis auf 26 Jahr ver-
längerte. In diesem Vertrage wurde von Ge-
org Wilhelm als einem Lehnträger der Krone
Polen geredet. Im Jahr 1626, hatte er, zu
Warschau, persönlich die Lehn über Preußen
erhalten.

Der König in Schweden hegte die Absicht, in Deutschland einzurücken, um aus denen Trennungen seinen Vortheil zu ziehen, wodurch dasselbe zerrissen wurde, und wozu noch die Unruhen kamen, welche durch den von dem Kaiser bekannt gemachten Wiedererstattungsbefehl immer noch mehr vergrößert wurden. Gustav ließ, nach der Gewohnheit der Könige, ein Manifest ausgehen, worinnen er seine Beschwerden wider den Kaiser umständlich bekannt machte. Seine Klagen bestunden dar-

* Im Jahr 1625.

inne, daß der Kaiser dem Könige in Polen * eine mächtige Hülfe zugeschickt; seinen Bundsgenossen, den Herzog zu Mecklenburg abgesetzt; und wider die Stadt Stralsund Gewaltthätigkeiten ausgeübet hätte, mit welcher Gustav ein Bündniß errichtet hatte. Der Kaiser hätte darauf antworten können, daß er mit dem Könige in Polen in einem Bündnisse stünde, und sich daher genöthigt gesehen hätte, ihm zu Hülfe zu kommen, weil er sich dazu anheischig gemacht hatte; der Herzog in Mecklenburg würde nicht abgesetzt worden seyn, wenn er nicht dem lauenburgischen Bündnisse beygetreten wäre; endlich stünde es einer Hansestadt, wie Stralsund war, nicht frey, andere Verträge, außer was ihre Handlung anbeträfe, mit fremden Königen und Fürsten zu schlüssen.

Wenn man die Gründe Gustavs recht erwäget, so haben sie kein größeres Gewicht, als diejenigen, deren Carl II von Engelland sich bediente, um mit den Holländern einen Streit anzufangen. Wir wollen die Sache mit wenig Worten erzählen. Der König beschwerte sich darüber, daß die Herren von Witt ein ärgerliches Gemählde ** in ihrem Hause hätten. Sollen so nichtswürdige Ursachen ganze Völker wider einander in die Waffen bringen, und

* 10000 Mann.

** Dieses Gemählde stellte ein Seetreffen vor, welches der Generaladmiral, Johann Witt, wider die Engelländer gewonnen hatte.

und den Untergang der blühendsten Länder verursachen? Sollen die Menschen ihr Blut vergießen, und ihr Leben verschwenden, um den Ehrgeiz und Eigensinn eines einzigen Menschen zu befriedigen?

Indem die Schweden sich rüsteten, in 1630. Deutschland einzufallen: so erpressete Wallenstein, der sich in dem Churfürstenthum Brandenburg fest gesetzt hatte, daraus ungeheure Geldsummen. Es war gewiß etwas sehr sonderbares, daß die Kaiserlichen so harte mit einem freundschaftlichen Lande verfuhren, dessen Fürst dem Kaiser keine Ursache zu klagen gegeben hatte. Die beweinenswürdigen Umstände, worinnen sich George Wilhelm befand, scheinen nach der Wahrheit in einer Antwort vorgestellt zu seyn, die er Ferdinanden II ertheilte, da dieser ihn auf den Reichstag zu Regenspurg einlud. Der Churfürst sagte damals: „Die Erschöpfung der Mark setzet mich außer „Stand, meinen ordentlichen Aufwand, noch „vielmehr aber die Unkosten zu einer solchen „Reise, zu bestreiten„.

Es wird von den Schriftstellern erzehlet, daß die Regimenter Pappenheims und St. Julians, die ihren Aufenthalt in der Mittelmark hatten, in 16 Monaten daraus 300000 Thaler gezogen haben. Die Mark Silber betrug damals neun Thaler: itzo beträgt sie aber zwölf Thaler. Also würde diese Summe nach unserer Münze 400000 Thaler ausmachen. Eben diese Schriftsteller versichern auch, Wal-

 lenstein

lenstein habe aus dem Churfürstenthum 20 Millionen Gülden gezogen, welches auf 17777777 Thaler betragen muß. Dieses ist gewiß mehr, als um die Hälfte, vergrößert. Die damaligen Schriftsteller bekümmerten sich nicht sehr um eine genaue Richtigkeit ihrer Erzählungen. Sie raffeten gleichsam die gemeinen Erzählungen zusammen, und gaben sie für Wahrheiten aus. Sie erwogen nicht, daß verunglückte Personen darinnen eine Erleichterung suchen, wenn sie ihr Unglück und ihren Verlust, vergrößern. Die Ungewitter, die schon seit einigen Jahren um das Churfürstenthum herum gedonnert hatten, vereinigten sich nunmehr wiederum, und bestürmten es von allen Seiten. Gustav Adolph rückte in Deutschland ein, landete auf der Insel Rügen; und vertrieb, mit Hülfe der stralsundischen Besatzung, die Kaiserlichen von derselben. Bey der Annäherung der Schweden ließ der Kaiser den Churfürsten zu Sachsen und Brandenburg melden, daß sie Lebensmittel und Kriegsnothwendigkeiten für seine Völker in Bereitschaft halten sollten. Zugleich gab er ihnen die Versicherung, daß er, in Ansehung dieses Dienstes, was sie anbeträfe, seinen Wiedererstattungsbefehl mäßigen wollte.

Indem man auf dem Reichstage zu Regenspurg das Unglück Deutschlands in schönen Reden, beweinte, und indem man sich daselbst wegen der Mittel berathschlagte, wie man es von so vielen Uebeln, und sonderlich von dem Einfalle

falle des Königs in Schweden, befreyen könnte: so machte sich Gustav Adolph, der seine Zeit nicht durch unnütze Reden verschwendete, Meister von ganz Pommern. Er legte eine Besatzung in Stettin, und verjagte aus diesem Herzogthume den Torqvato Conti, welcher der Oberbefehlshaber der Kaiserlichen war. Da dieser Feldherr sich, von den Schweden, aus Pommern vertrieben sahe: so wendete er sich in die Neuemark, und setzte sich, mit seinen Völkern, bey Frankfurt an der Oder. Gustav Adolph errichtete, als Herr von Pommern, einen Vertrag mit dem Herzoge, Bogislaus, worinne verfügt wurde, daß, wenn iemand dem Churfürsten zu Brandenburg, nach dem Tode des Herzogs die Erbfolge streitig machte, oder Schweden, wegen der Kriegsunkosten, nicht völlig schadlos gehalten worden wäre, Gustav Adolph diese Landschaft, als Seqvester, inne behalten sollte. Die Protestanten bekamen durch die Annäherung des Königs in Schweden Muth; versammleten sich zu Leipzig, und berathschlagten sich daselbst wegen ihrer Angelegenheiten. Die Stadt Magdeburg hatte sich schon mit ihm verbunden, und diesem Fürsten den Uebergang über ihre Elbbrücke zugestanden. Diesem Bündnisse zu Folge verjagte sie die Kaiserlichen von dem platten Lande. Allein Tilly kam an der Spitze seiner Armee zurück, und unternahm die in der Geschichte so beruffene Belagerung dieser Stadt. Die Churfürsten zu Brandenburg

und Sachsen mißbilligten die Aufführung der Magdeburger. Sie fasseten den Entschluß, dem Kaiser standhaft ergeben zu bleiben, und ihren Adel aufzubieten, um den Schweden Widerstand zu thun. Bey der Annäherung Gustav Adolphs ließ der Churfürst, vor den Thoren von Berlin, in der Eil, einige Befestigungswerke von Erde aufwerfen, und einige Canonen auf die Wälle pflanzen. Weil er nicht genug Soldaten, und auch nicht Zeit genug hatte, den aufgebotenen Adel zusammen zu bringen: so zwang er die Bürger, auf die Wache zu ziehen, und die Sicherheit der Stadt zu besorgen. Indessen zog Gustav Adolph durch die Mark, und eilete dem Herzog in Mecklenburg zu Hülfe. Dieser König war ein eben so großer Staatsmann, als tapferer Held. Er ließ daher unter seinen Völkern eine genaue Kriegszucht beobachten. Er hegete auch die Absicht, alle Protestanten auf seine Seite zu ziehen, und machte deswegen überall bekannt, daß er nur deswegen nach Deutschland gekommen wäre, um die Fürsten von dem Joche zu befreyen, welches der Kaiser ihnen auflegte; sonderlich aber, um die Religions-Freyheit zu behaupten. Für Frankreich und Schweden war es auf gleiche Weise nöthig, sich den herrschsüchtigen Absichten des Hauses Oesterreich zu widersetzen. Die verbanden sich gar bald mit einander, und ihr Vergleich, der schon lange zuvor auf dem Tapete gewesen war, wurde endlich zu Berwald geschlossen.

Die Kaiserlichen, deren Macht getheilet war, suchten nunmehr, dieselbe zusammen zu ziehen, um den Schweden die Spitze zu bieten. Tilly ließ einiges Volk zurück, welches Magdeburg noch immer eingeschlossen halten mußte. Er selbst rückte mit der Hauptarmee vor Frankfurt an der Oder, und stieß daselbst zu dem Torqvato Conti. Hierauf zog er durch das Churfürstenthum hindurch, in der Absicht, die Schweden anzugreifen, welche großen Fortgang in dem Mecklenburgischen hatten. Allein Gustav Adolph hatte viel mehr Glück, als der Kaiserliche Feldherr. Der König in Schweden räumte das Mecklenburgische; gieng über die Oder nach Schwed, nahm im vorbeygehen Landsberg ein, und belagerte Frankfurt, welches von 7000 Kaiserlichen vertheidiget wurde. Er nahm diese Stadt ein, und führte daraus eine große Menge Geschütz mit sich hinweg. Er machte sich auch Meister von Crossen; und hernach nahm er plötzlich seinen Weg auf Berlin zu, um Magdeburg zu Hülfe zu kommen, welches Tilly wiederum in eigner Person belagerte.

Da Gustav Adolph nach Cöpenick kam: so verlangete er von dem Churfürsten, unter dem Vorwande, seinen Rückzug sicher zu machen, daß er ihm die Festungen Spandau und Cüstrin einräumen sollte: in der That aber hegete er dabey die Absicht, George Wilhelmen wider seinen Willen auf seine Seite zu ziehen. Der Churfürst erstaunte über diesen seltsamen Antrag, und konnte sich zu nichts entschlüssen.

Die Räthe schlugen eine Zusammenkunft dieser beyden Fürsten vor. George Wilhelm gieng dem Könige eine Viertheilmeile weit von Berlin entgegen. Die Unterredung geschahe in einem kleinen Gehölze. Der Churfürst fand den König daselbst mit einer Bedeckung von 1000 Fußgängern, und vier Canonen. Gustav Adolph wiederholte den Antrag, den er George Wilhelmen bereits gethan hatte. Der Churfürst gerieth in eine grausame Verwirrung, und wußte nicht, wozu er sich entschlüssen sollte. Er bat sich eine halbe Stunde Bedenkzeit aus, damit er die Sache mit seinen Räthen überlegen könnte. Indessen unterhielte sich der Schwedische Monarch mit den Prinzessinnen, und dem Hoffrauenzimmer. So oft die Räthe George Wilhelms einmal ihre Meinung eröffnet hatten: so schlossen sie: **was zu thun? sie haben Canonen.** Nachdem sie sich lange Zeit berathschlaget hatten, und dennoch zu keinen Schlusse kommen konnten: so ersuchte man den König in Schweden, sich nach Berlin zu begeben.

Gustav Adolph zog mit seiner ganzen Bedeckung in diese Hauptstadt ein, 200 Schweden versahen die Wache in dem Schlosse zu Berlin, und die übrigen wurden bey den Bürgern einqvartiret. Den folgenden Tag lagerte sich die gesammte Schwedische Armee vor den Thoren der Stadt. Der Churfürst, der zu Hause nicht mehr Herr war, willigte in alles, was der König in Schweden verlangete.

Die Schwedischen Völker, welche die Festungen Cüstrin und Spandau inne hatten, huldigten dem Churfürsten; und der König versprach ihm, daß er ihm diese Plätze wieder einräumen wollte, so bald er sie nicht mehr nöthig haben würde. Gustav Adolph rückte bis über Potsdam hinaus, und die Kaiserlichen, welche Brandenburg und Rathenau inne hatten, zogen sich, bey seiner Annäherung zu der Armee zurück, welche Magdeburg belagerte. Der Churfürst zu Sachsen verwehrete den Schweden den Uebergang über die Elbe bey Wittenberg. Gustav wurde dadurch gehindert, der Stadt Magdeburg zu Hülfe zu kommen, wie seine Absicht gewesen war.

Diese unglückliche Stadt, welche weder Wallenstein, noch Tilly, mit Gewalt hatten einnehmen können, wurde endlich durch List überwältigt. Die Kaiserlichen waren, durch Vermittlung der Hanseestädte, in eine Unterhandlung mit den Magdeburgern getreten. Diese Zeit über schossen sie mit Fleiß nicht auf die Stadt. Die Magdeburger, welche leichtgläubig und nachläßig zugleich waren, wurden durch diese scheinbare Sicherheit eingeschläfert. Die Bürger, welche des Nachts die Wache auf dem Walle besorgen mußten, begaben sich gegen Morgen großen theils wiederum in ihre Häuser. Pappenheim, der die Belagerung führte, und schon bis an die Contrescerpe des Grabens fortgerückt war, merkte

dieses und machte sichs zu Nutze. Er machte die nöthigen Anstalten; und da des Morgens einmal der Wall schlecht besetzt war, unternahm er vier Stürme auf einmal, und machte sich, ohne großen Widerstand, Meister von den Wällen.

Die Croaten, die sich an der Elbe befanden, welche damals nicht tief war, strichen an derselben hin, ohne sich weit von dem Ufer zu entfernen, und nahmen die äußersten Befestigungswerke ein. Tilly, der sich der Canonen auf dem Walle bemächtigt hatte, ließ dieselben so richten, daß man die Gassen damit bestreichen konnte. Die Anzahl der Kaiserlichen vermehrete sich alle Augenblicke, und machte alle Bemühungen vergebens, welche die Einwohner hätten anwenden können. Also wurde diese Stadt, die eine von den ältesten und blühendesten in Deutschland ist, eingenomen, da sie es am wenigsten vermuthete, und, auf eine barbarische Weise, drey Tage lang hinter einander geplündert.

Alles, was die ungezähmte Frechheit der Soldaten erfinden kann, wenn sie durch nichts in ihrer Wuth aufgehalten werden; alles, was die wildeste Grausamkeit den Menschen einflößet, wenn eine blinde Raserey sich ihrer Sinne bemächtigt, alles dieses wurde damals von den Kaiserlichen in dieser unglücklichen Stadt ausgeübet. Die Soldaten rotteten sich gewaffnet zusammen, liefen auf den Gassen hin und wieder; und ermordeten, ohne Unterschied, alte

Greise,

Greise, Weiber, und Kinder; diejenigen, welche sich vertheidigten, und die übrigen, die ihnen keinen Widerstand thaten. Die Häuser wurden geplündert und verwüstet, die Gassen mit Blut überschwemmet, und mit Leichen bedecket; man sahe nichts, als Körper, in denen das Herz noch klopfete, und welche über einander gehäuft, oder ganz nackend ausgestreckt dort lagen. Das traurige Schreyen dererjenigen, welche man erwürgete, und das grausame Geschrey ihrer Mörder, vermischten sich in der Luft, und flösseten Schrecken ein. Bey diesem grausamen Niedermetzeln kamen die meisten Bürger um. Nur 1400 von ihnen wurden erhalten. Diese hatten sich in die Domkirche verschlossen, und wurden von dem Tilly begnadigt. Auf Morden folgte Brennen. Die Flammen stiegen von allen Seiten in die Höhe; und in wenig Stunden machten die Häuser der Privatpersonen, und die öffentlichen Gebäude, zusammen nur einen einzigen Aschenhaufen aus. Kaum 140 Häuser wurden aus dieser allgemeinen Feuersbrunst noch gerettet, 200 Jungfrauen ersäuften sich, wie man sagt, um ihre Jungfrauschaft zu erhalten. Allein dieses gehöret mit unter die fabelhaften Erzählungen, die sich besser in die Zeiten des Herodotus, als in die unsrigen geschickt hätten. Ganz Deutschland, Freunde und Feinde, beklagten das Schicksal dieser Stadt, und beweinten das Ende ihrer Einwohner. Die Grausamkeit der Kaiserlichen wurden um so viel mehr verabscheuet,

da man in der Geschichte nur wenig Beyspiele von einer so großen Unmenschlichkeit antrift. Nachdem Magdeburg verloren war: so lagerte sich Gustav Adolph zum andern mal vor Berlin. Es verdroß ihn, daß er diese freundschaftliche Stadt nicht hatte retten können; und er schob die Schuld davon auf die Churfürsten zu Brandenburg und Sachsen. George Wilhelm schickte die Churfürstinn, und alle Prinzeßinnen an seinem Hofe, in das Lager des Königs in Schweden, um denselben zu besänftigen. Endlich begab er sich selbst dahin, und bewilligte dem Könige alles, was er verlangte. Da der Churfürst nach Berlin zurück kehrte: so begrüßete ihn das Schwedische Lager durch dreymalige Lösung der Canonen. Da diese mit Kugeln geladen, und gegen die Stadt zugerichtet waren: so wurden viel Häuser und Dächer von den Kugeln beschädigt. Den Einwohnern schien diese Höflichkeit ein wenig Gothisch und Herulisch zu seyn. Den folgenden Tag gieng das Schwedische Heer über die Spree, und zog durch die Stadt.

Der Churfürst entschuldigte seine Aufführung bey Ferdinand II, und stellete ihm vor, daß er nicht im Stande gewesen wäre, der Gewalt eines mächtigen Fürsten zu widerstehen, der ihm mit gewaffneter Hand Gesetze vorgeschrieben hätte. Der Kaiser antwortete ganz trocken: die Schweden würden die Marken eben so wenig verschonen, als die Kaiserlichen gethan hätten.

Da der Churfürst zu Sachsen sahe, was für guten Fortgang die Schwedischen Waffen hatten: so schlug er sich auf diejenige Seite, wo das Glück war; und alle protestantische Fürsten folgten seinem Beyspiele. Die Schweden gaben den Churfürsten Spandau und Cüstrin wieder. Hierauf überschwemmeten sie Niedersachsen; drungen in die alte Mark ein, und nahmen die Gegend von Werben ein, die sehr anmuthig ist, und sich an dem Zusammenflusse der Havel und Elbe befindet. Tilly stund wegen des Pappenheim in Furcht, der genöthigt worden war, sich in Magdeburg einzuschlüssen. Er verließ daher Thüringen, und kam ihm zu Hülfe. Er näherte sich dem Lager des Königs in Schweden. Die glückliche Erfindungskraft dieses Fürsten, die ihm alle seine Unternehmungen erleichterte, brachte ihn auf den Einfall, den Vortrupp des Tilli zu überrumpeln, der aus drey Regimentern bestund, welche dieser General zu weit voraus gelassen hatte. Er setzete dieses sein Vorhaben selbst ins Werk, hieb die drey Regimenter nieder, und kehrte hierauf in sein Lager zurück. Tilly wollte diesen Schandfleck wiederum austilgen, und rückte gerade gegen die Schweden an. Allein das Lager war so stark befestigt, und die Anstalten des Königs waren so gut, daß Tilly sich nicht erkühnete, etwas zu wagen. Es mangelte ihm an Lebensmitteln; er wurde gezwungen, sich zurück zu ziehen, und nahm seinen Weg auf Halle zu, in der Absicht, Leipzig

zig einzunehmen, und den Churfürsten zu Sachsen zu zwingen, die Schwedische Parthey zu verlassen. Gustav Adolph merkte seine Absicht, verließ sein Lager zu Werben; gieng bey Wittenberg über die Elbe; vereinigte sich bey Düben mit den Sachsen; überfiel die Kaiserlichen, und richtete eine gänzliche Niederlage unter ihnen an. Unter dem zahlreichen Geschütze, welches der König den Kaiserlichen in der Schlacht bey Leipzig abnahm, bemerkete man viele Canonen mit dem Brandenburgischen, Sächsischen und Lüneburgischen Wape, welche die Kaiserlichen sich zugeeignet hatten. Tilly flohe, nachdem 6000 Mann von den Seinigen auf dem Platze geblieben waren, nach Thüringen, und versammelte diejenigen wiederum, welche sich nach der Niederlage noch übrig befanden.

Wir wollen den Schweden nicht in dem Laufe ihrer Siege nachfolgen. Es ist hier genug, wenn man weis, daß Gustav Adolph der Schiedsrichter von Deutschland wurde, und bis an die Donau kam. Indessen verjagte Banier, an der Spitze eines andern Schwedischen Haufens, die Kaiserlichen aus den Bißthümern Magdeburg und Halberstadt, und führte, im Namen seines Herrn, eine Regierung in diesen Landschaften ein. Die Kaiserlichen behielten nur noch die Stadt Magdeburg, wo sie eine starke Besatzung hatten.

1632. Indem Deutschland verheeret und geplündert wurde, starb der König in Polen, Sigismund,

mund,

mund, und Uladislaus wurde an seine Stelle erwählet.

Die Schweden schliefen über ihren Lorbeerkränzen nicht ein, sondern belagerten Magdeburg. Pappenheim kam aus dem Herzogthume Braunschweig, wo er sich damals befand, herzu geeilet, um der Stadt beyzuspringen. Bey seiner Annäherung hub Banier die Belagerung auf. Zu gleicher Zeit stieß der Herzog zu Lüneburg, der mit den Schweden im Bündnisse stund, mit einer schönen Armee zu Baniern. Pappenheim war nicht stark genug, einer so großen Macht zu widerstehen. Er räumte die Stadt Magdeburg, und zog sich in den Westphälischen und Fränkischen Kreis. Auch hier folgte ihm der Krieg. Die Schweden zogen in Magdeburg ein, und ermunterten die noch übrigen wenigen alten Einwohner, die Mauern ihrer Vaterstadt wieder zu bauen.

Der Kaiser, den das Unglück seiner Waffen biegsamer machte, bedienete sich einer mehr einnehmenden Sprache, um die Churfürsten zu Sachsen und Brandenburg von der Schwedischen Parthey abzuziehen. Allein diese hatten starke Gründe zu einem gegenseitigen Verfahren. Der Churfürst zu Sachsen schmeichelte sich, daß er wegen der Ueberlegenheit der Schweden, eine große Rolle in dem Reiche würde spielen können. Der Churfürst zu Brandenburg fürchtete sich vor den Kaiserlichen nicht weniger, als vor den Schweden, und wuste nicht, wozu er sich entschlüssen sollte. Endlich hielt

er es für etwas vortheilhaftes für seine Staaten, wenn er dem Glücke Gustav Adolphs folgete, welches damals so gut befestigt zu seyn schien. Er schickte auch den Sachsen einige schwache Hülfe zu, da sie einen Haufen Kaiserlicher Völker in Schlesien verfolgten, deren Anführer Balthasar von Maradas war.

Der Kaiser war über die Verweigerung dieser Fürsten erzürnet, und noch mehr über den Einfall den sie in Schlesien unternommen hatten. Um ihnen nun seine Empfindlichkeit zu zeigen, schickte er den Wallenstein mit einer großen Armee ab, um sich der beyden Churfürstenthümer zu bemächtigen. Pappenheim verließ Westphalen, und stieß zu dem Wallenstein. Weil der König in Schweden sich damals in Bayern befand: so machten sich die beyden Feldherren seine Entfernung zu Nutze, drungen in Sachsen ein, und machten sich Meister von Leipzig, Naumburg, Merseburg, Halle und Giebichenstein.

Da der König in Schweden hievon Nachricht erhielt: so eilete er Niedersachsen zu Hülfe. Nach seiner Ankunft gewann er die berussene Schlacht bey Lützen, und kam im Gefechte um. Die siegenden Schweden hielten sich für überwunden, da sie ihren Helden nicht mehr an der Spitze hatten; und die Kaiserlichen glaubten, ob sie schon geschlagen waren, den Sieg davon getragen zu haben, weil sie keinen Gustav Adolph mehr zu bestreiten hatten.

Ein solches Ende nahm dieser König, vor dem der Kaiser hatte zittern müssen; welcher die Freyheit der Deutschen Fürsten wiederum hergestellet hatte, und welchem man sonst nichts vorrücken kann, als den Fehler, der sich, zu allem Unglücke, bey den meisten großen Männern findet, daß er zu ehrgeizig war. Nach seinem Tode verjagten die Schweden die Kaiserlichen aus Niedersachsen; und alle Städte, deren Wallenstein sich bemächtigt hatte, wurden von dem Churfürsten zu Sachsen wiederum eingenommen. Oxenstiern nahm die Besorgung der Schwedischen und Deutschen Angelegenheiten über sich, und schloß, in Namen Schwedens, zu 1633. Heilbrunn ein Bündniß mit dem Fränkischen, Schwäbischen, und Ober- und Niederrheinischen Kreise.

Ob schon der Churfürst dem Heilbrunnischen Bündnisse nicht mit beygetreten war: so schickte er doch von neuem dem Arnim einige Hülfsvölker zu, unter welchem die Sächsischen Völker in Schlesien stunden. Die ganze Macht des Churfürsten bestund nur aus 3000 Reitern, und 5000 Fußgängern. Da er hörte, daß Wallenstein und Galas wiederum in Schlesien einrückten: so bot er den Adel auf, oder brachte vielmehr alle seine Unterthanen in die Waffen. Weil es ihm aber an Gelde zu ihrer Unterhaltung mangelte: so brachte er niemals eine solche Macht zusammen, die Zahlreich genug gewesen wäre, der Gewalt der Feinde Widerstand zu thun.

Wallenstein rückte mit einer Armee von 45000 Mann in Schlesien ein. Arnim wurde durch Vorschläge zu einem Vergleiche, die er ihm that, hintergangen; und er machte ihn eifersüchtig auf Sachsen. Allein plötzlich kehrte er sich gegen Steinau zu, schlug daselbst 800 Schweden; machte sich Meister von Frankfurt; schickte Partheyen aus, welche Pommern, und die churfürstliche Mark, verheereten, und forderte Berlin zur Uebergabe auf. Allein auf der einen Seite erfuhr er, daß Bernhard von Weimar Regenspurg wieder eingenommen hatte; und auf der andern, daß 9000 Sachsen und Brandenburger gegen ihn anrückten. Er zog sich daher, ohne auf seinem Vorsatz hartnäckig zu beharren, nach Schlesien zurück, und ließ eine starke Besatzung zu Frankfurt, und in einigen andern Städten. Arnim und Banier bedeckten Berlin mit ihrem Heer. Der Churfürst, der die Schwedischen Völker bey sich hatte, befand sich an der Spitze von 20000 Mann, wovon kaum der 10te Theil ihm zugehörte. Man weis noch die Namen der Brandenburgischen Regimenter, welche sich bey diesem Heere befanden, nämlich Borgsdorf, Wolkman, Franz Lauenburg, und Ehrenreich Borgsdorf. Mit diesen Völkern zeigte er sich vor Frankfurt. Tausend Oesterreicher zogen, vermöge ihrer Capitulation, aus; und die Kaiserliche Besatzung zu Crossen mit bloßen Stöcken in der Hand.

Indem Banier mit den Schwedischen Kriegsverrichtungen zu thun hatte: so war

Oren-

Oxenstiern nunmehr die Seele der Unterhandlungen. Da dieser Kanzler sahe, daß das zu Heilbrunn mit den Reichskreisen geschlossene Bündniß vortheilhaft war: so schlug er dem Ober- und Niedersächsischen Kreise ein gleiches Bündniß vor. Dieses wurde auch in der That zu Halberstadt geschlossen; und die Churfürsten zu Sachsen und Brandenburg, waren die vornehmsten Glieder desselben. Da dieser Herr sahe, daß die Schwedischen Heere überall siegeten, und daß die Reichsfürsten mit Schweden im Bündnisse stunden, oder sonst von demselben abhiengen: so glaubte er, seine Macht wäre nun dermaßen befestigt, daß ihr ins künftige nichts würde widerstehen können. In dieser Einbildung zog er auf dem Reichstage zu Frankfurt am Mayn die Maske ab, und schlug vor, daß das Reich an Schweden, um es wegen der Unkosten schadlos zu halten, die es für die protestantischen Fürsten aufgewendet hätte, Pommern, nach dem Tode des letzten Herzogs, abtreten sollte. Dieser Vorschlag, welches wir im Vorbeygehen sagen, war die wahre Auslegung des Manifestes, welches Gustav Adolph, da er nach Deutschland kam, bekannt gemacht hatte. Der Churfürst zu Brandenburg hielt sich durch diesen Vorschlag Oxenstierns, für sehr beleidigt, indem derselbe auf die Vernichtung seines Rechtes auf Pommern abzielte. Der Churfürst zu Sachsen, der sich geschmeichelt hatte, daß er Deutschland nach seinem Gefallen würde regieren können, war über die Maas-

sen eifersüchtig, auf die Macht dieses Kanzlers, und auf die trotzige Aufführung der Schweden. Das Unglück wollte, daß, bey solchen Umständen, der Erzherzog Ferdinand, und der Cardinal Infant, bey Nördlingen einen vollkommenen Sieg über die Schweden davon trugen. Dadurch wurden die Bundsgenossen vollends zum Wanken gebracht, als welche schon außer dem, wie wir bereits gesagt haben, wahre Ursachen zum Mißvergnügen hatten.

Der Kaiser suchte das wider ihn verbundene Deutschland zu trennen, und machte sich die friedfertigen Neigungen dieser beyden Churfürsten auf eine geschickte Weise zu Nutze. Er schloß mit ihnen zu Prag einen Friedens-
1635. vertrag, der den 20 Merz 1635, unterzeichnet wurde. Die Bedingungen desselben waren, der zweyte Sohn des Churfürsten zu Sachsen sollte Administrator zu Magdeburg bleiben; und Sachsen sollte die 4 * Aemter, die von diesem Erzbißthume abgetrennet waren, zu einem völligen Eigenthum behalten. Der Kaiser versprach dem Churfürsten zu Brandenburg, daß er ihn bey seinem Rechte auf Pommern schützen, und die Kirchengüter, die er besässe, nicht mehr wiederfordern wollte. Ueber dieses bestätigte er den Erbverbrüderungsvertrag zwischen den Häusern Brandenburg, Sachsen und Hessen.

Nach diesem Frieden reinigten die Kaiserlichen und Sächsischen Völker die Bißthümer Magde-

* Querfurt, Jüterbock, Bork, und Dahme.

Magdeburg und Halberstadt von den Schweden, welche sie beunruhigten. Die einzige Stadt Magdeburg hielt bey den Schweden. Pommern, Mecklenburg, und die alte Mark fühleten die Kriegsunruhen von neuem. Die Kaiserlichen und Sachsen nahmen das ganze Ufer an der Elbe und Havel ein. Dadurch liessen sich aber die Schweden gar nicht abhalten, ziemlich weit in das Land hinein zu streifen, und mit ihren Partheyen so gar bis nach Oranienburg zu dringen.

Banier suchte den Krieg von Pommern abzukehren, welches er für die Krone Schweden erhalten wollte: zog deswegen sein Heer bey Rathenau zusammen; gieng über Wittenberg nach Halle; und hoffete noch immer, daß er die Schwedische Besatzung zu Magdeburg würde befreyen können, welche die Kaiserlichen ungemein in die Enge getrieben hatten. Der Churfürst zu Sachsen, eilete in Meißen herzu, und vereinigte sich daselbst mit einer Anzahl kaiserlicher Völker, welche Morosini anführte. Man führete lange Zeit an dem Ufer der Sale Krieg. Die Sachsen nöthigten indessen Baniern, sich zurück zu ziehen; und die Kaiserlichen nahmen Magdeburg ein. Banier gieng durch das Lüneburgische, und kam wieder in die Mark. Wrangel stieß mit einer Verstärkung von 8000 Mann zu ihm. Sie überrumpelten und eroberten Brandenburg und Rathenau, wo eine kaiserliche Besatzung lag. Also wurde dieses unglückliche Churfürstenthum ein Raub

des ersten, der es einnehmen wollte. Diejenigen, welche sich Freunde nenneten, zogen eben sowohl, als die offenbaren Feinde, ungeheure Schatzungen daraus. Sie plünderten, verheerten und verwüsteten das Land, und machten sich in demselben zu Herren, so lange sie sich daselbst befanden. Alle Städte längst an der Havel hin wurden, in weniger als sechs Wochen, zweymal von den Schweden, und einmal von den Kaiserlichen, geplündert. Diese Verwüstung war allgemein. Das Land war nicht zu Grunde gerichtet; allein es war gänzlich ausgesogen.

Die damaligen unglücklichen Zeiten verursachten, daß das Glück sich niemals für eine Parthey erklärte. Anfangs schien es den Krieg unaufhörlich machen zu wollen; und hernach erhub es diejenigen plötzlich wiederum, die es zu Boden geschlagen hatte, und erniedrigte hierauf diejenigen, welche von ihm erhoben worden waren.

Die Art, wie man damals Krieg führte, war von der heutigen unterschieden. Die Fürsten wendeten nur selten große Mühe an, Völker auf die Beine zu bringen. Sie unterhielten zu Kriegszeiten ein, oder, nachdem sie mächtig waren, mehrere Kriegsheere. Die Anzahl eines ieglichen belief sich ordentlich nicht über 24000 Mann. Diese Völker lebten von dem Lande, worinne sie gebraucht wurden. Sie lagerten sich ordentlich nicht eher, als wenn sie ein Treffen liefern wollten; und daher konnten sie sich leichtlich erhalten. Wenn der

Kaiser,

Kaiser, oder der König in Schweden, ein grosses Unternehmen ausführen wollten: so ließen sie zwey Heere zusammen stossen; und dadurch gewannen sie die Oberhand. Wenn diejenigen Feldherren, deren Macht die schwächste war, dieselbe mit der feindlichen Macht verglichen hatten: so zogen sie sich zurück, ohne zu fechten; und da sie überall auf Discretion lebeten: so galt es ihnen gleich, ein Land zu verlassen, indem sie immer wiederum ein anderes fanden, welches sie plündern konnten. Auf solche Weise wurde der Krieg in die Länge verzogen; es wurde nichts entschieden; und wegen der Dauer desselben gieng mehr Volk darauf, als itzo zu geschehen pflegt. Durch die Raubereyen der Soldaten wurden die Länder, welche zu einem Schauplatze des Krieges dieneten, gänzlich verheeret. 1636.

Banier trug bey Witstock einen Sieg über die Kaiserlichen und Sachsen davon. Die Schweden bekamen auf einmal wiederum die Oberhand. Die geschlagenen und flüchtigen Völker, machten nicht eher Halte, als bey Leipzig. Die Schweden überschwemmeten die Mark von neuen. Wrangel zog in Berlin ein, und legte dahin eine Besatzung von 5 Fahnen. Nachgehends verlangte er von dem Churfürsten seine Festungen zurück. George Wilhelm, der sich nach Priz zurück gezogen hatte, antwortete ihm: er wollte sich der Willkühr der Schweden überlassen: allein die Kaiserlichen wären Herren von seinen Plätzen, und er könnte damit nicht

nach eigner Willkühr schalten. Wrangel begab sich in der Neuen Mark in die Winterquartiere.

1637. Um diese Zeit starb der trotzige Unterdrücker Deutschlands, Ferdinand II. Sein Sohn, Ferdinand III, den er zum römischen Könige hatte erwählen lassen, wurde sein Nachfolger, als ob der Thron erblich gewesen wäre. Bogislaus, dessen Geschlecht das Herzogthum Pommern seit 300 Jahren besessen hatte, starb ebenfalls in diesen unruhigen Zeiten; und mit ihm erlosch zugleich sein ganzes Haus. Die Schwedischen Heere, welche Pommern, und auch die Brandenburgischen Staaten, inne hatten, verhinderten den Churfürsten, sein Recht auf dieses Herzogthum auszuführen. Er begnügte sich damit, daß er einen Trompeter an die Stände von Pommern schickte, und ihnen anbefehlen ließ, daß sie den Schweden als Feinden begegnen sollten.

Durch diese sonderbare Gesandschaft wurde nichts ausgerichtet. Der Churfürst bediente sich ohne Zweifel deswegen eines Trompeters hiezu, weil er glaubte, dieser würde leichter, als jemand von Stande, durch die Schwedischen Völker hindurch kommen können.

Indessen verjagten die Kaiserlichen, unter der Anführung Hazfelds, und des Morosini, Baniern aus Sachsen, trieben ihn über Schwedt hinaus, und nahmen Landsberg wiederum ein. Zu gleicher Zeit reinigte Klitzing,

Klitzing, an der Spitze der Sachsen, die Mark, und das Ufer der Havel, und befreyte dieses Land von den Schweden. Der Krieg, der sich aus einem Lande in das andere zog, kam nun von neuem wiederum nach Pommern wo die Kaiserlichen durch 3000 Ungarn verstärkt worden waren, Pommern hatte mit den Marken ein gleiches Schicksal; es war gleichen Raubereyen ausgesetzt; es wurde eingenommen, wieder eingenommen, verbrannt, und verheeret.

Nunmehr wollte das Schicksal, daß die Schweden eine mächtige Hülfe erlangen sollten. Dadurch wurden sie in den Stand gesetzet, daß sie die Kaiserlichen zwingen konnten, vor ihnen bis nach Böhmen zu fliehen. Allein alles Unglück, welches die Oesterreichischen nur immer betreffen mochte, war nicht vermögend, die Churfürsten zu Brandenburg und Sachsen von dem Bündnisse abzuziehen, welches sie mit dem Kaiser geschlossen hatten.

Die Schweden erschienen zum vierten male 1639.
vor den Thoren von Berlin; und 400 Brandenburger räumeten die Stadt bey ihrer Annäherung.

Der Churfürst wollte sich wegen des Uebels rächen, welches das Churfürstenthum durch die Schweden erdulden mußte, und schlug daher vor, daß man die Feinde zu trennen suchen sollte. 4000 Preußen fielen in Liefland ein, und richteten daselbst einige Verwüstungen an.

an. Indem sie aber verabsäumeten, sich der Städte zu bemächtigen, und sich daselbst feste zu setzen: so verliessen sie gar bald wiederum dasjenige, was sie erobert hatten; und ihr Unternehmen war daher vergebens. Die Schweden liessen die Mark denjenigen Verlust empfinden, den sie in Liefland erlitten hatten. Sie überrumpelten bey Bernau 1500 Brandenburger unter der Anführung Borgsdorfs. Devitz nahm seinen Weg auf Schlesien zu, und Banier verheerte Sachsen und das Halberstädtische.

1640. Axelille, der Befehlshaber in Berlin war, schloß Spandau enge ein: Cüstrin aber, wohin sich der Churfürst, mit seiner flüchtigen Hofstatt, gewendet hatte, nur ganz leichte. Eben itzo wurde ein Landtag in Pommern gehalten; und der Churfürst schickte seine Abgeordneten dahin. Die Stände waren den Schweden nicht günstig; und die Abgeordneten des Churfürsten auf dem Reichstage zu Regenspurg vertraten daselbst die Stellen der Herzoge zu Wollgast und Stettin.

Da in diesem Jahre zu Königsberg der Preußische Landtag gehalten werden sollte: so verfügte sich George Wilhelm dahin, um daselbst auf die Bezahlung einiger rückständigen Hülfsgelder zu dringen. Allein er starb zu Königsberg den 3ten des Christmonats, und hinterließ seinem Sohne, Friedrich Wilhelm, ein verheertes Land, welches seine Feinde in Besitz genommen; über dieses wenig Solda-

ten

ten, und solche Bundesgenossen, deren Zuneigung noch ungewiß war, und von denen man sich fast gar keine Hůlfe versprechen konnte. Man kann George Wilhelmen, ohne die Gesetze der Billigkeit zu ůbertreten, nicht alles Unglůck zur Last legen, welches man zur Zeit seiner Regierung erduldet hat. Hat er Hauptfehler begangen: so bestunden sie darinne, daß er sein Vertrauen auf den Grafen von Schwarzenberg setzte, der ihn verrieth, und, nach einigen Geschichtschreibern, den Anschlag gefasset hatte, sich selbst zum Churfůrsten zu Brandenburg aufzuwerfen. Er war der katholischen Religion zugethan; er hatte beständig die Parthey des Kaisers gehalten; und verließ sich um so viel mehr auf den Schutz desselben, da die Churfůrstlichen Festungen dem Kaiser eingeräumet worden waren, und die Befehlshaber in denselben dem Kaiser den Eid der Treue geleistet hatten. Sonderlich hat man diesem Fůrsten vorzurůcken, daß er nicht, ehe seine Staaten durch den Krieg verheeret wurden, eine Armee von 20000 Mann angeworben hat, welche er doch zu unterhalten im Stande gewesen wäre. Diese Vőlker hätten zu Unterstůtzung seines Rechts auf die clevischen Lande, und noch besser zur Vertheidigung seiner Länder, dienen kőnnen. Hätte der Churfůrst eine solche Macht auf den Beinen gehabt: so wůrden Mansfeld, und der Administrator zu Magdeburg, keinen Durchzug durch das Churfůrstenthum gewagt haben, wie sie doch thaten.

Der

Der Kaiser, Ferdinand II, würde sich bestrebet haben, ihm seine Hochachtung zu bezeugen; und es würde nur auf ihm beruhet haben, ob er ein Bundsgenosse, oder Feind, der Schweden hätte seyn wollen, da er hingegen itzo gleichsam ein Leibeigner desjenigen seyn mußte, der sich zuerst einstellete.

Da George Wilhelm] keine solchen Maaßregeln mehr nahm: so ließ ihm die seltsame Verwirrung der Umstände keine weitere Wahl übrig, als unter Fehlern. Er mußte sich entweder zu den Kaiserlichen, oder zu den Schweden schlagen; und da er schwach war: so behielten seine Bundsgenossen allemal die Oberhand.

Der Eifer, mit welchem der Kaiser die Protestanten verfolgte; der beruffene Wiedererstattungsbefehl; die Absichten dieses Fürsten auf das Erzbißthum Magdeburg; und sonderlich die herrschsüchtige und uneingeschränkte Art, auf welche er Deutschland regieren wollte, konnten dem Churfürsten nichts, als Abneigung gegen den Kaiser einflössen. Die Gefahr, wenn man mit einer fremden Macht in ein Bündniß treten wollte; die unerhörten Räubereyen, welche die Schweden in dem Brandenburgischen verübten; die trotzige Aufführung Oxenstierens; und die Absicht der Krone Schweden, Pommern an sich zu bringen; alles dieses hielt George Wilhelmen ab, das Bündniß mit den Schweden einzugehen. Ueber dieses besorgte er, sie möchten sich seiner, als des

vor-

vornehmsten Werkzeuges, bedienen, um ihm die pommerischen Lande zu entreissen. Zu manchen Zeiten konnte er die Härte Ferdinands II nicht mehr ertragen, und warf sich, gleichsam aus Verzweiflung, in die Arme Gustav Adolphs. Zu andern Zeiten wurde er durch Oxenstierens Absichten auf das äusserste getrieben, und suchete wiederum Hülfe bey dem wienerischen Hofe. Er befand sich in einer beständigen Ungewißheit, ohne Stärke, und ohne Macht, und neigte sich, entweder freywillig, oder gezwungen, auf die Seite des stärksten. Das Glück, welches sich täglich bald von den Käiserlichen zu den Schweden, bald von diesen zu jenen, wendete, hatte gleichsam seine Lust daran, diesen Fürsten zu einem Schlachtopfer seiner Leichtsinnigkeit zu machen. Seine Bundesgenossen hatten also niemals ein gnugsam fortdauerndes Glück, daß sie ihn, wie sie sollten, wider die Unternehmungen ihrer gemeinschaftlichen Feinde hätten schützen können.

Friedrich Wilhelm,
der große Churfürst.

Friedrich Wilhelm wurde den 6ten des Hornungs 1620, zu Berlin gebohren. Er verdiente den Namen des **Großen**, welchen seine Unterthanen und Nachbarn ihm mit einer allgemeinen Uebereinstimmung gegeben haben. Der Himmel hatte ihn recht dazu geschaffen, daß er durch seine muntere Hurtigkeit, die

Ordnung in einem Lande wieder herstellen sollte, wie die vorige schlechte Verwaltung der Regierung eine gänzliche Verwirrung angerichtet hatte, damit er der Beschützer und Wiederhersteller seines Vaterlandes, die Ehre und der Ruhm seines Hauses seyn möchte. Das Verdienst eines großen Königs war bey ihm mit den mäßigen Glücksumständen eines Churfürsten vereinigt Er war über den Rang erhaben, den er begleitete, und zeigete in seiner Regierung die Tugenden einer starken Seele, und eines hohen Geistes. Bald mäßigte er sich in seinem Heldenmuthe aus Klugheit; bald überließ er sich dieser schönen und entzückenden Leidenschaft, welche uns zur Bewunderung zwingt. Er stellete seine alten Staaten durch seine Weisheit wiederum her, und brachte, durch seine Staatsklugheit, noch andere von neuen an sich. Er fassete Anschläge und führte sie auch selbst aus. Es waren Wirkungen seiner Treue und Redlichkeit, daß er seinen Bundsgenossen beysprung, und es waren Folgen seiner Tapferkeit, daß er seine Unterthanen vertheidigte. In unvermutheter Gefahr fand er unerwartete Hülfsmittel, und in kleinen Sachen zeigte er sich allemal eben so groß, als in wichtigen Geschäften.

Die Auferziehung des Fürsten war heldenmäßig. In einem Alter, da die Menschen ordentlich ihre Gedanken herzulallen lernen, lernete er schon siegen. Das Lager Friedrich Heinrichs von Oranien war seine Kriegsschule.

Er war zugegen, da man die Schneckenschanze und Breda, belagerte.

Schwarzenberg, der vertraute Rath George Wilhelms, der den außerordentlichen Verstand des jungen Prinzen kannte, entfernte ihn von dem Hofe seines Vaters, und ließ ihn, so lange es möglich war, in Holland: denn er hielt seine Tugenden nicht für so rein und untadelhaft, daß sie die Untersuchung eines so scharfsichtigen Aufsehers würden aushalten können. Indessen kam doch der junge Prinz, wider den Willen des Ministers, zu seinem Vater, und reisete mit dem Churfürsten nach Preußen. Hier setzte ihn der Tod George Wilhelms in den Besitz seiner Staaten.

Friedrich Wilhelm war 20 Jahr alt, da er zur Regierung gelangte. Seine Länder waren aber zum Theil in den Händen der Schweden; und diese hatten aus dem Churfürstenthum eine abscheuliche Wüsteney gemachet, wo man von den Dörfern nichts mehr sahe, als Äschenhaufen, welche verhinderten, daß kein Gras daselbst wachsen konnte: von den Städten aber nur die verfallenen Gemäuer.

Die zu den clevischen Landen gehörigen Herzogthümer waren der Raubgierde der Spanier und Holländer ausgesetzet. Diese zogen daraus unermeßliche Geldsummen, und plünderten sie, unter dem Vorwande, sie zu vertheidigen.

Preußen, welches Gustav Adolph nicht lange zuvor angefallen hatte, blutete noch von den

Wunden

Wunden, die es in diesem Kriege empfangen hatte.

In so verzweifelten Umständen, da seine Erbländer von so vielen Fürsten angefallen worden waren; da er ein Fürst war, ohne seine Länder zu besitzen; ein Churfürst ohne churfürstliche Gewalt; ein Bundsgenosse ohne Freunde; in solchen Umständen fieng Friedrich Wilhelm seine Regierung an. In dieser zarten Jugend, welche das Alter der Vergehungen und Verirrungen ist, da die Menschen gemeiniglich keines Gehorsams fähig sind, gab er schon Merkmale einer vollkommenen Weisheit, und aller dererjenigen Tugenden, von sich, welche ihn würdig machten, über die Menschen zu herrschen.

Den Anfang machte er mit Einrichtung seiner Finanzen. Er richtete sich in den Ausgaben nach der Einnahme, und trauete denenjenigen Räthen nicht, deren schlimme Verwaltung das meiste zum Unglück seiner Unterthanen beygetragen hatte. Der Graf von Schwarzenberg, welcher sahe, daß seine Gewalt eingeschränket wurde, dankete freywillig von seinen Aemtern ab. Er war nämlich Statthalter in der Mark, vorsitzender Rath, Großkämmerer, und Großcomthur von Malta. Er hatte alle wichtige Aemter in seiner Person vereinigt. Er regierte mit mehr unumschränkter Gewalt, als sein Herr. Da er nun von dem Hause Oesterreich erhoben worden war: so nahm er seine Zuflucht nach Wien, und

starb daselbst noch in eben diesem Jahre. Sein Sohn, der zum Codjutor des Ordens, und zum Comthur von Malta ernennet worden war, wurde von dem Churfürsten nicht angenommen. Dieser Fürst zwang ihn über dieses, alle dem Staate zugehörigen Aemter wieder heraus zu geben, welche sein Vater sich zugeeignet hatte.

Nach dem Tode dieses Grafen schickte der 1641. Churfürst den Freyherrn von Borgsdorf nach Spandau und Cüstrin, um die Hinterlassenschaft des Verstorbenen zu versiegeln. Die Befehlshaber in diesen Festungen weigerten sich, ihm zu gehorchen, unter dem Vorwande, daß sie nur unter dem Kaiser stünden, als welchem sie den Eid der Treue geleistet hätten. Borgsdorf ließ sich keinen Unwillen merken. Er beschwerete sich nicht durch unnütze Worte über diese trotzige und verwegene Weigerung. Er ließ den Befehlshaber in Spandau, Rochau, genau beobachten, und einsmals gefangen nehmen, da er, aus Unvorsichtigkeit, aus der Festung heraus gegangen war. Der Churfürst ließ diesem widerspenstigen Unterthanen den Kopf herunter schlagen, wie er verdiente. Die Befehlshaber in seinen übrigen Plätzen wurden durch dieses Beyspiel in Furcht gesetzet, und beqvemten sich so gleich zum Gehorsame.

Der König in Polen, Ladislaus, ertheilte 1642. Friedrich Wilhelmen die Lehn über Preußen. Dieser empfieng sie in Person, und machte sich

 anhei-

anheischig, ihm einen jährlichen Zins von 120000 Gulden zu bezahlen, und mit den Feinden dieser Krone weder einen Waffenstillstand zu treffen, noch Friede zu machen. Der Freyherr von Leben nahm von dem Kaiser, Ferdinand III, die Lehn über das Churfürstenthum ein: erhielt aber nicht die Lehn über die Clevischen Herzogthümer, weil die Streitigkeiken zwischen denenjenigen, welche darauf Anspruch machten, noch nicht entschieden waren.

1643. Nachdem man wegen dieser Feyerlichkeiten und Umstände zur Richtigkeit gekommen war: so war der Churfürst nunmehr nur auf Mittel bedacht, wie er seine Länder denenjenigen entreissen könnte, welche sich derselben unrechtmässiger Weise bemächtiget hatten. Er trat in Unterhandlungen; und seine Staatsklugheit verhalf ihm wiederum zu seinen Gütern. Er schloß einen Waffenstillstand * auf 20 Jahr mit den Schweden; und diese räumeten den größten Theil seiner Staaten. Er bezahlte den schwedischen Besatzungen, die noch einige Städte inne hatten, 140000 ** Thaler, und ließ ihnen jährlich 1000 Scheffel Getreide reichen. Er errichtete auch einen Vertrag mit den Hessen; und diese räumten ihm wiederum einen Theil von dem Clevischen ein, dessen sie sich bemächtigt gehabt hatten. Die Holländer brachte

* Zu Stockholm. Götze und Leuchtmar waren seine Gesandten.

** Ungefehr 200000 Thaler, nach unsrer Münze.

brachte er dahin, daß sie ihm einige andere Städte einräumten.

Die Europäischen Mächte wurden endlich eines Kriegs müde, dessen Last immer schwerer, und täglich immer verderblicher, wurde. Sie verlangten alle mit gleich großer Begierde nach der Wiederherstellung des Friedens unter ihnen. Die Städte Osnabrück und Münster 1645. wurden, als die beqvemsten Plätze, zu Eröfnung der Zusammenkünfte und Unterhandlungen erwählet; und Friedrich Wilhelm schickte seine Gesandten dahin. Die Menge der Gegenstände; die Verwickelung der Ursachen unter einander; so viele Ehrgeizige, die zu befriedigen waren; die Religion; die verschiedenen Vorrechte; die Gefahr des kaiserlichen Ansehens, und der Freyheiten des deutschen Staatskörpers; alle diese ungeheuren Verwirrungen, die man aus einander zu wickeln hatte, beschäftigten die Gevollmächtigten bis auf das Jahr 1647, da sie wegen der vornehmsten Friedenspunkte mit einander einig wurden.

Wir wollen den westphälichen Frieden nicht 1647. in seinem ganzen Umfange mit beyfügen. Wir wollen uns damit begnügen, daß wir von denenjenigen Puncten des Friedensvertrags handeln, welche zu dieser Geschichte gehören.

Frankreich, welches die Parthey Schwedens ergriffen hatte, verlangte, daß dieses Königreich, zur Schadloshaltung wegen der Unkosten, welche Gustav Adolph und seine Nachfolger,

folger, in diesem Kriege hatten aufwenden müssen, Pommern behalten sollte. Endlich wurde man darüber einig, Friedrich Wilhelm sollte den Schweden das disseitige Pommern, die Insuln Rügen und Wollin, die Städte Stettin, Gratz und Golnau, und die drey Mündungen der Oder, abtreten. Hiezu fügete man noch dieses, daß, wenn die männlichen Nachkommen des churfürstlichen Hauses aussterben würden, Pommern und die Neue Mark, an Schweden zurück fallen sollten; indessen sollte es beyden Häusern erlaubt seyn, die Wapen dieser Länder zu führen. Zur Schadloshaltung wegen dieses Abtritts machte man, für den Churfürsten, die Bißthümer Halberstadt, Minden und Camin, zu weltlichen Herrschaften.

Man setzte ihn in den Besitz sowol dieser Herrschaften, als auch der Grafschaft Hohenstein und Reichenstein. Er erhielt die Anwartschaft auf das Erzbißthum Magdeburg, wo Augustus von Sachsen damals Administrator war. In Ansehung der Religion verglich man sich, daß die Lutherische und Calvinische ins künftige in dem heiligen Römischen Reiche gleiches Recht mit der Römischkatholischen haben sollten.

Dieser Friede, der zum Grund aller Herrschaften, und aller Gerechtsame der deutschen Fürsten dienet, und weswegen Ludwig XIV
1648. die Gewähr leistete, wurde im Jahre 1648 bekannt gemacht.

Der

Der Churfürst, dessen Nutzen man solcher- gestalt befestigt hatte, schloß im folgenden Jah- 1649. re, einen neuen Vertrag mit den Schweden wegen der Grenzscheidung und wegen der Abtra- gung einiger Schulden, wovon Schweden nur den vierten Theil bezahlen wollte. Das Chur- fürstenthum, Pommern und die clevischen Her- zogthümer, wurden erstlich im Jahre 1650 von 1650. den Schweden und Holländern völlig geräumet. Der Herzog zu Neuburg suchte nunmehr eine eben so große Verwirrung anzurichten, als die- jenige gewesen war, woraus man sich itzo mit so vieler Mühe geholfen hatte. Er gerieth auf den Einfall, die Protestanten in dem Herzog- thume Jülich und Berg grausam zu verfolgen. Friedrich Wilhelm erklärte sich hierauf für ih- ren Beschützer. Er schickte seinen General Spar, mit einigen Völkern in das Gebiete des Herzogs aus, und ließ ihm, zu gleicher Zeit, durch die Vermittelung der Holländer, einen Vergleich vorschlagen.

Der Herzog zu Lothringen, Carl IV, ein herumirrender und herumschweifender Fürst, den Frankreich aus seinen Staaten verjagt hatte, und der mit einen kleinem Haufen Sol- daten, vielmehr ein Tartarisches, als ein Fürst- liches Leben führte, kam indessen dem Herzoge zu Neuburg zu Hülfe. Seine Ankunft hätte die friedfertigen Neigungen der beyden Par- theyen beynahe vertrieben. Indessen brachte man es zu einem Vergleiche. In Ansehung der Ordnung der Herrschaften hielt man sich

an den westphälischen Frieden *; und in Betrachtung der Gewissensfreyheit an diejenigen Verträge, welche seit dem Jahr 1612, bis auf das Jahr 1647, geschlossen worden waren.

Damals trug sich in Schweden eine Begebenheit zu, deren sonderbare Beschaffenheit die Augen des ganzen Europa auf sich zog. Die Königinn, Christina, legte die schwedische Krone nieder, und überließ sie ihrem Vetter, dem Fürsten von Zweybrück, Carl Gustav. Die Staatsmänner, die ihr Gehirne nur mit Eigennutz und Ehrgeiz angefüllet haben, tadelten diese Königinn gar sehr. Die Hofleute, die überall Spitzfindigkeiten suchen, sprengten aus, ihre Abneigung vor Carl Gustaven, mit dem sie sich vermählen sollte, hätte sie angetrieben, die Regierung aufzugeben. Die Gelehrten rühmten sie auf eine übertriebne Weise, deswegen, daß sie, aus Liebe zur Weltweisheit, den Hoheiten der Welt entsaget hätte. Wäre sie eine wahrhafte Weltweise gewesen: so würde sie sich nicht mit der Ermordung des Monaldeschi beflecket, oder, wie sie doch zu Rom that, eine Reue deswegen bezeuget haben, daß sie ihre Hoheit verlassen hatte. In den Augen der Klugen schien die Aufführung dieser Königinn recht seltsam zu seyn. Sie verdiente deswegen weder Lob noch Tadel, daß sie den Thron

* Die Herzogthümer Cleve, Mark, und Ravensberg, fielen dem Churfürsten zu: Jülich aber, Berg und Ravenstein, dem Herzoge.

Thron aufgegeben hatte. Eine solche Handlung wird nur durch die Wichtigkeit der Bewegungsgründe groß, aus denen man sich dazu entschlüßt, und durch die Großmuth, mit welcher man dabey beharret.

Kaum hatte Carl Gustav den Thron bestiegen: so war er auf Mittel bedacht, wie er sich durch die Waffen hervor thun könnte. Es fehlten noch sechs Jahr, ehe der Waffenstillstand, den Gustav Adolph mit Polen geschlossen hatte, zu Ende gieng. Seine Absicht war, Johann Casimiren, der im Jahr 1648, an die Stelle des Ladislaus, zum Könige erwählet worden war, zu bewegen, denen Ansprüchen zu entsagen, welche die Krone Polen auf Schweden machte, und ihm Liefland abzutreten.

Friedrich Wilhelm, der Carl Gustaven nicht trauete, merkte nunmehr seine Absichten. Damit er aber diesem Fürsten gefällig seyn möchte: so endigte er, durch seine Vermittelung, die Streitigkeiten der schwedischen Regierung zu Stade mit der Stadt Bremen, wegen den Freyheiten dieser Hanseestadt.

Die Schweden gaben vor, daß sie sich nur Rußlands wegen waffneten, und verlangten von dem Churfürsten seine Häfen, Pillau und Memel, wie Gustav Adolph von George Wilhelmen seine Festungen, Cüstrin und Spandau gefordert hatte. Die Umstände hatten sich seit dieser Zeit gar sehr geändert; der Fürst, an den die Schweden sich wendeten, war auch ganz ein andrer Mann, als George Wilhelm.

Der Churfürst verwarf mit Verachtung die Anforderungen, die man, auf eine so unbescheidne Weise, an ihn gethan hatte. Er setzte hinzu, wenn der König in Schweden ausdrücklich die Absicht hegte, Rußland anzugreifen: so wollte er sich anheischig machen, 8000 Mann zu diesem Kriege her zu geben; und dieses um so viel mehr, da er wegen der Siege der Moskowiter in Polen, befürchtete, dieselben möchten sich seinen Grenzen nähern. Aus dieser künstlichen Verweigerung sahen die Schweden, daß der Churfürst weder furchtsam, noch einfältig war. Indessen warnete er den freyen Staat von Polen wegen der Gefahr, womit derselbe bedrohet wurde. Dieser Staat bat ihn, daß er ihm mit seinem Geschütze, mit seinen Soldaten, und mit seinen guten Rathschlägen, beystehen möchte. Auf diese Bitte folgte eine Gesandtschaft, wodurch man ihn ersuchte, es dahin zu vermitteln, daß der Vergleich mit Schweden beschleunigt würde. Darauf folgte noch ein anderes Ansuchen, worinne man ihn inständig bat, Hülfsgelder zu Bestreitung der Kriegsunkosten zu bewilligen.

Der Churfürst kannte die unordentlichen und übereilten Berathschlagungen dieses Staates, der in seinen Entschlüssungen ungewiß, in seinen Verbindungen leichtsinnig, und bereit war, einen Krieg anzufangen, ohne zuvor Mittel dazu in Bereitschaft zu haben. Er war über dieses durch die Räubereyen der Großen erschöpfet, und seine eigenen Soldaten wollten

ihm nicht mehr gehorchen. Der Churfürst antwortete, er könne das Uebel, welches er besorgte, nicht auf sich laden, oder das Wohl seiner Länder aufopfern, um diesen Staat zu erhalten, der seine guten Dienste nur mit Undank belohnen würde.

Da ein Krieg ausbrechen wollte: so errichtete er um die Ruhe seiner Staaten in Sicherheit zu setzen, mit den Holländern ein Vertheidigungsbündniß, welches acht Jahr dauren sollte. Er suchte wiederum die Freundschaft Cromwels, der sich der Regierung so glücklich, obschon widerrechtlich, angemaßet hatte, und unter dem Namen eines Beschützers seines Vaterlandes, daselbst eine eigenmächtige und unumschränkte Herrschaft behauptete. Er suchte ein Bündniß mit Ludwig XIV, welcher seit dem westphälischen Frieden, ein Schiedsrichter von Europa worden war. Er schmeichelte auch dem Stolze Ferdinands III, um ihn auf seine Seite zu ziehen: er erhielt aber zur Antwort nur solche eitele Worte, womit die Staatskunst der Räthe das Harte einer Weigerung zu mildern suchet. Ferdinand III vermehrte die Anzahl seiner Völker, und der Churfürst folgte seinem Beyspiel.

Der Argwohn, den der Churfürst wegen 1655.
der Absichten der Schweden hegte, wurde gar bald bestätigt. Ein Haufen Schweden, welche der General Wittenberg anführte, zog durch die Neue Mark, ohne zuvor darum Ansuchung gethan zu haben, und rückete gegen die

 polni-

polnischen Grenzen zu. Kaum hatte Steinbock dieses Königreich angegriffen, so ergaben sich ihm zwo Woywodschaften in Oberpolen.

Da die ganze Stärke des Krieges gegen die Grenzen von Preußen zugekehret war: so begab sich der Churfürst an der Spitze seiner Völker dahin, damit er um so viel beqvemer seine Maaßregeln nehmen, und sie um so viel schleuniger ins Werk richten könnte. Er schloß zu Marienburg ein Vertheidigungsbündniß mit den Ständen von Polnisch-Preußen; und dieses betraf eine beyderseitige Hülfe von 4000 Mann, welche die verbundenen Partheyen einander versprachen; wie auch die Unterhaltung Brandenburgischer Besatzungen in Marienburg, Graudenz, und einigen andern Städten.

Die Schweden waren damals nicht die einigen Feinde des Königreichs Polen. Der Czaar war schon im vorigen Jahre bis in Litthauen eingedrungen. Der Vorwand zu diesem Einfall war die nichtswürdige Auslassung einiger Titel, welche die polnische Kanzley dem Czaar zu geben vergessen hatte. Es war auch etwas sehr seltsames, daß ein Volk, welches vielleicht nicht einmal lesen konnte, seine Nachbarn wegen einer grammatikalischen Kleinigkeit, wie die Aufschrift eines Briefes war, bekriegte.

Die Schweden, welche sich die Verwirrung ihrer Feinde zu Nutze machten, hatten indessen nicht geringen Fortgang. Sie waren

Herren

Herren von Preußen, qvartirten sich daselbst ein, und näherten sich der Stadt Königsberg. Durch diese Unternehmungen wurden die Umstände des Churfürsten von Tage zu Tage elender. Es war so weit gekommen, daß er fast unmöglich länger neutral bleiben konnte, ohne Preußen einem unvermeidlichen Verderben auszusetzen. Die Schweden hatten ihm zu verschiedenen malen vortheilhafte Vorschläge gethan. Er folgte daher ihrem Glücke, und 1656.
errichtete zu Königsberg einen Vertrag mit dieser Krone. Darinnen erkannte er sich für einen Lehnträger Schwedens, und versprach, ihm wegen des Herzoglichen Preußens zu huldigen, iedoch unter der Bedingung, daß man das Bißthum Wermeland für ihn secularisiren sollte. Damit Friedrich Wilhelm seinen Anhang verstärken möchte: so trat er in ein Bündniß mit Ludwig XIV. Dieser leistete ihm die Gewähr wegen seiner Länder an dem Rheine und der Wesel. Zu Marienburg verwandelte er nachgehends seinen Vertrag mit den Schweden in eine Offensivallianz. Der König und der Churfürst stellten hierauf eine Zusammenkunft in Polen an. Sie wurden daselbst wegen ihres Feldzuges einig, und sonderlich wegen der Mittel, Warschau den Polen wiederum zu entreissen, welche die Schwedischen Völker itzo daraus vertrieben hatten.

Der Churfürst zog hierauf durch Mazovien, und vereinigte sich mit der Schwedischen Armee bey dem Zusammenflusse des Bog und

der Weichsel. Die verbundenen giengen gleich zu der Zeit über ben Bog, da das Polnische Lager bey Warschau über die Weichsel gieng. Also wurden sie durch kein Hinderniß mehr getrennet.

Die Französischen Minister, von Avaugour, und von Lombres, schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß sie die Gemüther durch ihre Unterhandlungen würden aussöhnen können. Sie begaben sich deswegen oftmals aus einem Lager in das andere. Allein die Polen waren stolz auf ihre Menge *; verachteten die Verbundnen, welche nur 16000 Mann stark waren, und verwarfen trotzig als Vorschläge, welche diese Mittelspersonen thaten.

Die Polnische Armee befand sich in einem verschanzten Lager. Auf der rechten Seite hatte es einen Morast; und die Weichsel, die hinter ihrem Rücken gegen die linke Seite zufloß, bedeckte zugleich diesen Flügel. Den 28sten des Heumonats, sehr früh, rückten Carl Gustav und Friedrich Wilhelm gegen sie an.

Der König, der den ersten Haufen anführte, gieng durch ein kleines Gehölz, und stellete seinen rechten Flügel an die Weichsel. Allein der Platz war so enge, daß er, wenn er sein Heer ausdehnen wollte, dem Feinde nur zwölf Escadrons und drey Bataillons entgegen stellen konnte. Das polnische Lager war auf dieser Seite feste, und schwer anzugreifen.

Der

* Sie bestunden aus 40000 Mann.

Der König sahe sich daher gezwungen, stille zu stehen; und der Tag vergieng mit Scharmuziren, und Schüssen. Der Churfürst, welcher den linken Flügel anführte, ließ das Gehölze, wodurch der König gegangen war, auf der rechten Seite liegen. Da die Nacht einbrach: so blieb die Armee in dieser Stellung, ohne Speise zu sich zu nehmen, und ohne die Waffen niederzulegen, bis zum Anbruche der Morgenröthe.

Den 29sten bemächtigte sich der Churfürst eines Hügels, ihm zur linken Hand. Von hier entdeckte er auf der andern Seite des kleinen Gehölzes eine Ebene, wo er seine Völker beqvem ausbreiten konnte. Er ließ seine in die Länge gestellte Colonne auf der linken Seite fortrücken, dehnete sie hernach auf der Ebene aus, und bedeckte die Seite mit 6 Escadronen. Die Tartarn bemerkten diese Bewegung, und griffen den Churfürsten auf allen Seiten an. Sie wurden aber zurückgetrieben; und er konnte hernach seinen Flügel auf der Ebene vollkommen in Ordnung stellen. Die Tartarn thaten hierauf noch einen neuen Versuch; richteten aber eben so wenig aus, als zuvor, und zogen sich in Unordnung in ihr Lager zurück.

Da der König sahe, daß es unmöglich war, die Verschanzung der Feinde auf der Seite der Weichsel anzugreifen: so machte er sich fertig, seine Einrichtung zu ändern. Das polnische Fußvolk, welches sich stellte, als ob es sich aus seiner Verschanzung heraus begeben

wollte,

wollte, hielt ihn einige Zeit lang auf. Einige Canonen aber, die er den Oefnungen dieser Verschanzung gegen über pflanzete, thaten eine so große Wirkung, daß die Polen, so oft sie hervorzukommen suchten, dadurch in Verwirrung gesetzt, und gezwungen wurden, ihr Unternehmen aufzugeben. Indessen änderte Carl Gustav seine Schlachtordnung; zog seine Völker durch das Gehölze zurück, wodurch er den Tag vorher gegangen war, und stellte sich auch auf die Ebene, den Churfürstlichen, welche sich schon ausgebreitet hatten, zur Linken.

Nunmehr rückte das Polnische Heer aus seiner Verschantzung, zur rechten, hervor, und dehnte sich forne weiter aus, als die Alliirten. Die Polen hatten ihre gesammte Reiterey auf ihren rechten Flügel gestellt; und dieser wurde durch ein mit Fußvolke besetztes Dorf bedeckt, das auf der Seite durch Canonen vertheidigt wurde, welche man auf eine Höhe gepflanzet hatte. Der König in Schweden rückte mit seinem linken Flügel gegen ihren rechten an. Die Polen zündeten hierauf so gleich das Dorf an, verliessen es, und stelleten sich hinter einem weiter entfernten Dorfe, welches durch einen Morast bedecket wurde, wiederum in Ordnung. Der König verfolgte sie, und griff sie zum andern male auf der Seite an. Darauf zündeten die Polen auch dieses Dorf an, und zogen sich noch einmal zurück. In solcher Gefahr wagte die gesammte Polnische Reiterey einen allgemeinen Angriff. Sie überfiel die Alliirten

auf der Seite, im Rücken, und von forne, zu gleicher Zeit.

Es waren aber alle Völker so gestellet, daß sie dieselbe gut empfangen konnten. Diejenigen, welche von hinten zu kamen, wurden von dem Rückenhalte abgetrieben, und diejenigen, welche auf den Seiten einbrechen wollten, von dem daselbst befindlichen Soldaten. Das Haupttreffen brachte sie endlich, nachdem das Geschütz einige mal losgebrannt worden war, in Unordnung, so, daß sie auf allen Seiten die Flucht ergriffen. Diesesmal raubete die Nacht den Schweden einen vollkommnen Sieg. Sie warteten nunmehr, auf dem Schlachtfelde, mit den Waffen in der Hand, bis der Tag ihren Sieg vollkommen machen würde.

Mit dem anbrechenden Tage hielt es der König in Schweden für dienlich, seine Schlachtordnung zu ändern. In die beyden ersten Glieder stellte er Fußvolk, und in das dritte seine Reiterey, ausgenommen die Küraßirer, und die Brandenburgischen Dragoner, die der Churfürst auf die rechte Seite seiner Völker stellete, indem er eine beqveme Gelegenheit sahe, sich derselben zu bedienen.

Der Feind war in dem Besitze eines Gehölzes, gegen den linken Flügel über geblieben. Man ließ eine Anzahl Canonen, unter der Bedeckung von 500 Reitern, dahin führen. Nachdem man das Geschütz einige mal losgebrennet hatte: so verjagte die Reiterey den Feind aus dem Gehölze; und die Vereinigten liessen das-

selbe

selbe durch 200 Mann zu Fuße besetzen. Dieses Verfahren war um so viel nöthiger, da die Feinde, so lange sie dieses Gehölz inne hatten, ihre Reiterey dadurch bedeckten, und man derselben also schwerlich beykommen konnte. Der Churfürst griff nunmehr die Polnische Reiterey an, die sich auf einer Höhe in Schlachtordnung gestellet hatte; trieb sie plötzlich in einen Morast, der hinter ihr war, und zerstreute sie völlig. Da das feindliche Fußvolk von seiner Reiterey verlassen war, und schon den vorigen Tag sein Geschütz eingebüßt hatte: so nahm es, ohne die Schweden und Brandenburger zu erwarten, in einer gänzlichen Verwirrung die Flucht; eilte in so großer Unordnung über die Weichsel, daß dabey viele ertranken; und verließ Warschau, weil es sich auch nicht auf der andern Seite dieses Flusses sicher zu seyn glaubte. Den folgenden Tag ergab sich diese Stadt an die Ueberwinder.

Die Polen verlohren 6000 Mann in diesen verschiedenen Gefechten. Die Alliirten, die durch so viele Strapatzen abgemattet, und ganz von Kräften gekommen waren, weil sie 3 Tage, ohne zu essen, gefochten hatten, waren nicht mehr im Stande, die Ueberwundenen zu verfolgen.

Johann Casimir hatte sich bey der Niederlage seiner Völker selbst mit zugegen befunden. Die Königinn, seine Gemahlinn, und einige von den vornehmsten Reichsräthinnen hatten von der Weichselbrücke mit zugesehen. Sie dieneten aber nur dazu, daß die Unruhe, die

Ver-

Verwirrung, und der Schimpf wegen einer gänzlichen Niederlage noch mehr vergrößert wurden.

Nachdem das siegende Heer einige Ruhe geschöpfet hatte: so setzte es den Polen sechs deutsche Meilen weit nach. Der Churfürst ließ aber einige Völker unter der Anführung des Königs in Schweden zurück, und kehrte mit dem größten Haufen seiner Armee wiederum nach Preußen, um die Tartarn daraus zu verjagen, welche daselbst eingefallen waren. Da er bemerkte, daß Carl Gustav seines Beystandes höchst benöthigt wäre: so bediente er sich dieses Umstandes mit solcher Geschicklichkeit, daß er, durch den Libauischen Vertrag, die völlige uneingeschränkte Herrschaft über Preußen erhielt; und Schweden behielt sich nur die Nachfolge in diesem Herzogthume vor, wenn das Churfürstliche Haus aussterben sollte. Der Churfürst meldete dem Kaiser den bey Warschau erhaltenen Sieg. Allein Ferdinand III, der sich immer noch für den Schweden fürchtete; der mit Widerwillen das gute Verständniß zwischen ihnen, und den Brandenburgern, ansahe; und der auch diesen beyden Helden den herrlichen Fortgang ihrer Waffen mißgönnete, antwortete ihm nur so viel: er beklagte die Polen, daß sie mit zween so tapfern Fürsten zu thun hätten.

Der Kaiser, der damals mit allen seinen 1657.
Nachbaren Friede hatte, glaubte, seine Kaiserliche Hoheit erforderte es, sich in die Polni-

schen Unruhen zu mischen, um entweder das Königreich Polen zu vertheidigen, oder um den König in Schweden zu demüthigen, oder um selbst seinen Vortheil daraus zu ziehen. Er schickte diesem Staate Hatzfelden mit 16000 Mann zu Hülfe. Dännemark nahm sich der Polen, aus Haß gegen die Schweden, gleichergestalt an. Diese mächtige Verbindung wurde für Gustaven eine sichere Vorbedeutung von der Unbeständigkeit des Glücks. Ferdinand III, ließ es nicht dabey bewenden, daß er den Polen mit seinen Völkern beystund: sondern er wollte sie auch von einem furchtbarem Feinde befreyen. Er bat Friedrich Wilhelmen auf das nachdrücklichste, sich von den Schweden los zu machen.

Der Churfürst, indem er von allen Seiten gedrungen wurde, entschloß sich endlich, den Gesetzen der Nothwendigkeit zuvor zu kommen. Er willigte mit einer guten Art in dasjenige, was er nicht abzuschlagen im Stande war. Da er vorher sahe, daß der Kaiser, und der König in Dännemark, wenn sie einen Einfall in seine Deutschen Staaten thäten, ihn zwingen könnten, die Parthey der Schweden zu verlassen: so unterzeichnete er zu Welau einen Friedensvertrag mit den Polen. Diese Krone erkannte die Unabhängigkeit Preußens. Sie trat ihm, für Schadloshaltung wegen des Bißthums Wermland, die Aemter Lauenburg und Bütau ab. Die Stadt Elbingen wurde ihm für eine Summe Geld verpfändet. Die

Nach-

Nachfolge in Preußen wurde auf seine Vettern, die Markgrafen von Franken, ausgedehnet. Polen und Brandenburg versprachen einander 2000 Mann Hülfsvölker. Der Churfürst räumte alle zu diesem Staate gehörigen Städte, wo er Besatzungen hatte; und dieser wichtige Vertrag wurde zu Braunsberg bestätigt.

Da die alten Verbindungen des Churfürsten mit Schweden und Frankreich durch den Frieden abgebrochen worden waren, den er itzo mit den Polen geschlossen hatte: so befand er es für dienlich, dieses durch neue Bündnisse zu ersetzen. Er trat daher in ein Bündniß mit dem Kaiser, und mit dem Könige in Dännemark. In diesem Vertrage machte sich Ferdinand III, anheischig, 6000 Mann zu stellen. Friedrich Wilhelm versprach, derjenigen von den schlüssenden Parthenen, die es nöthig haben würde, 3500 Mann zu Hülfe zuzuschicken. Der Erzherzog, Leopold, welchen sein Vater, im Jahre 1653, wider die göldene Bulle, und wider die Absicht der meisten Reichsfürsten, zum römischen Könige hatte erwählen lassen, besaß damals den kaiserlichen Thron, welcher durch den Tod des Kaisers, Ferdinands III, erledigt worden war.

Der König in Schweden, der dadurch aufgebracht worden war, daß der Kaiser, und der König in Dännemark, seine Absichten auf Polen gleich in ihrer Geburt vernichtet hatten, rächete sich deswegen an Seeland, that einen

Einfall in dasselbe, und zwang den König in Dännemark einen Friedensvertrag zu Rothschild zu unterzeichnen. Kaum war dieser Friede geschlossen, so brach ihn der König in Dännemark; und die Wiedererlangung der Freyheit vernichtete das Werk der Furcht. Friedrich III von Dännemark bat, ob er schon den Anfang zu den Feindseligkeiten gemacht hatte, den Kaiser, und den Churfürsten, um Hülfe wider Schweden, und erhielt dieselbe auch.

Friedrich Wilhelm, der bereit war, dem König in Dännemark beyzuspringen, ernennte, in seiner Abwesenheit, den Fürsten von Anhalt zum Statthalter in seinen Staaten. Er brach mit seiner Reiterey, und 3000 kaiserlichen Kürassirern, von Berlin auf; zwang die Schweden, die in dem Hollsteinischen stunden, sich über die Eider zu ziehen, und legte Brandenburgische und Kaiserliche Besatzung nach Gottorp. Nachdem er die Schweden aus der Insel Aland verjagt hatte: so ließ er seine Völker in Jütland in die Winterqvartiere gehen.

1658. Im folgenden Jahre eröffnete er den Feldzug durch die Einnahme von Friedrichssode und der Insel Fünen. Doch schlug ihm sein Unternehmen auf die Insel Fünen fehl, weil acht Schwedische Kriegsschiffe die Barken zerstreuten, worauf sich die Völker befanden, die ans Land steigen sollten.

Damit die Schwedische Macht noch mehr getheilet werden möchte; so drung von Souches,

ches, mit den Kaiserlichen, und 2000 Brandenburgern *, in Vorpommern ein. Er, und Starenberg, bemächtigten sich einiger kleinen Städte auf der Insel Wollin, und belagerten Stettin. Der Commandant daselbst, Würz, vertheidigte sich gut. Durch den Ruf wurde dieses Unternehmen in Dännemark bekannt, wo Wrangel die Schweden anführte. Er eilte Pommern zu Hülfe, stieg bey Stralsund ans Land, überrumpelte 200 Brandenburger auf der Insel Usedom, und legte 1600 Mann Hülfsvölker nach Stettin.

Würz ließ diese Hülfsvölker nicht im Müßiggange schmachten. Er that einen heftigen Ausfall; verjagte die Kaiserlichen von ihren Werken; vernagelte ihr Geschütz; setzte ihr Lager in Schrecken, und zwang sie, die Belagerung aufzuheben, welche schon 46 Tage lang gedauert hatte.

Der Krieg näherte sich nun den Brandenburgischen Ländern, seit dem Wrangel nach Pommern gegangen war. Der Churfürst wurde dadurch bewogen, Jütland zu verlassen. Er folgte Wrangeln; nahm Warnemund und Tripsee ein; schlug in eigner Person, bey Stralsund, einen Haufen von 300 Reitern; und endigte seinen Feldzug mit der Eroberung von Demmin. Indem der Krieg in dem Hollsteinischen, und in Pommern, mit

 aller

* Der Graf von Dohna war daselbst Oberbefehlshaber über die churfürstlichen Völker.

aller Heftigkeit geführet wurde: so verjagten die Schweden die Polen aus Groß- und Klein-Werder, und aus der Stadt Marienburg in dem königlichen Preußen. Im folgenden
1659. Jahre wurden sie von den Kaiserlichen und Polen daraus verjagt, und Polenz, der General des Churfürsten, that einen Einfall in Curland, wo er ihnen einige Städte abnahm.

Zu mehrerer Erläuterung dieser Kriegsverrichtungen müssen wir nothwendig hinzusetzen, daß die meisten Städte, welche damals Belagerungen aushielten, nach der heutigen Art, Städte zu belagern, sich nicht 24 Stunden lang halten würden; es wäre denn, daß sie eine ganze Armee zu ihrer Unterstützung hätten.

Carl Gustav starb in seinen besten Jahren, mitten unter den Unruhen und Bewegungen, worein er ganz Norden versenket hatte. Die Minderjährigkeit seines Sohnes, Carls XI, der nur fünf Jahr alt war, mäßigte die kriegerische Neigung der Schweden, welche gewohnt waren, durch das Beyspiel ihrer Herren aufgemuntert zu werden. Der König in Polen, Johann Casimir, hatte fast zu gleicher Zeit die Krone niedergelegt, und die Polen hatten an seine Stelle den Michael Coribut erwählet. Nach dem Tode des Königs in Schweden, und der Abdankung des Königs in Polen, nahmen die Feindseligkeiten auf beyden Seiten ein Ende.

Die

Die kriegenden Partheyen, welche nach dem Frieden seufzten, verlangten nur ihre Sicherheit. Da sie alle gleiche Gesinnungen hegten: so wurden sie einig, in der Abtey Oliva, nicht weit von Danzig, den Anfang zu den Unterhandlungen zu machen. Da der Ehrgeiz keinen Antheil dabey hatte: so gewannen sie in kurzem ein glückliches Ende. Man leistete dem Churfürsten die Gewähr wegen des Braunsbergischen Vertrages, und erkannte seine Unabhängigkeit in Ansehung Preußens. Die übrigen Mächte verglichen sich unter einander, daß sie die Ordnung der Herrschaften wiederum auf den Fuß setzen wollten, wie sie vor dem Anfange dieses Kriegs gewesen waren.

Die Preußischen Stände unterwarfen sich 1660.
mit genauer Noth dem Braunsbergischen Vertrage. Sie wendeten vor, Polen hätte kein Recht, mit ihrer Freyheit willkührlich zu schalten. Ein gewisser Herr, mit Namen Rode, der aufrührischer war, als die übrigen, wurde in Verhaft genommen. Nachdem die ersten Bewegungen dieser Empörung gestillet waren: so nahm der Churfürst in Person zu Königsberg die Huldigung von den Preußen ein.

Die Ruhe, die nunmehr in ganz Europa 1661.
herrschete, erlaubte dem Churfürsten, seine ganze 1662.
Aufmerksamkeit auf das Wohl seiner Unter- 1663.
thanen zu richten. War er der Beschützer seiner Staaten in Kriegszeiten gewesen: so hegte er nicht weniger, die edle Ehrbegierde,

1664. sich in Friedenszeiten, als ein Vater gegen sie zu erzeigen. Er unterstützte die von den Feinden ausgesogenen Geschlechter; er baute die eingerissenen Mauern der Städte wieder auf; aus den Wüsteneyen wurden angebaute Felder; die Gehölze verwandelten sich in Dörfer; die Landleute weideten ihr Vieh an denen Orten, welche die Verheerungen des Krieges zu einer Freystadt der wilden Thiere gemacht hatten; der Feld- und Landbau, die so verachtete, und doch so nützliche Arbeit, wurde durch seine Vorsorge befördert; man sahe täglich gleichsam neue Schöpfungen; und man brachte endlich den Lauf eines künstlichen Flusses zu Stande, wodurch die Spree mit der Oder verbunden, die Handlung der daran stossenden Länder erleichtert, und die Verführung der Kaufmannswaaren so wohl auf dem Balthischen, als auch auf dem großen Weltmeer, verkürzt wurde. Friedrich Wilhelm, war noch größer wegen seiner Güte, und wegen seiner Sorgfalt, das gemeine Beste zu befördern, als wegen seiner Kriegstugenden, und seiner richtig abgemessenen Staatsregeln, wodurch er alles so einrichtete, daß es ihm gelingen mußte, und auch zu der Zeit, da es nöthig war. Die Tapferkeit macht große Helden: die Menschlichkeit und Leutseligkeit aber gute Fürsten.

1665. In diesen friedfertigen Zeiten nahm der Churfürst die vorläufige Huldigung wegen des Erzbißthums Magdeburg ein, und legte Besatzung in diese Hauptstadt. Er vereinigte

auch

auch mit seinen Ländern die Herrschaft Regenstein, die ein Lehn des Fürstenthums Halberstadt war, und behauptete seine Rechte gegen die Ansprüche des Herzogs zu Braunschweig.

Nachdem wir die Vorsorge des Churfürsten für das Innere seiner Länder gemeldet haben: so wird es nunmehr nöthig seyn, mit wenig Worten anzumerken, was für Antheil er an den allgemeinen Angelegenheiten von Europa genommen hat. Er schickte dem Kaiser, den die Türken in Ungarn angegriffen hatten, unter der Anführung des Herzogs zu Hollstein, eine Hülfe von 2000 Mann zu. Er stund auch dem König in Polen, Michael Coribut, in dem Kriege bey, den er wider die Ungläubigen zu führen hatte. Durch seine Vermitte- 1666.
lung verglichen sich die Söhne des Herzogs zu Lüneburg wegen ihrer väterlichen Verlassenschaft. Er schlichtete mit dem Herzoge zu Neuburg alle Streitigkeiten, die wegen der clevischen Lande noch übrig waren. Die Schweden schlossen mit ihm ein Vertheidigungsbündniß; und er schloß zu Haag ein vierfaches Bündniß mit dem Könige in Dännemark, dem freyen Staate Holland, und dem Herzoge zu Braunschweig, wozu auch noch der Kaiser trat.

Diese Bündniße, wobey man die Absicht hegte, die Ruhe Deutschlands zu sichern, verlohren ihre Stärke durch ihre Menge. Sie legten die Ueberlegenheit Frankreichs, und die Schwäche des Reichs gar zu sehr an den Tag;

 und

und man sahe daraus, daß so viele vereinigte Staaten kaum der Macht eines einzigen Monarchen widerstehen konnten.

1667. Man bemerkte gar bald, wie vergebens diese Vorsicht der Reichsfürsten war. Ludwig XIV, der anfieng selbst zu regieren, brannte vor Begierde, sich durch eine solche That hervor zu thun, wodurch er die Augen von ganz Europa auf sich ziehen könnte. Er brach mit seiner Arme auf, um das spanische Flandern anzugreifen. Eine Mitgabe, welche die Maria Theresia nicht erhalten hatte, gab Frankreich zu einem Manifeste Gelegenheit. Ob schon die Gründe desselben zu Madrit nicht so bündig zu seyn schienen, als zu Paris: so glaubte doch Ludwig XIV, nach den Regeln zu verfahren, da er einen Angriff auf die spanischen Niederlande that, welche damals nur von wenigem Volke vertheidiget wurden.

1668. Frankreich war besorgt, den Bündnissen, welche zur Unterstützung Spaniens geschlossen wurden, vorzubeugen, und hielt es daher für dienlich, sich um die Freundschaft des Churfürsten zu bewerben. Dieser Fürst versprach, daß er sich nicht in einen Krieg mischen wollte, der ihn in der That nichts angieng.

Ludwig XIV, bemächtigte sich eines Theils von dem spanischen Flandern fast ohne Widerstand. Den folgenden Winter nahm er die Franche Comte durch den Prinzen von Conde ein, der dem Tureme seinen schönen Feldzug in Flandern mißgönnte, und ihn durch das gegen-

wärtige Unternehmen zu übertreffen suchte. Die Spanier nahmen in dieser dringenden Noth ihre Zuflucht zu den Holländern, die sie sonst unterdrückt und verachtet gehabt hatten. Dieser freye Staat schützte sie auch bey dieser Gelegenheit wider die Unternehmungen des Königs in Frankreich. Der Herr von Witt, als Pensionarius von Holland; der Ritter Temple, als Englischer Gesandter, und der Schwedische Abgesandte, Dohna, entschlossen sich, den Unternehmungen Ludwigs XIV Einhalt zu thun. Nicht lange hernach errichteten Schweden, Holland und Engelland, ein Bündniß zu Haag. Ludwig XIV zertrieb dieses Ungewitter, indem er selbst den Spaniern Friedensvorschläge that. Der Friede wurde auch in der That zu Aachen geschlossen. Die Bedingungen dabey waren, der König sollte die Plätze in Flandern behalten, die er eingenommen hatte, und den Spaniern die Franche Comte wieder einräumen. Die Holländer hätten es zwar gern gesehen, wenn er Flandern wieder zurück gegeben hätte; allein so sehr sie sich auch bemüheten, diesen Fürsten dahin zu bewegen: so war doch solches um so viel 1669.
vergebener, da er durch das Verfahren der Holländer gereizet worden war, und Flandern ihm um so viel nöthiger wurde, weil er sich zu rächen suchte. Die Absichten Ludwigs XIV 1670.
auf die vereinigten Niederlande waren nicht so verborgen, daß man nicht etwas davon hätte entdecken sollen. Diejenigen, welchen die Sachen

chen am wenigsten angehen, sind dabey oftmals die Scharfsichtigsten. Friedrich Wilhelm sahe vorher, daß der Friede, den Frankreich itzo mit Spanien geschlossen hatte, für die Holländer traurig ausschlagen könnte. Er suchte den Sturm abzuwenden, womit dieser freye Staat bedrohet wurde. Ludwig XIV war zu solchen friedfertigen Gesinnungen so wenig geneigt, daß er sich vielmehr bemühte, den Churfürsten selbst mit in den Krieg zu verwickeln, womit er die Holländer überziehn wollte. Er trug solches dem Fürsten von Fürstenberg auf; und dieser begab sich nach Berlin. Er sahe mit Erstaunen einen Fürsten, der die Gesinnungen der Freundschaft und Erkenntlichkeit den Lockungen des Eigennutzes, und den Regungen der Ehrbegierde, vorzog.

1671. In kurzem entstund ein Bündniß zur Unterstützung der vereinigten Niederlande. Die Churfürsten zu Brandenburg und Cölln, der Bischoff zu Münster, und der Herzog zu Neuburg, unterzeichneten diesen Vergleich zu Bilefeld. Allein kaum war er geschlossen: so traten der Churfürst zu Cöln und der Herzog zu Neuburg, schon auf die Gegenseite.

1672. Holland, welches im Jahre 1672, von Frankreich angegriffen, und zu gleicher Zeit von dem Churfürsten zu Cölln, und dem Bischoffe zu Münster, angefallen wurde, wollte es in solchen Umständen, nicht wagen, Hülfe von der Großmuth seiner Bundesgenossen zu erwarten. Die unglücklichen haben eine sichere Erfahrung

rung von den menschlichen Herzen. Die Abnahme ihres Glůcks ist gleichsam ein Wetterglas, welches zu gleicher Zeit die Kaltsinnigkeit ihrer Freunde anzeiget. Ihre Lånder waren von Ludwig XIV erobert worden; ihre Vőlker waren in Furcht gesetzt und flůchtig; es war an dem, daß die Stadt Amsterdam eingenommen werden sollte. Wie håtten sie in solchen Umstånden hoffen kőnnen, daß ein Fűrst großmůthig genug seyn wůrde, um der Gefahr entgegen zu gehen, welche dieser Staat fűr sich, und fűr seine Vertheidiger, zu befůrchten hatte, wenn man sich dem måchtigsten und glůcklichsten Monarchen in Europa, mitten in dem siegenden Laufe seines Glůcks, widersetzen wollte? Gleichwol fand sich ein solcher Vertheidiger. Friedrich Wilhelm besaß eine so große Seele, daß er ein Bůndniß mit diesem freyen Staate schloß, von dem itzo ganz Europa glaubete, daß er von den Wellen verschlungen werden wůrde, ůber welche er bisher mit einer so unumschrånkten Gewalt geherrschet hatte.

Er machte sich anheischig, 20000 Mann zu stellen; und die Hålfte davon sollte von dem freyen Staate besoldet werden. Ueber dieses versprachen der Churfůrst, und Holland, einander, daß sie keinen getheilten und besondern Frieden mit ihren Feinden schlůssen wollten. Nicht lange hernach trat auch der Kaiser, Leopold, diesem Bůndnisse bey.

Indessen hatten die schnellen Eroberungen Ludwigs XIV eine Verånderung der Regie-

rungsart in Holland verursacht. Das Volk, welches durch das gemeine Elend, und durch die Ränke des Prinzen von Oranien, in Wuth gesetzet worden war, schrieb sein ganzes Unglück dem Pensionarius zu, und rächete an den Brüdern von Witt mit einer unerhörten Grausamkeit das Uebel, welches Holland erdulden mußte. Wilhelm von Oranien wurde, mit einem unordentlichen Getümmel, von dem Volke zum Statthalter erwählet; und dieser Fürst, der damals 19 Jahr alt war, wurde der unermüdeteste Feind, den der Ehrgeiz Ludwigs XIV zu bestreiten hatte.

Der Churfürst, der ein Anverwandter des neuen Statthalters war, bestrebte sich auf das eiligste, ihm beyzuspringen. Kaum hatte er seine Völker versammelt: so rückte er gegen Halberstadt; und Montecuculi stieß hier mit 1000 Kaiserlichen zu ihm. Hierauf setzte er unverzüglich seinen Zug nach Westphalen fort. Auf die Nachricht von seiner Ankunft verließ Turenne Holland; nahm einige Städte in dem Clevischen ein, und gieng dem Churfürsten mit 30000 Franzosen entgegen. Die Stadt Gröningen wurde von dem Bischoffe zu Münster geräumet; und die Franzosen huben die Belagerung von Mastricht auf. Dieses waren die einzigen Früchte des neuen Einfalls. Der Churfürst wollte den Turenne angreifen, und hernach gerades weges den Holländern zu Hülfe eilen. Allein Montecuculi, der in geheim Befehl erhalten hatte, keinen Angriff zu

thun,

thun, wollte hierein nicht willigen. Er wendete allerhand schlechte Gründe vor, um dem Churfürsten davon abzurathen. Dieser war nicht stark genug, daß er mit seiner eignen Macht einen Angriff hätte wagen können, und sahe sich daher gezwungen, sich den Absichten des Kaisers gemäß zu erzeigen. Er nahm also seinen Weg auf Frankfurt am Mayn zu, und meldete dem Prinzen von Oranien die Ursachen seines Verfahrens. Indessen wurde doch Turenne dadurch genöthiget, bey Andernach wieder über den Rhein zu gehen; und solchergestalt wurden die Holländer von 30000 Feinden befreyet.

Man würde den Turenne verfolgt haben, wenn es nur auf den Churfürsten angekommen wäre. Er hatte sich fertig gemacht, bey Nirstein über den Rhein zu gehen. Allein Montecuculi widersetzte sich öffentlich diesem Unternehmen, und erklärte sich, daß die Kaiserlichen nicht über diesen Fluß gehen würden. Die Zeit verstrich solchergestalt ohne Frucht; und der Churfürst begab sich in Westphalen in das Winterlager.

Die Franzosen machten sich diese Unthätigkeit zu Nutze. Turenne gieng bey Wesel über den Rhein, bemächtigte sich der Herzogthümer Cleve und der Mark, und rückte gegen die Weser fort. Der Bischoff zu Münster bemühete sich vergebens, Bilefeld einzubekommen.

Man

Man rieth dem Churfürsten, daß er es auf die Entscheidung eines Treffens ankommen lassen sollte. Der Fürst von Anhalt war ebenfalls dieser Meinung, und bestärkte dieselbe mit guten Gründen. Er behauptete, wenn Turenne geschlagen wäre: so würde er sich genöthigt finden, wiederum über den Rhein zu gehen; wenn er aber siegete: so würde er doch die überwundenen Völker nicht verfolgen können, weil er sich alsdenn zu weit von den Grenzen Frankreichs entfernen würde. Der Churfürst neigte sich ebenfalls nicht wenig auf diese Seite. Es war gleich Sonntag. Die Räthe, die sich eben so sehr vor den gegen über stehenden Franzosen fürchteten, als sie den Ruhm des Fürsten von Anhalt beneideten, bewogen den Prediger, seine Rede zu verlängern. Die Predigt währete fast 3 Stunden lang; und dadurch erhielten sie Zeit, solche Einrichtungen zu treffen, daß dieses Vorhaben rückgängig wurde. Die Kaiserlichen weigerten sich zu fechten; und der Churfürst hielt sich nicht für stark genug, allein, ohne den Beystand seiner Bundesgenossen, ein Treffen wider die Franzosen zu wagen.

Da dieser Fürst den Turenne nicht durch die Waffen besiegen konnte: so überwand er ihn doch, in diesem Feldzug, durch seine Großmuth. Ein Franzose, mit Namen Villeneuve, der sich in dem Lager des Turenne befand, erbot sich gegen den Churfürsten, seinen General zu ermorden. Friedrich Wilhelm verab-

verabscheuete ein solches Laster, und warnete den Turenne vor dem Verräther. Er setzte hinzu, daß er mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, ihm zu zeigen, wie hoch er seine Verdienste schätze; und daß seine Hochachtung gegen ihn durch das Uebel, welches die Franzosen seinen Ländern zugefügt hätten, nicht vermindert worden wäre.

Die Holländer waren die Hülfsgelder noch 1673. schuldig, welche sie zu bezahlen versprochen hatten. Der Kaiser, und Spanien hatten sich noch nicht wider Frankreich erkläret, und alle Länder, die der Churfürst in Westphalen besaß, waren verlohren. So viele Gründe zusammen, wozu noch die unzulängliche Macht Friedrich Wilhelms kam, bewogen diesen Churfürsten, einen Vergleich mit Frankreich einzugehen. Man schloß einen Frieden zu Wossen; und Ludwig XIV bestätigte denselben in seinem Lager vor Mastricht. Der Churfürst bekam alle seine Länder wieder, ausgenommen die Städte Retz und Wesel, welche die Franzosen so lange inne behalten wollten, bis der Friede mit Holland geschlossen seyn würde. Er versprach den Holländern nicht mehr beyzustehen; doch behielt er sich die Freyheit vor, das Reich zu vertheidigen, wenn es angegriffen werden sollte. Die übrigen Punkte dieses Friedens betrafen die Ersetzung des Schadens, welchen die französischen Völker angerichtet hatten; und Ludwig XIV versprach dem Churfürsten, ihm solchen Schaden gut zu thun. Alle seine Be-

mühungen, den König in Frankreich dahin zu bringen, daß er die Holländer mit in diesem Frieden begreifen möchte, waren vergebens. Er hatte sich gleichsam aufgeopfert, um diesen unglücklichen freyen Staat zu retten. Hätten nun viele mächtigere Fürsten, als er war, dem Beyspiel seiner Großmuth zum Theile nachgeahmet: so würde Holland viel eher befreyet worden seyn, und der Churfürst würde sich nicht genöthigt gesehen haben, sich unter die Macht des furchtbarsten Königs in Europa zu schmiegen.

1673. Ludwig XIV hatte die Holländer zu Boden geschlagen; ihre Bundesgenossen gezwungen, sie zu verlassen, und die beyden Oesterreichischen Häuser in der Unthätigkeit erhalten. Indessen giengen diese eroberten Länder wiederum verlohren, ehe noch der Triumphbogen fertig war, den man ihm vor dem Thore zu St. Denis, wegen des Sieges über die Holländer, aufrichten ließ. Die Franzosen hatten allzuviel Plätze eingenommen und ihre Armeen waren dadurch merklich geschwächet worden; sie hatten versäumet, sich von Amsterdam, als der Seele dieses Staats, Meister zu machen; Die Holländer öfneten ihre Schleusen, um sich dadurch zu retten. Turenne konnte die Vereinigung des Prinzen von Oranien mit dem Montecuculi nicht verhindern; alles dieses zusammen verursachte, daß die Franzosen den erlangten Vortheil wiederum verlohren, und gezwungen wurden, Hol-

land zu räumen. Damit nun Ludwig XIV auf einer andern Seite die Oberhand gewinnen möchte: so bemächtigte er sich der Franche Comte. Turenne drung in die Pfalz ein, und 1674. seine Soldaten verübten daselbst außerordentliche Ausschweifungen. Der Churfürst in der Pfalz, der von seinem Schlosse verschiedene Dörfer hatte verbrennen sehen, beschwerte sich darüber auf dem Reichstage; und der Kaiser, der geruhig zu gesehen hatte, wie man die Holländer unter das Joch brachte, erwachte nunmehr aus seinem Schlafe, um dem Reiche beyzustehen. Er brach mit dem Könige in Franckreich; und dieses ist vielleicht der einzige Krieg, den das Haus Oesterreich zur Sicherheit und Vertheidigung Deutschlands unternommen hat.

Leopold vereinigte sich mit Spanien und Holland; und Friedrich Wilhelm machte sich anheischig, dem Reiche 16000 Mann Hülfsvölker zuzuführen. Die Holländer und Spanier versprachen ihm, daß sie einen Theil zur Unterhaltung seiner Völker tragen wollten.

Da Ludwig XIV, das Reich angriff: so war der Entschluß des Churfürsten, den er bey dieser Gelegenheit fassete, dem Reiche beyzustehen, seinen, nach dem Wossenischen Frieden noch fortdauernden Verbindungen mit Frankreich nicht zuwider.

Der Anfang dieses Feldzugs war für die Verbundenen unglücklich. Der Prinz von Oranien war itzo von dem Prinzen von Conde

bey Senef geschlagen worden. Turenne, der bey Philippsburg über den Rhein gegangen war, trug einen Sieg über den alten Caprara davon; lieferte dem Herzoge in Lothringen, Carl IV, bey Sinzheim ein Treffen, und wendete sich von hier nach Holzheim, wo er den Bournonville schlug, der einen großen Haufen von Kaiserlichen anführete.

Der Churfürst gieng bey Straßburg über den Rhein und stieß auf den Bournonville wenig Tage nach seiner Niederlage. Er fand die Generals bey dieser Armee getrennet, und wider einander erbittert. Sie waren mehr bemühet, einander zu schaden, als die Feinde zu überwinden.

Nachdem die Brandenburger zu der Kaiserlichen Armee gestossen waren: so war diese über 50000 Mann stark. Der Churfürst, der Ruhm suchte, und zu fechten verlangte, drung auf den Bournonville, darein zu willigen; aber vergebens. Die Armee nahm das Lager bey Kockersberg ein. Die Brandenburger bemächtigten sich des kleinen Schlosses Woselsheim; und Turenne, der etwas grösseres im Sinn hatte, gieng wiederum über die Sarre, und zog sich nach Lothringen zurück.

Also war dieser Feldzug ohne Frucht. Die Reichsvölker unterliessen sich ihrer Ueberlegenheit zu Nutze zu machen, und gaben ihren Feinden Zeit und Mittel, ihnen die gefährlichsten Streiche beyzubringen. Der Churfürst

lagerte sich von Collmar bis nach Mastmünster, und die Kaiserlichen schlossen Brisach ein.

Turenne stund noch immer ganz nahe gegen einem Heere über, worinne die Uneinigkeit herrschete. Er erhielt aus Flandern eine Verstärkung von 10000 Mann. Nachdem er zurück gewichen war, wie Fabius; so rückte er an, wie Hannibal.

Der Churfürst hatte vorhergesehen, was geschehen würde, und dem Bournonville zu verschiedenen malen gerathen, sein allzuweit ausgedehntes Lager enger zusammen zu ziehen. Bournonville hegte gar zu viel Vertrauen. Der Rückzug der Franzosen hatte ihn in eine solche Sicherheit eingeschläfert, woraus man ihn nicht ermuntern konnte; und er wollte sich niemals bewegen lassen, sein Lager enger zusammen zu ziehen. Indessen gieng Turenne durch die engen Pässe Tan und Bedfort; drung in das kaiserliche Lager ein, bemächtigte sich zweener Theile desselben; bekam ein Regiment Brandenburgische Dragoner * gefangen; schlug den Bournonville in dem Sundgau bey Mühlhausen, und verfolgte diesen General. Dieser stieß eilig zu dem Churfürsten, welcher seine Völker bey Collmar zusammen gezogen hatte. Turenne langte an, stellte seine erste Linie dem Lager forn gegen über, welches nicht angegriffen werden konnte, und wendete sich mit der andern auf die andre Seite dessel-

 ben.

* Das Regiment Spar.

ben. Der Churfürst, der also eingeschlossen, und von dem Turenne in der Seite angegriffen war, auch den Bournonville zu seinem Gegner hatte, brach in der Nacht auf, und gieng bey Straßburg über den Rhein. Die Kaiserlichen huben die Belagerung von Brisach auf, und die Franzosen wurden Meister von Elsaß.

Friedrich Wilhelm lagerte sich mit seinen Brandenburgern in Franken. Der schlechte Fortgang des Churfürsten in diesem Feldzuge wird diejenigen nicht in Verwunderung setzen, welche wissen, nach was für Grundsätzen der Wienerische Hof zu handeln pfleget.

Die Räthe des Königs in Frankreich waren denn Kaiserlichen Räthen weit überlegen, und Bournonville konnte sich mit dem Turenne gar nicht in Vergleichung setzen.

Einige Räthe zu Wien, welche nur Staatsmänner waren, machten in der Einsamkeit ihrer Cabinetter solche Entwürfe zu einem Feldzuge, die gar nicht kriegerisch waren. Sie wollten die Generale auf einer solchen Laufbahne, wo man fliegen muß, wenn man das Ziel erreichen will, an einem Bande fortführen.

Die Räthe zu Versailles wusten, daß die umständliche Anstellung der Kriegsverrichtungen nicht ihre Sache war. Sie liessen es daher bey den allgemeinen Entwürfen zum Feldzuge bewenden, und glaubten, ein Conde, und ein Turenne wären schon so große Männer,

daß

daß man sich wegen der Ausführung solcher Entwürfe auf sie verlassen könnte *.

Die Französischen Generals waren bey ihren Heeren fast uneingeschränkt. Sie überliessen sich daher dem freyen Triebe ihres Kopfes. Wenn sich eine Gelegenheit zeigte: so machten sie sich dieselbe zu Nutze. Die Feinde hingegen verlohren oftmals die Gelegenheit durch die Abschickung der Läufer, welche den Kaiser um Erlaubniß bitten mußten, etwas zu unternehmen, welches hernach bey ihrer Zurückkunft nicht mehr thulich war.

Der Kaiser, der dem Churfürsten die Ehre erzeigte, daß er in dem Heere seine Person vorstellen durfte, trauete niemanden als seinen eigenen Befehlshabern. Daher kam es, im Jahr 1672, daß Montecuculi die Entwürfe des Feldzugs zu nichte machte, und daß Bournonville die Ursache des Unglücks war, welches man in Elsaß erdulden mußte. Die Wienerischen Räthe, die sich nicht zugegen befanden, waren durch den Verlust, den man bey Senef, Sinzheim und Holzheim erlitten hatte, in Furcht gesetzet, und glaubten, Deutschland würde verlohren seyn, wenn man noch ein viertes Treffen wagte. Hierzu wollen wir noch

* Der Cardinal von Richelieu wies einsmals auf einer Charte den Ort, wo Bernhard von Weimar über einen Fluß gehen sollte. Der deutsche Feldherr schlug ihn ganz ernsthaft auf die Finger, und sagte: Herr Cardinal, ihr Finger ist keine Brücke.

das Mißverständniß der Kaiserlichen Anführer setzen. Diese Gründe waren die Ursache, weswegen Friedrich Wilhelm an der Spitze der Kaiserlichen, niemals so bewundernswürdig gewesen ist, als an der Spitze seiner eigenen Völker.

1675. Indem Turenne sich durch seine Geschicklichkeit der Grenzplätze an Frankreich bemächtigte: so waren die Räthe Ludwigs des XIV bemühet, ihn von einem gefährlichen Feinde zu befreyen. Frankreich that einen Einfall in seine Länder, um ihn von den Kaiserlichen abzuziehen, und nöthigte ihn dadurch, in seine Staaten zurück zu kehren.

Im Jahr 1673 hatte zwar Schweden einen Vertheidigungsvertrag mit dem Churfürsten geschlossen: Frankreich fand aber ein Mittel denselben zu zerreissen. Wrangel drung hierauf an der Spitze einer Schwedischen Armee in die Brandenburgischen Marken ein. Der Fürst von Anhalt, der daselbst Statthalter war, führte bittre Klagen wegen dieses Einfalles. Wrangel antwortete ihm nur so viel, daß die Schweden sich mit ihren Völkern zurück ziehen würden, wenn der Churfürst mit Frankreich Friede gemacht hätte.

Der Fürst von Anhalt meldete dem Churfürsten die Verwüstung seiner Staaten, und die Räubereyen, welche die Schweden daselbst verübten. Da er zu wenig Volk hatte, als daß er sich vor einer Armee hätte zeigen können: so ließ es der Churfürst geschehen, daß er sich

in

in Berlin eingeschlossen hielt, und daselbst seine Ankunft erwartete.

Indem die Brandenburgischen Völker sich in dem Winterlager in Franken von denen Beschwerlichkeiten zu erholen suchten, die sie in dem Elsaßischen Feldzuge erduldet hatten: so wurde das Landvolk in der Mark durch die Erpressungen der Schweden ganz in Verzweiflung gesetzet; es rottete sich zusammen, und trug einige Vortheile über die Feinde davon.

Die Bauern hatten Fahnen unter sich, worauf man den Namen des Churfürsten, mit diesen Worten, sahe:

Für den Fürsten und für das Vaterland opfern wir unser Leben auf.

Wrangel, der doch noch eine Art von Kriegszucht unter den Schweden erhielt, wurde krank; und durch seine Unthätigkeit wurden die Räubereyen und die Gewaltthätigkeiten vermehret. Auch die Kirchen wurden nicht verschonet; und die Soldaten trieben ihren eigennützigen Geiz bis zu der größten Grausamkeit.

Die Marken, die nach ihrem Befreyer seufzeten, durften nicht lange auf ihn warten. Friedrich Wilhelm suchte sich wegen der Untreue der Schweden zu rächen; brach aus seinem Lager in Franken auf, und langte den 11ten des Brachmonats vor Magdeburg an. Gleich nach seiner Ankunft ließ er die Thore dieser Festung schlüssen, und brauchte alle mög-

liche Behutsamkeit, damit die Feinde von seiner Annäherung nichts erfahren möchten. Gegen Abend gieng das Heer über die Elbe, und langte in der Nacht, auf Abwegen, vor den Thoren, von Rathenau an. Er ließ dem Freyherrn von Brist *, der sich in dieser Stadt befand, seine Ankunft melden, und unterredete sich mit ihm in Geheim wegen der Mittel, wie man die Schweden überrumpeln könnte.

Brist richtete dasjenige auf eine geschickte Art aus, was ihm aufgetragen worden war. Er ließ für die Befehlshaber des Regiments Wangelin, die in Rathenau zur Besatzung lagen, ein prächtiges Abendessen zurichten. Die Schweden überliessen sich den Reizungen des Getränkes ohne Maaße. Indem sie nun ihren Rausch ausschlafen wollten: so ließ der Churfürst, auf verschiedenen Fahrzeugen, einige Haufen Fußvolk über die Havel führen, um die Stadt auf allen Seiten anzugreifen.

Der General Dörffling gab sich für den Befehlshaber einer Schwedischen Partey aus, welche von den Brandenburgern verfolget würde, und kam zuerst in den Platz Rathenau hinein. Er ließ die Wache niederhauen; und zu gleicher Zeit wurden alle Thore aufgesprenget. Die Reiter reinigten die Strassen; und die Schwedischen Befehlshaber konnten sich, da sie erwachten, kaum einbilden, daß sie

Gefangne

* Er war Landrath, und dem Churfürsten sehr ergeben.

Gefangne eines Fürsten wären, von dem sie glaubten, daß er mit seinen Völkern mitten in Franken stünde. Wären damals die Posten so besetzet gewesen, wie zu unsern Zeiten: so würde eine solche Ueberrumpelung fast unmöglich gewesen seyn. Eben dieses aber ist großen Männern eigen, daß sie sich auch die geringsten Vortheile zu Nutze machen können.

Der Churfürst wuste, wie schätzbar ein ieglicher Augenblick im Kriege wäre, und wartete daher bey Rathenau nicht so lange, bis sein ganzes Fußvolk zu ihm stossen konnte. Er rückte mit seiner Reiterey gerade auf Naven zu, um den Haufen Schweden, der bey Brandenburg stund, von demjenigen zu trennen, welcher sich nicht weit von Havelberg befand. So sorgfältig und aufmerksam er aber auch bey dieser entscheidenden Gelegenheit war: so konnte er doch den Schweden nicht zuvor kommen, welche auf die Nachricht von seiner Ankunft Brandenburg verlassen, und sich eine Stunde vor derselben über Naven zurück gezogen hatten. Er setzte ihnen muthig nach, und erfuhr, durch die Aussage der Gefangenen und Ueberläufer, daß dieser Haufen sich nach Fehrbellin zuzöge, wo er sich mit dem Havelbergischen vereinigen sollte.

Die Brandenburgische Armee bestund aus 5600 Reitern. Sie hatte kein Fußvolk; und gleichwol führte sie 12 Canonen mit sich. Die Schweden rechneten 10 Regimenter Fußvolk, und 800 Dragoner, in ihrem Lager. Ohngeachtet

achtet der ungleichen Anzahl und der Verschiedenheit der Waffen, trug der Churfürst kein Bedenken, den Feinden entgegen zu gehen, und ihnen ein Treffen zu liefern.

Den 18 des Brachmonats rückte er gegen die Schweden an. Er überließ dem Prinzen von Homburg 1600 Reiter von seiner Avantgarde, und befahl ihm, nichts zu wagen, sondern nur den Feind auszukundschaften. Dieser Prinz brach auf. Nachdem er durch ein Gehölze gekommen war: so sahe er, daß sich die Schweden zwischen den Dörfern Hakenberg und Tornow gelagert hatten. Sie hatten einen Morast im Rücken, die Brücke von Fehrbellin zur Rechten, und ein ebenes Feld vor sich. Er that einen Angriff auf die Hauptwachten, verfolgte sie, und trieb sie im Gefechte, bis an das Hauptlager. Zu gleicher Zeit zogen sich die Soldaten aus ihrem Lager, und stellten sich in Schlachtordnung. Der Prinz von Homburg, erhitzt von einem feurigen Muthe, überließ sich seiner Lebhaftigkeit, und fieng ein Treffen an, welches einen traurigen Ausgang genommen haben würde, wenn der Churfürst, der von der Gefahr, worinnen er sich befand, Nachricht erhalten hatte, ihm nicht zu Hülfe herzugeeilet wäre.

Friedrich Wilhelm, dessen Scharfsichtigkeit außerordentlich, und dessen Hurtigkeit erstaunenswürdig war, machte augenblicklich seine Einrichtungen. Er bediente sich eines Hügels; pflanzte sein Geschütz auf denselben,

und ließ es einige mal auf die Feinde losbrennen. Das Schwedische Fußvolk, wurde dadurch zum Wanken gebracht; und da er sahe, daß dieses zu weichen anfieng: so that er, mit seiner gesammten Reiterey, einen Angriff auf den rechten Flügel des Feindes, drung in denselben hinein, und schlug ihn. Die Schwedischen Regimenter von dem Haupttreffen, und von Ostgothland, wurden gänzlich in Stücken gehauen. Die Niederlage des rechten Flügels zog auch die Ueberwindung des linken nach sich. Die Schweden warfen sich in Moräste, und wurden daselbst von den Bauern getödtet. Diejenigen, welche noch davon kamen, nahmen die Flucht über Fehrbellin, und brachen daselbst die Brücke hinter sich ab.

Die Hoheit der Geschichte erfordert es, daß wir hier die schöne Handlung eines Stallmeisters des Churfürsten in diesem Gefechte mit anführen. Der Churfürst saß auf einem weißen Pferde. Sein Stallmeister, Froben, bemerkte, daß die Schweden mehr auf dieses Pferd zielten, weil es sich durch seine Farbe von den übrigen unterschied. Er bat daher seinen Herrn, daß er mit ihm tauschen möchte, und wendete vor, das Pferd des Churfürsten wäre scheu. Kaum hatte dieser getreue Bediente einige Augenblicke darauf gesessen: so wurde er erschossen, und erhielt also durch seinen Tod das Leben des Churfürsten.

Dieser Fürst, der kein Fußvolk hatte, konnte sich weder der Brücke von Fehrbellin

bemächtigen, noch den Feind auf der Flucht verfolgen. Er begnügte sich damit, daß er sein Lager auf dem Schlachtfelde aufschlug, wo er sich so vielen Ruhm erworben hatte. Er ließ dem Prinzen von Homburg Verzeihung wiederfahren, der das Wohl des ganzen Staates mit solcher Leichtsinnigkeit der größten Gefahr ausgesetzet hatte, und sagte nur so viel zu ihm: „wenn ich nach der Strenge der Kriegs„gesetze mit Euch verfahren wollte: so hättet ihr „den Tod verdienet. Allein das wolle Gott „nicht, daß ich den Glanz eines so glücklichen „Tages durch die Vergießung des Blutes eines „Prinzen verdunkeln sollte, der eines von den „vornehmsten Werkzeugen meines Sieges „gewesen ist.„

Die Schweden verlohren in dieser eben so berühmten, als entscheidenden Schlacht, zwo Hauptfahnen, acht andere Fahnen, acht Canonen, 3000 Mann, und eine große Menge Officier.

Dörffling langte nunmehr mit dem Fußvolke an, verfolgte sie den andern Tag, nahm viele von ihnen gefangen, und bekam, nebst ihrem Geräthe, einen Theil von der Beute wieder, die sie in den Brandenburgischen Marken gemacht hatten. Das Schwedische Heer, welches nun bis auf 4000 Mann geschmolzen war, zog sich über Ruppin und Wittstock in das Herzogthum Mecklenburg zurück.

Wenig Feldherren haben sich rühmen können, daß sie einen solchen Feldzug gethan, wie dieser bey Fehrbellin gewesen ist.

Der Churfürst unternahm eine Sache, die eben so groß, als kühn, war, und führte sie mit erstaunenswürdiger Geschwindigkeit aus. Er hub einen Haufen Schweden auf, da Europa glaubte, daß er noch in Franken wäre. Er eilte gleichsam im Fluge auf die Ebene vor Fehrbellin, wo die Feinde sich versammelt hatten. Er stellte ein mit mehr Muth, als Klugheit, angefangnes Treffen wiederum her. Mit einem Haufen von Reitern, der schwächer, als die Feinde, und durch die Beschwerlichkeiten eines langen Marsches ermüdet war, schlug er ein zahlreiches und ansehnliches Fußvolk, welches sich durch seine Tapferkeit das Kaiserthum, und Polen, unterworfen hatte.

Aus seiner geschickten Aufführung kann man urtheilen, was er gethan haben würde, wenn es im Elsaß nach seinem Willen gegangen wäre. Dieser so herrliche, als tapfre, Feldzug verdienet, daß man die Worte Cäsars auf ihn deute: veni, vidi, vici. Er wurde von seinen Feinden gerühmet, von seinen Unterthanen gesegnet; und seine Nachkommen setzen in dieses beruffene Treffen den Punkt und Anfang der Hoheit, welche das Haus Brandenburg nachgehends erreichet hat.

Die Schweden, welche der Churfürst geschlagen hatte, wurden für Feinde des Reichs erkläret, weil sie ihn, als ein Glied desselben,

ange-

angegriffen hatten. Wären sie von dem Glücke unterstützet worden: so würden sie vielleicht Bundsgenossen gefunden haben.

Der Churfürst, der durch die Kaiserlichen und Dänen verstärket worden war, griff nunmehr die Schweden in ihren eigenen Ländern an. Er drung in Pommern ein, und machte sich von den drey vornehmsten Fuhrten der Pene Meister.

Die Brandenburger nahmen die Stadt Wollgast, und die Insel Wollin ein. Wismar ergab sich den Dänen nicht eher, als bis der Prinz von Homburg mit einer Verstärkung von churfürstlichen Völkern, zu ihnen gestossen war.

1676. Dasjenige, wodurch der König in Dännemark und der große Churfürst, in ihrem Kriege wider Schweden gleich stark mit einander verbunden wurden, wurde durch ein Bündniß noch mehr befestiget, welches sie zu Anfange des Jahres 1676 mit einander schlossen.

Die starke Besatzung, welche die Schweden in Stralsund hatten, und welche durch die Nachbarschaft der Brandenburgischen Völker beunruhiget wurde, suchte dieselben im Winter von der Insel Wollin zu vertreiben. Mardefelt gieng mit einem Haufen Schweden dahin, und belagerte die churfürstlichen Völker, welche die Hauptstadt daselbst vertheidigten.

Die Wachsamkeit des Marschalls, Dörffling, verursachte, daß ihnen ihr Unternehmen theuer genug zu stehen kam. Er zog einige

Haufen von seinen Leuten zusammen, gieng auf die Insel Wollin hinüber, schlug Mardefelten, und würde eine gänzliche Niederlage unter seinen Leuten angerichtet haben, wenn sich die Schweden nicht eilig ihrer Fahrzeuge bemächtigt hätten, und nach Stralsund geflohen wären.

Zu Anfange des Feldzuges sahe man das Baltische Meer mit zwo mächtigen Flotten bedecket, welche die Schweden in ihren Häfen einschlossen, und sie verhinderten, daß sie keine Hülfsvölker nach Pommern schicken konnten. Die eine Flotte war den Alliirten von den Holländern zu Hülfe geschickt worden; und wurde von dem Admiral Tromp, dem größten Seemanne seiner Zeiten angeführet. Die andere war die Flotte des Königs in Dännemark, unter der Anführung des Admirals Juhl, der nicht weniger berühmt war, als der erste. Auch die Brandenburgischen Caper thaten sich in diesem Feldzuge hervor, und nahmen den Schweden verschiedene Fahrzeuge ab.

Die Schweden sahen vorher, daß es ihnen unmöglich seyn würde, der Anzahl der Feinde zu widerstehen, die sie sich zugezogen hatten. Sie wagten daher einige Friedensvorschläge, um den Churfürsten von seinen Bundesgenossen abzuziehen; Vielleicht auch, um ihn und sie zu Feinden zu machen. Schweden verhielt sich dabey folgendergestalt.

Wangelin, der zu Rathenau gefangen worden war, that einige Vorschläge, versprach große

Vortheile, und bediente sich aller Verführungen der Staatskunst, um den Churfürsten dahin zu bewegen, daß er sich mit Schweden wiederum aussöhnen möchte. Allein Friedrich Wilhelm war so wenig geneigt, sich in eine Unterhandlung einzulassen, daß er vielmehr solche Vorschläge ganz und gar verwarf, welche seinem Ruhm so sehr zuwider waren.

Er stellte sich an die Spitze seiner Völker, und nahm, ohngeachtet des Widerstandes, den ihm der General Königsmark that, Anclam ein. Hierauf kehrte er seine siegenden Waffen gegen Stettin; ließ es aber dabey bewenden, daß er diesem Orte die Zufuhre versperrete. Denn es war schon zu spät, als daß er eine ordentliche Belagerung hätte unternehmen können.

1677. Der folgende Feldzug wurde durch ein Seetreffen eröffnet, worinne die Schwedische Flotte durch die Dänische überwunden wurde. Carl XI, der bisher noch unmündig gewesen, itzo aber mündig war, fieng an, sich als einen König zu zeigen. Er stellte sich an die Spitze seines Heeres, und gewann bey seinem ersten Versuche die berühmte Schlacht bey Lunden in Schonen, wo Christian V in die Flucht geschlagen wurde, nachdem 6000 von den Seinigen auf dem Platze geblieben waren.

Das Glück der Schweden, welches dem König in Dännemark überlegen war, wurde gegen den Churfürsten ohnmächtig. Dieser

Feldzug

Feldzug in Pommern war für die Schweden einer von den unglücklichsten.

Der Churfürst, der den Winter über Stettin gesperret hatte, ließ den 6ten des Brachmonats die Laufgräben vor diesem Platze öffnen. Die Brandenburger griffen die Stadt an dem linken Ufer der Oder an; und die Lüneburger, die sich mit dem Churfürsten verbunden hatten, wagten den Angriff an dem rechten Ufer dieses Flusses. Die Belagerung dauerte, mit offenen Laufgräben, ein halbes Jahr lang.

Die Befestigungswerke von Stettin bestunden aus Schanzen von Erde, die mit einem Graben umgeben, und durch eine schlechte Brustwehr vertheidiget wurden. Die Außenwerke bestunden bloß aus einigen Schanzen. Nach der heutigen Art Plätze zu belagern, würde etwas so elendes unfähig seyn, lange Widerstand zu thun; doch damals hatten die Völker des Churfürsten, die an die Kriege im freyen Felde gewöhnet waren, keine Erfahrung von den Belagerungen. Sie dieneten vortrefflich zu Handgefechten; allein sie führten wenig grobes Geschütz, und wenig Mörser bey sich; vornehmlich fehlte es ihnen an geschickten Feuerwerkern.

Den 14 des Christmonats gieng Stettin einen Vergleich wegen der Uebergabe ein. Die Besatzung war bis auf 300 Mann geschmolzen, und die Nachrichten von den damaligen Zeiten versichern, daß die Belagerer 10000 Mann

daben verlohren haben. Indessen sieht man offenbar, daß diese Anzahl vergrößert worden ist, entweder, weil die Schriftsteller glaubten, daß eine Belagerung nur durch die Anzahl des daben gebliebenen Volkes berühmt seyn könnte; oder weil sie selbst durch falsche Nachrichten betrogen worden waren. Die größten Festungen, welche gemauert, gefüttert, und untergraben sind, und von großen Heeren belagert werden, kosten den Fürsten, welche sie einnehmen, nicht so viel, als diese elende Verschanzung, nach den Schriftstellern, den Brandenburgern gekostet hat.

Nach der Einnahme dieser Stadt begaben sich die Lüneburger wieder nach Hause.

Die herrlichen Vortheile, welche der Churfürst über seine Feinde davon trug, machten an dem kaiserlichen Hofe keinen so günstigen Eindruck, wie man hätte vermuthen sollen. Der Kaiser wollte schwache Lehnträger, und kleine Unterthanen haben: nicht aber reiche Fürsten, und mächtige Churfürsten. Da seine Staatskunst auf eine eigenmächtige und unumschränkte Herrschaft abzielte: so sahe er wohl ein, wie nöthig es wäre, die Fürsten in mittelmäßigen und ohnmächtigen Umständen zu erhalten. Seine Räthe, und unter andern ein gewisser Hocherus, waren so gar so unverschämt, daß sie sagten: „man sähe zu Wien mit Verdruß, daß „ein neuer König der Vandalen sich an den „Ufern des Baltischen Meeres vergrößerte.„ Man mußte dieses entweder dulden, und darzu schwei-

schweigen; oder man mußte Mittel haben, es zu verhindern.

Indessen daß die Kriegsverrichtungen des Churfürsten nur eine Folge von glücklichen Begebenheiten und Siegen vorstelleten, schrieb Ludwig der XIV dem ganzen Europa Gesetze und Friedensbedingungen vor. Durch den letzten Vertrag blieb Frankreich in dem Besitze der Franche Comte, die auf ewig mit Frankreich verbunden wurde, wie auch eines Theils von dem Spanischen Flandern, und der Festung Freyburg. Nachdem dieser Friede zu Nimwegen unterzeichnet war: so bemühte sich der Prinz von Oranien vergebens, ihn zu vernichten, indem er ein unnützes Treffen bey St. Denis lieferte, wo der Herzog von Luxenburg, ohngeachtet der List und Untreue seines Gegners, den Sieg davon trug. Die Holländer hatten, indem sie diesen Frieden schlossen, auf sich selbst, und nicht auf ihre Bundesgenossen, gedacht. Friedrich Wilhelm rückte ihnen ihre Undankbarkeit vor; allein dem Uebel war damals nicht mehr abzuhelfen. 1678.

Frankreich that dem Churfürsten den Vorschlag, daß er den Schweden dasjenige, was er ihnen abgenommen hatte, wiedergeben, und sie wegen der Kriegsunkosten Schadlos halten sollte. Ludwig XIV hätte schwerlich einem durch seine Niederlagen gedemüthigten Fürsten niederträchtigere Bedingungen vorschreiben können. Der Churfürst wollte daher auch nichts davon reden hören. Seine Wünsche

 giengen

giengen viel weiter; und er hoffte, dasjenige durch Verträge zu behaupten, was er in Schlachten gewonnen hatte. Er gewann mehr durch seine Westphälischen Friedensunterhandlungen, als er in seinem ganzen Leben durch die Waffen, und durch seine zahlreichen Siege genommen hatte.

Der Krieg dauerte noch immer in Pommern fort. Die Schweden huben auf der Insel Rügen zween Detachements, ein Dänisches, und ein Brandenburgisches auf, wovon iegliches 600 Mann stark war.

Der König in Dännemark verlohr Christiania und die Insel Blekingen.

Das Glück des Churfürsten, oder, besser zu sagen, seine Geschicklichkeit, die keinem blinden Schicksale unterworfen war, zeigte sich in diesem Kriege gleich beständig. Er erhielt eine Verstärkung von 4000 Lüneburgern. Mit diesen, und mit Hülfe der Dänischen Schiffe, unternahm er eine Landung auf die Insel Rügen, verjagte die Schweden von derselben, und nahm ihnen die Fehrschanze weg. Gleich darauf bemächtigte er sich der Insel Bornholm, gieng nach Stralsund über, und ließ diese Stadt so heftig beschüßen, daß sie sich nach zween Tagen ergab. Endlich machte er den Schluß dieses schönen Feldzuges mit der Eroberung von Greifswalde,

Das Glück schien recht sein Vergnügen daran zu haben, daß es diesem Fürsten Gelegenheit an die Hand gab, seine großen Gemüths-

müthsgaben an den Tag zu legen. Kaum hatte er seinen Feldzug geendigt: so erfuhr er, daß der General Horn aus Liefland gekommen wäre, und Preußen mit 6000 Schweden überschwemmet hätte.

Er hörte diese Zeitung an, ohne dadurch sonderlich gerühret zu werden, und fand Mittel dagegen, ohne sich deswegen beunruhigen zu dürfen. Sein an Erfindungen fruchtbarer Geist gab ihm eine Menge von Entwürfen an die Hand, worunter er nur wählen, und den gewählten hernach ausführen durfte. Erdenken und ausführen geschahe bey ihm zugleich. Der General Görz wurde mit 3000 Mann abgeschicket. Er langte glücklich zu Königsberg an, vereinigte sich daselbst mit Hohendorfen, und unternahm nichts, bis der Churfürst angelanget war.

Friedrich Wilhelm schloß, um seinen Anhang zu verstärken, ein Vertheidigungsbündniß mit eben den Holländern, die ihn so leichtsinnig verlassen hatten. Er erließ ihnen die rückständigen Hülfsgelder, und trat ihnen die Schenkenschanze wirklich ab. Dafür erhielt er weiter nichts, als elende Gewährleistungen, welche dieser undankbare freye Staat hernach nicht einmal erfüllen wollte.

Indessen rückten die Schweden immer fort, und drungen weiter in Preußen ein. Sie hatten im Vorbeygehen die Vorstadt von Memel verbrannt und sich von Tilse und Insterburg Meister gemacht. Ihre Völker hatten

sich ausgebreitet, und ihre Parteyen streiften in dem Lande herum.

1679. Der Churfürst ersetzte diesen Verlust gar bald durch seine wunderbare Geschwindigkeit. Den 10ten Jenner brach er von Berlin auf, stellte sich an die Spitze von 9000 Mann, mit welchen Dörffling vorausgegangen war; und gieng den 15ten über die Weichsel. Vor ihm her gieng das Schrecken seines Namens, welcher den Schweden furchtbar worden war. Horn gerieth bey seiner Annäherung in Verwirrung, und verlohr die Hoffnung, demjenigen zu widerstehen, der bey Fehrbellin gesieget hatte. Er zog sich zurück, und seine Völker verlohren den Muth. Görz machte sich diese Verwirrung zu Nutze, verfolgte ihn, griff ihn an, und hielt ihn zurück. Bey diesem Anfange der Unordnung verlohren die Schweden 8000 Mann. Eine große Menge von Bauern, die sich zu Görzen geschlagen hatten, überfielen den Nachzug; und diejenigen, die sich von der Schwedischen Armee, entfernet hatten. Sie nahmen dieselben entweder gefangen, oder schlugen sie todt.

Der Churfürst, der seine Augenblicke nicht mit Müßiggehen zubrachte, befand sich an dem Ufer des frischen Haff. Er hatte Schlitten verfertigen lassen. Hierauf setzte er sein ganzes Fußvolk und seine Völker, in der Ordnung, worinne sie fechten sollten. Die Reiterey folgte dem Churfürsten zur Seite; und auf diese neue und seltsame Weise legten sie täglich

7 große deutsche Meilen zurück. Man sahe mit Erstaunen diesen Zug von Schlitten mit einem Heere, auf einem zugefrornen Meerbusen, der 8 Wochen vorher mit allerhand Schiffen bedeckt gewesen war, welche die Preußische Handlung dahin zog.

Der Zug des Churfürsten mit seinem Heere hatte das Ansehen eines schönen und prächtigen Festes. Die Churfürstinn, und seine ganze Hofstatt befanden sich mit ihm auf Schlitten; und dieser Fürst wurde überall, wo er durchzog, als der Befreyer des Vaterlandes aufgenommen.

Da er zu Labiau angelanget war: so schickte er den General Trefenfeld mit 5000 Reitern ab, um die Schweden aufzuhalten, damit er Zeit gewinnen könnte, sie einzuholen. Noch eben diesen Tag legte er auf dem Curländischen Meerbusen einen beträchtlichen Weg zurück; und den 19 Jenner langte er mit seinem Fußvolke 3 Meilen weit von Tilse an, wo die Schweden stunden. An eben diesem Tage erfuhr er, daß Trefenfeld bey Splitter zween feindliche Haufen geschlagen, und ihnen 28 große und kleine Fahnen *, 2 paar Paucken, und 700 beladene Wagen weggenommen hatte.

* Entweder die Schweden müssen eine ganz außerordentliche Niederlage erlitten haben, weil sie so viele Fahnen bey einem so schwachen Haufen verlohren; oder es ist ein Fehler in der Zahl eingeschlichen. Ich würde Bedenken getragen haben, diese Begebenheit anzuführen, wenn sie nicht

Die Schweden, die von Trefenfelden geschlagen, von Görzen oft beunruhiget, und durch den in der Nähe befindlichen Churfürsten in Furcht gesetzet waren, verließen Tilse und zogen sich gegen Curland zurück. Zwischen Schulzenkrug und Cuadjuc holete Görz ihre Arriergarde ein, welche 1400 Mann stark war, und schlug sie völlig. Er kam auf der einen, und Trefenfeld auf der andern Seite zurück. Beyde waren mit Siegeszeichen beladen. Sie brachten die Beute zurück, welche die Feinde gemacht hatten, und führten eine große Anzahl Gefangene mit sich.

Der Rückzug der Schweden war einer Niederlage ähnlich. Sie waren 16000 Mann stark gewesen, und kaum 3000 davon kamen nach Liefland zurück. Sie waren wie Römer in Preußen eingedrungen, und zogen wie Tartarn wieder heraus. So endigte sich dieser Feldzug, der seines gleichen nicht hat. Der Geist und die Gemüthsart des Churfürsten zeigeten sich hier in ihrer völligen Größe. Weder die strenge Jahreszeit in dieser wilden Gegend, noch die Länge des Weges von der Oder bis an die Grenzen von Liefland, noch die vielen Beschwerlichkeiten, noch die Menge der Feinde, noch auch sonst etwas, konnten ihn aufhalten.

Die-

nicht durch verschiedene Erzählungen bestätiget würde, die sich in den königlichen Archiven befinden.

Dieser so wohl entworfene und so gut ausgeführte Feldzug brachte dem Churfürsten weiter nichts ein, als Ehre. Dieses ist die Münze der Helden; doch lassen sich die Fürsten nicht allemal damit begnügen.

Die Feinde Friedrich Wilhelms hatten ihn aus Elsaß in die Mark, und aus Pommern nach Preußen, gezogen. Kaum hatte er die Schweden daraus vertrieben: so erfuhr er aus dem Schreyen seiner Unterthanen, daß 30000 Franzosen unter dem General Calvo in das Herzogthum Cleve eingefallen waren.

Ludwig XIV bestund darauf, daß die Schweden wiederum völlig eingesetzet werden sollten, und nichts konnte ihn von diesem Puncte abbringen. Colbert verwarf hochmüthig alle Vorschläge, welche ihm die Räthe des Churfürsten gethan hatten.

Die Parteyen wurden nunmehr gar zu ungleich. Der Churfürst in Brandenburg, und der König in Dännemark, welches noch die einzigen Fechter auf dem Kampfplatze waren, konnten es mit Carln XI und Ludwig XIV nicht zugleich aufnehmen. Ohngeachtet der Churfürst nicht geneigt war, sich desjenigen, was er erobert hatte, zu begeben: so gieng er doch mit den Franzosen einen 14 tägigen Waffenstillstand ein, und trat ihnen die Städte Wesel und Lipstadt wiederum ab, bis der Friede völlig geschlossen seyn würde.

Da diese Zeit verflossen war, ohne daß man im geringsten hätte einig werden können, drung

Creqvi

Creqvi mit 10000 Mann in das Fürstenthum Minden ein. Daselbst stiessen die Lüneburger zu ihm: und diese Völker zusammen schlossen zwischen sich und der Weser einen Haufen von Brandenburgern ein, welche der General Spar anführte. Es war eben das Dragoner Regiment, welches in Elsaß, und hernach wiederum in Minden gefangen worden war. Nachgehends unterdrückte es der Churfürst völlig.

Friedrich Wilhelm, der nun von dem Kaiser verlassen war, und von den Holländern, welche gar nicht geneigt waren, ihre Gewährleistung zu erfüllen, nur abschlägliche Antwort bekam, entschloß sich endlich, einen Vergleich einzugehen. Er schickte den Freyherrn von Meinder nach St. Germain en Laye, wo der Französische Hof sich damals befand. Man wurde daselbst, nach vielen Schwierigkeiten, über folgende Bedingungen einig: Der Westphälische Vertrag sollte diesem Frieden zum Grunde dienen; Der Churfürst sollte alle Zölle in den Häfen von Hinterpommern nebst, den Städten Camin, Garz, Greifenberg und Wildenbrück eigenthümlich behalten. Er hingegen bewilligte, die Schweden wiederum in den Besitz dererjenigen Plätze zu setzen, die er ihnen abgenommen hatte, und dem Könige in Dännemark keinen Beystand zu leisten. Hierauf räumte Frankreich seine Westphälischen Lande, um ihm den Schaden zu ersetzen, den die

die Völker des Creqvi in seinen Staaten angerichtet hatten.

Dieser also geschlossene und bestätigte Friedensvertrag wurde ins Werk gerichtet, und seine Erfüllung wurde durch nichts verzögert.

Der König in Dännemark folgte dem Beyspiele des Churfürsten, ohne sich lange zu bedenken. Er machte zu Fontaineblau mit Frankreich und Schweden Friede, iedoch mit dem Unterschiede, daß der Churfürst dabey wenigstens einige Vortheile erhielt, der König in Dännemark hingegen, weil er zu lange gewartet hatte, gar keinen Nutzen daraus zoge.

Mit dem Frieden zu St. Germain erreichten die Kriegsverrichtungen Friedrich Wilhelms ihr Ende. Seine letzten Jahre waren friedlich, und machten kein so großes Aufsehen. Indessen zeigte sich sein großer Geist auch in den geringsten Handlungen seines Lebens.

Die Tugenden dieses Fürsten waren nach den Umständen eingerichtet, worinnen er sich befand. Bald schienen sie mehr heldenmäßig und erhaben. Bald mehr sanftmüthig und hülfreich.

Ein fast allgemeines Vorurtheil verursachet, daß die meisten Menschen die glückliche Verwegenheit der Ehrgeizigen recht abgöttisch verehren. Der durchdringende Glanz der Kriegstugenden verdunkelt in ihren Augen die Sanftmuth und Gelindigkeit der bürgerlichen Tugenden. Sie ziehen einen Herostratus, der die Tempel verbrennet, einem Amphion,

und die Siege des Octavius der Regierung des Augustus vor.

Friedrich Wilhelm war an der Spitze seiner Armeen, wo er sich als einen Befreyer des Vaterlandes zeigte, und als das Haupt seiner Räthe, wenn er seinen Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren ließ, auf gleiche Weise bewundernswürdig. Seine schönen Eigenschaften zogen ihn das Vertrauen seiner Nachbarn zu. Seine Billigkeit hatte ihm eine Art von einem höchsten Richterstuhle gesetzet, so, daß sich seine Gewalt über seine Grenzen hinaus erstreckete, und Fürsten und Könige richtete, oder aussöhnte. Er wurde zum Mittler zwischen dem Könige in Dännemark und der Stadt Hamburg erwählet. Christian V erhielt 125000 Thaler von dieser Stadt, die gleichsam ein Schwamm war, den die Dänen ausdrückten, wenn sie es nöthig hatten. Wenn Friedrich Wilhelm sie nicht unterstützet hätte: so würde sie völlig ausgesogen worden seyn.

Auch die Morgenländer huldigten diesem Fürsten gleichsam, dessen Ruhm bis an die Grenzen von Asien hindurch gedrungen war. Der Tartarcham, Murad Geray, bewarb sich um seine Freundschaft durch eine Gesandtschaft. Der Dollmetscher aus Budziak hatte eine hölzerne Nase, und keine Ohren, und der Abgesandte, dessen Lumpen nicht einmal seine Blösse bedeckten, mußte erstlich gekleidet werden, ehe er bey Hofe erscheinen konnte. Indem der Churfürst von den Tar-

tarn

tarn um seine Freundschaft ersuchet wurde: so brachte er sich bey den Spaniern Ehrerbietung zuwege. Dieser Hof war ihm noch Hülfsgelder schuldig; und der Churfürst konnte keine Bezahlung von ihm erhalten. Hierauf schickte er 9 kleine Schiffe von denenjenigen, deren er sich auf dem Baltischen Meere bedienet hatte, nach Guinea. Dieses Mittelmässige Geschwader nahm ein großes Spanisches Kriegsschiff weg, und brachte es in den Hafen von Königsberg.

Ohngefehr um diese Zeit gelangte Friedrich Wilhelm zu dem Besitz des Herzogthums Magdeburg, welches nunmehr nach dem Tode des letzten Administrators, eines Prinzen aus dem Hause Sachsen, auf immerdar mit dem Churfürstenthum Brandenburg verbunden wurde.

Dem Churfürsten wurde nachgehends, als dem Director des Westphälischen Kreises, von dem Kaiser aufgetragen, die ostfriesischen Staaten wider ihren Fürsten zu beschützen, welcher ihnen ihre Freyheiten und Vorrechte streitig machen wollte. Da er, nach dem Aussterben des dasigen fürstlichen Hauses, das Recht zur Erbfolge hatte: so machte er sich diese Gelegenheit zu Nutze; legte Brandenburgische Besatzung nach Gritzil, und errichtete zu Embden eine Handlungsgesellschaft, welche nach Guinea handelte, und daselbst Großfriedrichsburg erbauete. Dieser geringe Fortgang war mit demjenigen noch nicht zu vergleichen,

wel-

welchen Ludwig XIV gehabt hatte. Dieser Monarch hatte aus dem Frieden eine Zeit der Eroberungen gemacht. Er hatte Wiedervereinigungskammern errichtet, welche, nach Untersuchung der alten Urkunden, ihm diejenigen Städte und Herrschaften zusprachen, in deren Besitz er sich setzte; und zwar unter dem Vorwande, daß sie ursprünglich Lehn von Straßburg und Elsaß gewesen wären, oder dazu gehöret hätten.

Das Reich, welches durch einen langwierigen Krieg erschöpfet war, ließ es dabey bewenden, daß es Ludwig XIV schriftlich Vorwürfe machte. Allein der Churfürst, der nicht
1681. mit in dem Niemwegischen Frieden begriffen gewesen war, weigerte sich, dieses Schreiben zu unterzeichnen, und schloß mit dem Churfürsten zu Sachsen, und dem Herzoge zu Hannover, ein Bündniß zu Behauptung des Westphälischen Friedens, und desjenigen Friedens, der zu St. Germain geschlossen war.

1682. Ludwig XIV, der in seinen friedfertigen Eroberungen weder durch den Kaiser, noch durch das Reich gestöret seyn wollte, spielte seine Rolle in den Morgenländern; und dadurch wurde Leopold gar bald in die äußerste Unruhe versetzet.

Es fehlten noch zwey Jahre, ehe der Waffenstillstand, welchen die Ungläubigen mit den Christen * errichtet hatten, zu Ende gieng. Die Türken, die von den Protestanten in Ungarn,

* Nach der Schlacht bey St. Gotthard.

garn, welche sich wider das Haus Oesterreich 1683.
empöret hatten, herbey gerufen wurden, rückten indessen mit einem furchtbaren Heere bis an die Thore von Wien.

Leopold, der eben so wenig als die übrigen Prinzen aus seinem Hause, kriegerisch war, flüchtete, ohngeachtet seines Stolzes, nach Linz. Indessen erhielt Wien von dem Könige in Polen, Johann Sobieski, Beystand, der einer von den großen Männern seiner Zeit war, Der Kaiser kehrte mit weniger Ruhm, als Glück, wiederum nach Wien. Er wollte weder Frankreich nachgeben, welches Luxenburg beunruhigte, noch den Türken, welche seine Hauptstadt belagert hatten; ob er schon gar nicht im Stande war, einem von seinen Feinden zu widerstehn. Die Vorstellungen des Pabstes, der Churfürsten zu Brandenburg und Bayern, und der vornehmsten deutschen Fürsten, bewogen ihn endlich, einen Waffenstillstand mit Frankreich einzugehen; und dieser wurde den 15 August 1684 unterzeichnet. 1684.

In eben diesem Jahre errichtete der Churfürst ein Bündniß, mit dem Niedersächsischen und Westphälischen Kreise, vermöge dessen sie einander gemeinschaftlich vertheidigen sollten. Man setzte daselbst fest, daß diejenigen Fürsten, welche verbundene Völker zusammen ziehen würden, aus den benachbarten Staaten Schatzungen haben sollten. Aus solchen Handlungen kann man die Sitten der damaligen Zei-

ten allzusehr erkennen, als daß man sie hier weglassen sollte

Der Churfürst machte Anspruch auf die Herzogthümer Jägerndorf, Ratibor, Oppeln, Brieg, Wolau und Liegnitz, die in Schlesien liegen. Diese Herzogthümer waren ihm durch die Erbverbrüderungen dererjenigen Fürsten, welche sie besessen hatten, rechtmäßig zugefallen; und die Könige in Böhmen hatten auch diese Erbverbrüderungen bestätiget. Er schmeichelte sich, daß er eine günstige Gelegenheit gefunden hätte, den Kaiser zu bitten, daß er ihm, wegen seiner Ansprüche, Recht wiederfahren lassen möchte. Zu gleicher Zeit that er Ansuchung um die Lehn wegen Magdeburg. Leopold, der von keinen andern Gerechtsamen, als von den seinigen; von keinen andern Ansprüchen, als von den Ansprüchen des Hauses Oesterreich; und von keiner andern Gerechtig-
1685. keit, als von seinem Stolze, wissen wollte, bewilligte dasjenige, was er nicht ausschlagen konnte, nämlich die Lehn über das Herzogthum Magdeburg.

Er that einen Versuch ob er 2000 Mann Brandenburger erhalten könnte. Diese sollten ihm in dem Kriege wider die Türken dienen. Allein der Churfürst war allzu mißvergnügt über ihn, als daß er sie ihm hätte bewilligen sollen. Es stießen 2000 Brandenburger zu den Völkern des Sobieski, und halfen den Polen die Türken zurück treiben, von denen sie angegriffen wurden.

Es

Es schien sich alles recht zum Vortheile des Churfürsten eingerichtet zu haben. Ludwig XIV dessen Staatskunst die Protestanten in Deutschland wider den Kaiser geschützet hatte, verfolgte hingegen die Protestanten in seinem Königreiche, welche unruhig und aufrührisch waren, und beunruhigte Frankreich durch die Widerrufung des bekannten Edicts von Nantes. Hierauf erfolgte eine solche Entblössung des Landes von Einwohnern, dergleichen man in der Geschichte noch gar nicht gesehen hatte. Ein ganzes Volk zog aus dem Königreiche aus, indem es durch den Geist der Parteiligkeit, und durch den Haß wider den Pabst, dazu bewogen wurde, um unter einem andern Himmel das Abendmal unter beyderley Gestalt zu genüssen. Solchergestalt verließen 400000 Seelen ihr Vaterland und alle ihre Güter, um in andern Tempeln die alten Psalmen des Clemens Marot anzustimmen. Viele bereicherten Engelland und Holland durch ihren Fleiß. 20000 Franzosen liessen sich in den Staaten des Churfürsten nieder. Diese Menge ersetzte zum Theil die Entblössung des Landes von Einwohnern, welche durch den 30 jährigen Krieg verursachet worden war. Friedrich Wilhelm nahm sie mit demjenigen Mitleiden auf, welches man unglücklichen schuldig ist, und mit der Großmuth eines Fürsten, der diejenigen aufzumuntern suchet, welche solche Künste verstehen, die seinen Unterthanen nützlich sind. Diese neuen Einwohner

hatten immer recht guten Fortgang, und belohneten ihrem Wohlthäter seinen Schutz. Das Churfürstenthum Brandenburg zog hernach aus seinem eigenen Busen eine unzehlige Menge von Kaufmannswaaren, die es zuvor von Fremden hatte kaufen müssen.

Friedrich Wilhelm merkte, daß er, wegen seiner Frömmigkeit, und seines Mitleidens, mit Ludwig XIV zerfallen würde. Weil man auch in Frankreich die Freystadt, die er den Entwichenen bewilliget hatte, mit Widerwillen betrachtete: so verband er sich vom neuen mit dem Kaiser, und schickte ihm, unter dem General Schöning, 8000 Mann zu, damit er sich derselben in Ungarn wider die Türken bedie-
1686. nen könnte. Diese Völker hatten großen Antheil an der Einnahme von Ofen. Sie erwarben sich einen vorzüglichen Ruhm bey dem Hauptsturme, der auf diese Stadt gethan wurde. Und sie waren die ersten, welche in dieselbe hinein drungen. Gleich wohl verweigerte ihnen der Kaiser, nach diesem Feldzuge, ein Winterlager in Schlesien; und sie mußten daher wiedrum in die Mark Brandenburg zurück kehren. Zur Vergeltung wegen dieses Dienstes trat der Kaiser nachgehends dem Churfürsten den Schwiebußer Kreis ab, um ihn, wegen seiner gerechten Ansprüche, schadlos zu halten.

Die Zuflucht, welche die Franzosen in Berlin gefunden hatten, und die Hülfe, die dem Kaiser von dem Churfürsten geleistet worden war, brachte Ludwig XIV vollends wider diesen auf-

auf. Er weigerte sich, ihm die jährliche Hülfsgelder ferner zu bezahlen, die er ihm, seit dem Frieden zu St. Germain, bewilliget hatte.

Indessen brach Ludwig XIV offenbar den Waffenstillstand, den er mit dem Kaiser geschlossen hatte, unter dem Vorwande, den Nimwegischen Frieden zu erfüllen. Er bemächtigte sich vieler Plätze in Flandern. Er nahm Trier ein, und ließ die Befestigungswerke dieser Stadt schleifen; und man arbeitete mit Macht an der Wiederherstellung der Befestigunswerke von Hüningen. Er unterstützete die Ansprüche der pfälzischen Prinzeßinn, Charlotte, einer Gemahlinn des Herzogs von Orleans, auf einige Pfälzische Aemter, da sie sich doch ihres Rechtes darauf, in ihrem Vermählungsvertrage, begeben hatte. Ein Nachbar, der so vieles unternahm, setzte endlich Deutschland in Unruhe. Der Schwäbische, Fränkische und Nieder Rheinische Kreis schlossen ein Bündniß zu Augspurg, um sich wider die beständigen Unternehmungen zu sichern, wozu diesen Monarchen der Ehrgeiz antrieb.
So viele Ursachen zu Beschwerden konnten den 1687.
Kaiser doch noch nicht ermuntern, sich deswegen Recht zu verschaffen. Der Krieg mit den Türken machte Leopolden behutsam, und die schwache Regierung in Spanien wollte noch nicht aus ihrem Schlafe erwachen. Doch werden wir nachgehends sehen, daß die Wahl, welche das Capitel zu Cölln, durch die Ränke

 Frank-

Frankreichs, in der Person des Fürsten von Fürstenberg getroffen hatte, den Kaiser endlich bewog, mit einem Nachbar zu brechen, der in seinen Unternehmungen gar keine Maaße hielt, und von keinen Schranken seiner Macht wissen wollte. Der Churfürst erlebte den Anfang dieses Krieges nicht. Er bewilligte der Stadt Hamburg, welche der König in Dännemark in eigner Person belagerte, zum andernmale seinen Schutz. Seine Abgeordneten Paul Fuchs, und Schmettau, bewogen Friedrich V die Belagerung von dieser Stadt aufzuheben, und alles wiederum auf den Fuß zu setzen, wie es vor dieser neuen Unternehmung gewesen war. Ungefehr um diese Zeit verglich sich der Herzog von Weissenfels mit dem Churfürsten, wegen einiger Aemter, die von dem Herzogthume Magdeburg abgerissen waren, und welche dieser Herzog itzo im Besitz hatte. Der Churfürst kaufte das Amt Burg für 34000 Thaler, und begab sich seiner Ansprüche, auf die Aemter Querfurt, Jüterbock und Dahme.

Es war an dem, daß der Norden unvermuthet durch die Streitigkeit beunruhigt werden sollte, welche der König in Dännemark mit dem Herzog zu Gottorp wegen des Rothschildischen Friedens hatte, wodurch der König in Schweden, Carl Gustav, diesem Herzog die ununischränkte Herrschaft über seine Staaten verschaffet hatte. Die Dänen, welche diesen Frieden hasseten, verjagten den Für-

sten

sten aus Schleßwig, und erklärten sich, daß sie entschlossen wären, den Besitz dieses Herzogthums, wie den Besitz von Dännemark selbst, zu behaupten. Der Kaiser Leopold, wollte sich in diese Streitigkeiten mischen; allein der König in Dännemark wollte seine Angelegenheiten nur dem Churfürsten zu Brandenburg anvertrauen. Man stellte zu Hamburg und zu Altona Zusammenkünfte an. Friedrich V erbot sich, dem Herzoge zu Gottorp gewisse Grafschaften abzutreten, woraus er eben so viel ziehen sollte, als die Einkünfte von Schleßwig austrügen, nur die Unabhängigkeit ausgenommen. Der Herzog schlug dieses Anerbieten aus. Der Churfürst hatte nicht das Vergnügen, den Vergleich zu Ende zu bringen; und der Tod endigte seine glorreiche Regierung.

Friedrich Wilhelm war seit langer Zeit mit 1688.
der Gicht befallen gewesen. Diese Krankheit artete nachgehends in eine Art von Wassersucht aus. Er empfand den Fortgang seiner Krankheit, und sahe dem Tode mit einer unüberwindlichen Standhaftigkeit entgegen. Zween Tage vor seinem Ende ließ er seine Räthe zusammen kommen. Nachdem er ihren Berathschlagungen beygewohnet, und alle Sachen mit einer gesunden Beurtheilungskraft, und einer völligen Freyheit des Geistes entschieden hatte: so hielt er eine Rede an seine Räthe, dankte ihnen wegen der treuen Dienste, die sie ihm geleistet hätten, und ermahnete sie, seinem Sohne mit gleichem Eifer zu dienen.

Nachgehends wendete er sich zu dem Churprinzen; stellte ihm die Pflichten eines guten Fürsten vor, und erzählete ihm kürzlich, in was für einem Zustande er seine Angelegenheiten hinterließe. Er ermahnete ihn nachdrücklich, dem Prinzen von Oranien in der Unternehmung beyzustehen, die er auf Engeland im Sinne hätte. Sonderlich drung er auf die Liebe gegen die Unterthanen, die er nunmehr regieren sollte, und auf die Erhaltung derselben. Er empfahl sie ihm sehr, als nur ein sorgfältiger Vater bey seinem Absterben seine Kinder dem Freunde empfehlen kann. Hierauf übete er einige Handlungen der Gottseligkeit aus, und erwartete ruhig den Tod. Er starb den 28. April 1688 mit der heldenmäßigen Gleichgültigkeit, von der er in dem glücklichen Laufe seiner Siege so viele Merkmale von sich hatte blicken lassen. Er hatte zwo Gemahlinnen, Henriette von Oranien, eine Mutter Friedrichs III der ihn in der Regierung nachfolgete, und Dorothea von Holstein, eine Mutter der Markgrafen Philipp, Albert und Ludwig, und der Prinzeßinnen, Elisabeth Sophia, und Maria Amalia.

Abschilderung. Friedrich Wilhelm besaß alle Eigenschaften, welche zu einem großen Manne erfordert werden, und die Vorsicht gab ihm alle Gelegenheiten an die Hand, wobey er dieselben zeigen konnte. In einem Alter, wo die Jugend sonst nur ihre Vergehungen sehen läßt, ließ er schon Merkmale der Klugheit von sich blicken.

Er

Er mißbrauchte seine Heldentugenden niemals, und bedienete sich seiner Tapferkeit nur zur Vertheidigung seiner Staaten, und zur Unterstützung seiner Bundsgenossen. Er war vorsichtig und weise, und dieses machte ihn zu einem großen Staatsmanne. Er war arbeitsam und leutselig; und dadurch wurde er ein guter Fürst. Er war gegen die gefährlichen Verführungen der Liebe unempfindlich und wuste von keiner andern Leidenschaft, als gegen seine Gemahlinn. Hat er den Wein und die Gesellschaft geliebet: so überließ er sich doch hierinne keinen Ausschweifungen. Seine lebhafte und cholerische Gemüthsverfassung brachte ihn zu weilen in Hitze, und setzte ihn heftige und auffahrende Bewegungen aus. Allein, wenn er auch die erste Bewegung nicht bemeistern konnte: so hatte er doch allemal die andere in seiner Gewalt, und sein Herz ersetzte überflüßig die Fehler, zu denen ihn ein flüchtiges und gar zu leicht aufwallendes Blut verleitete. Seine Seele war der Sitz der Tugend. Das Glück hatte ihn nie stolz, und das Unglück nicht verzagt machen können. Er war großmüthig, gütig, freygebig, leutselig, und wich von solchen Eigenschaften niemals ab. Er wurde der Wiederhersteller und Beschützer seines Vaterlandes, der Urheber der Brandenburgischen Macht, der Schiedsrichter zwischen denenjenigen, die ihm gleich waren, und die Ehre seines Volkes. Mit einem Worte, sein Leben ist sein Lobspruch.

Vergleichung.

In diesem Jahrhunderte zogen drey Männer die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich; Cromwel, der sich der Regierung in Engelland anmaßete, und den an seinem Könige begangenen Mord durch eine scheinbare Mäßigung, und eine gut unterstützte Staatskunst, verdeckte.

Ludwig XIV, vor dessen Macht ganz Europa zittern mußte; der alle Geschicklichkeit und Gaben schützte, und seinem Volke in der ganzen Welt Hochachtung verschafte; und Friedrich Wilhelm, der durch wenig Mittel große Dinge ausrichtete, sein eigner Rath und Heerführer war, und einen Staat blühend machte, den er gleichsam unter seinem Schutt vergraben gefunden hatte.

Der Name eines Großen gebühret nur heldenmüthigen und tugendhaften Personen. Cromwel hatte sich bey seiner tiefen Staatsklugheit mit den Lastern seines Ehrgeizes beflecket. Also würde man das Andenken Ludwigs XIV und Friedrich Wilhelms beschimpfen, wenn man ihr Leben mit dem Leben eines glücklichen Tyrannen vergleichen wollte.

Diese beyden Fürsten wurden, ein ieglicher in seinem Bezirke, als die größten Männer ihrer Zeit betrachtet. In ihrem Leben findet man Begebenheiten, wo die Aehnlichkeit auf beyden Seiten in die Augen fällt, und hingegen andere, wo die Umstände sie um so viel unähnlicher machen. Wollte man diese Fürsten in Ansehung der Macht mit einander vergleichen: so

würde

würde es eben so viel seyn, als wenn man eine Vergleichung zwischen dem Donner Jupiters, und den Pfeilen des Philoktetes, anstellen wollte. Will man ihre persönlichen Eigenschaften untersuchen, und nicht zugleich mit auf die Höhe ihres Standes sehen, so wird daraus deutlich erhellen, daß die Seele und die Handlungen des Churfürsten dem Geiste und den Thaten des Monarchen gar nicht nachzusetzen waren.

Die hatten beyde eine annehmende und glückliche Gesichtsbildung, gewisse eigne Gesichtszüge, eine Habichtsnase, und solche Augen, worinne sich die Gesinnungen ihrer Seele abbildeten. Sie liessen einen ieglichen leichtlich vor sich, und so wohl ihre Geberden, als ihr Gang, waren majestätisch. Ludwig XIV war länger; sein Betragen war sanftmüthiger; und in seinen Ausdrücken war er kürzer und nachdrücklicher. Friedrich Wilhelm hatte auf den hohen Schulen in Holland kaltsinnigere Geberden, und eine weitläuftigere Beredsamkeit, angenommen. Der Ursprung ihrer Häuser ist gleich alt; doch hat das Haus Bourbon, unter seinen Ahnen mehr unumschränkte Fürsten gezählet, als Hohenzollern. Sie waren Könige einer großen Monarchie, die lange Zeit Fürsten zu ihren Lehnträgern gehabt hatte: die andern aber waren Churfürsten über ein nicht großes Land, welches damals zum Theil unter den Kaisern stund.

In ihrer Jugend hatten diese Fürsten fast gleiches Schicksal. Der Minderjährige König, der in seinem Königreiche durch die Prinzen von seinem Geblüte verfolget wurde, mußte von einem abgelegenen Berge einem Treffen zusehen, welches seine aufrührischen Unterthanen seinen Völkern in der Vorstadt St. Antoine lieferten. Der Churprinz, dessen Vater seiner Staaten durch die Schweden beraubet war, flohe nach Holland, lernte daselbst die Kriegswissenschaft unter dem Prinzen von Oranien, Friedrich Heinrich, und that sich bey den Belagerungen der Schenkenschanz und des Platzes Breda hervor. Da Ludwig XIV zur Regierung gelanget war: so unterwarf er sich sein Königreich durch das Gewicht der königlichen Gewalt. Friedrich Wilhelm war der Nachfolger seines Vaters in einem von den Feinden angefallenen Lande, und gelangte durch Staatsklugheit und Unterhandlung wieder zum Besitze seiner Erbländer.

Richelieu, der vertraute Rath Ludwigs XIII, besaß einen Geist vom ersten Range. Lange vorher genommene Maaßregeln, welche muthig unterstützet wurden, legten einen festen Grund zur Größe; und Ludwig XIV durfte nur darauf fortbauen. Schwarzenberg, der vertraute Rath Georg Wilhelms, war ein Verräther; und die schlimme Verwaltung seines Amtes trug sehr vieles dazu bey, daß die Brandenburgischen Staaten in den Abgrund versenket wurden, in welchem Friedrich Wilhelm

helm sie fand, da er zur Regierung gelangte. Der französische Monarch verdienet Lob, weil er auf dem Wege zum Ruhme fortgieng, den Richelieu ihm gebahnet hatten.

Der deutsche Held that mehr. Er bahnte sich selbst den Weg. Diese Fürsten führten beyde ihre Heere selbst an. Der eine hatte die berühmtesten Helden in Europa unter sich. Er verließ sich auf das Glück eines Turenne, eines Conde und eines Luxenburgs. Er munterte herzhafte und geschickte Leute auf; und durch den Eifer, verdienten Personen zu gefallen, reizte er zu Verdiensten an. Er liebte den Ruhm mehr, als den Krieg. Er stellte Feldzüge nur zum Gepränge an. Er belagerte Städte: vermied aber ein Treffen. Er wohnte dem berühmten Feldzuge bey, in welchem seine Heerführer den Spaniern alle Plätze in Flandern wegnahmen. Er war auch bey der schönen Unternehmung zugegen, da Conde die Franche Comte in weniger als drey Wochen der Krone Frankreich unterwarf. Er ermunterte seine Völker durch seine Gegenwart, da sie bey der berühmten Fuhrt Tolhuys über den Rhein giengen, welche Handlung die Abgötterey der Hofleute, und die Begeisterung der Dichter, zu einem Wunderwerke gemacht haben. Der andere brachte noch mit genauer Noth einige Völker zusammen, und hatte keinen geschickten Befehlshaber. Er ersetzte durch seinen großen und mächtigen Geist allein die Hülfe, die ihm mangelte. Er machte Entwürfe, und führte

sie aus. Dachte er wie ein großer General: so fochte er wie ein gemeiner Soldat. In Ansehung der Umstände, worinnen er sich befand, betrachtete er den Krieg als sein Handwerk. Dem Uebergange über den Rhein setze ich das Treffen bey Warschau entgegen, welches drey Tage lang dauerte, und wobey der große Churfürst eines von den vornehmsten Werkzeugen des Sieges war. Der Eroberung der Franche Comte stelle ich die Ueberrumpelung von Rathenau, und die Schlacht bey Fehrbellin entgegen, wo unser Held an der Spitze von 5000 Reitern, die Schweden schlug, und sie über die Grenzen hinaus jagte. Scheint dieses noch nicht bewundernswürdig genug zu seyn: so füge ich noch den Preußischen Feldzug hinzu, daß ein Heer über ein Eißmeer flog, und 40 Meilen in 8 Tagen zurücklegte, und wo der bloße Name dieses großen Fürsten die Schweden gleichsam ohne Schwerdtstreich aus ganz Preussen vertrieb.

Die Handlungen des Monarchen blenden uns durch die Pracht, die er dabey zeigte; durch die Anzahl der Völker, welche zusammen seinen Ruhm zu vermehren suchten; durch die Ueberlegenheit, die er über alle übrigen Könige erhielt; und durch die Wichtigkeit der Gegenstände, woran ganz Europa Theil nahm. Die Thaten des Helden sind um so viel Bewundernswürdiger, weil sein Muth, und seine Erfindungskraft dabey alles thun; weil er durch wenig Mittel die schwersten Unternehmungen aus-

ausführet; und die Hülfsmittel sich in seinem Verstande immer vervielfältigen, ie häufigere Hindernisse sich zeigen.

Das Glück Ludwigs XIV blieb nur so lange beständig, als ein Colbert, Louvois, und die großen Feldherren, welche Frankreich hervorgebracht hatte, lebeten.

Das Glück Friedrich Wilhelms war beständig gleich groß, und begleitete ihn, so lange er sich an der Spitze seiner Heere befand. Die Größe des erstern scheint daher ein Werk seiner Räthe und Befehlshaber gewesen zu seyn: die Heldenthaten des andern aber mußten nur ihm selbst zugeschrieben werden.

Der König erlangte durch seine Eroberungen Flandern, die Franche Comte und Elsaß, und verband mit seiner Monarchie auch einigermaßen Spanien, wodurch er sich aber die Eifersucht aller Europäischen Fürsten zuzog: Der Churfürst erhielt durch seine Verträge Pommern, Magdeburg, Halberstadt und Minden, welche er mit Brandenburg vereinigte. Er bediente sich des Neides seiner Nachbarn so, daß sie selbst Werkzeuge zu seiner Größe wurden.

Ludwig XIV wurde der Schiedsrichter von Europa durch seine Macht, wodurch auch die größten Könige hintergangen wurden. Friedrich Wilhelm wurde das Orakel Deutschlands durch seine Tugend, die ihm das Vertrauen der größten Fürsten erwarb.

Indem so viele Fürsten das Joch mit Widerwillen trugen, welches der König in Frankreich, der nach einer allgemeinen Herrschaft strebte, ihnen auflegte: so unterwarfen der König in Dännemarck, und andere Fürsten, ihre Streitigkeiten dem Ausspruche des Churfürsten, und verehreten sein allemal billiges Urtheil.

Franciscus I hatte sich vergebens bemühet, die schönen Künste nach Frankreich zu ziehen. Ludwig XIV gründete ihnen daselbst einen beständigen Aufenthalt. Er schützte sie auf eine in die Augen fallende Art. Der Attische Geschmack, und die Römische Zierlichkeiten zeigten sich in Paris von neuem. Urania hatte einen göldenen Cirkel in ihren Händen; Calliope beklagte sich nicht mehr über die Unfruchtbarkeit ihrer Lorbern; und kostbare Palläste dieneten den Musen zu einer Freystadt. George Wilhelm bestrebte sich umsonst, den Feldbau in seinem Lande zu erhalten. Der dreyßigjährige Krieg verwüstete, wie ein verderblicher und reißender Strom, den ganzen nordlichen Theil von Deutschland. Friedrich Wilhelm bevölkerte seine Staaten wiederum. Er verwandelte Moräste in Wiesen, Wüsteneyen in Dörfer, und verfallene Gemäuer in Städte. Man sahe zahlreiche Heerden Vieh in solchen Gegenden, welche zuvor nur ein Aufenthalt wilder Thiere gewesen waren. Die nützlichsten Künste sind die ältesten unter den angenehmen

Künsten:

Künsten: sie müssen ihnen daher nothwendig vorgehen.

Ludwig XIV verdiente die Unsterblichkeit, weil er die Künste beschützet hatte. Das Andenken des Churfürsten wird noch bey seinen spätesten Nachkommen theuer geachtet werden, weil er an seinem Vaterlande nicht verzweifelte. Die Wissenschaften sind dem einen Bildsäulen schuldig, weil sein freygebiger Schutz zur Erleuchtung der Welt diente. Die Menschlichkeit ist dem andern Altäre schuldig, weil seine Großmuth das Land wieder bevölkert hat.

Allein der König verjagte die Reformirten aus seinem Königreiche, und der Churfürst nahm sie in seinen Staaten auf. Hierinnen ist der abergläubische und harte Fürst dem duldenden und liebreichen Fürsten weit nachzusetzen. Die Staatsklugheit und Menschlichkeit vereinigen sich, den Tugenden des Churfürsten hierinne den völligen Vorzug zu geben.

In Ansehung der Artigkeit, der schönen Sitten, der Großmuth, und der Pracht, überwieget die französische Kostbarkeit die deutsche Mäßigkeit. Ludwig XIV war hierinne Friedrich Wilhelmen so sehr überlegen, als Lucullus dem Mithridates.

Der eine gab andern Hülfsgelder, und untertrat zugleich sein Volk. Der andere erhielte Hülfsgelder, und richtete seine Unterthanen auf. In Frankreich wurde Sam. Bern. Banqverot, um den Credit der Krone zu erhalten. In der Mark konnte die Bank der Stände immer noch

 bezah-

bezahlen, ungeachtet des Einfalls der Schweden, der Plünderung der Oesterreicher, und der Plage der Pest. Beyde machten Verträge, und brachen sie wiederum; der eine aus Ehrgeiz, und der andere aus Noth. Mächtige Fürsten entgehen der Knechtschaft ihres Versprechens, durch einen freyen und unabhängigen Willen. Solche Fürsten, die weniger Macht besitzen, halten ihr Versprechen deswegen nicht, weil sie sich oftmals gezwungen sehen, den Umständen nachzugeben.

Der Monarch ließ sich gegen das Ende seiner Regierung, von seiner Beyschläferinn beherrschen, und der Held von seiner Gemahlinn. Die Eigenliebe des menschlichen Geschlechtes würde zu sehr gedemüthiget werden, wenn die Schwäche dieser Halbgötter uns nicht lehrete, daß sie eben sowohl Menschen sind, als wir.

Sie endigten ihr Leben beyde als große Männer, wie sie es geführet hatten. Sie sahen den Tod mit einer unbeweglichen Standhaftigkeit herannahen; sie verließen die Lustbarkeiten, das Glück, den Ruhm und das Leben mit einer stoischen Gleichgültigkeit; sie führten mit einer sichern Hand das Steuerruder der Regierung, bis an den Augenblick ihres Todes; ihre letzten Gedanken waren auf ihre Unterthanen gerichtet; sie empfahlen dieselben ihren Nachfolgern mit einer väterlichen Zärtlichkeit; und sie rechtfertigten durch ein Leben voller Ruhm und Wunder den Beynahmen des Großen,

den

den sie von denjenigen erhielten, die mit ihnen zu gleicher Zeit lebten, und den die Nachkommen ihnen einmüthig bestätigen.

Friedrich III. *
erster König in Preußen.

Friedrich III wurde den 22sten des Heumonats 1657 von der erstern Gemahlinn des großen Churfürsten, Louise Henriette von Oranien, zu Königsberg in Preußen gebohren. Er verlohr seine Mutter frühzeitig; und die Churfürstinn Dorothea, machte ihm in seiner Jugend gewaltigen Verdruß. Sie fand ein Mittel, das Gemüth Friedrich Wilhelms, wider diesen Sohn von der ersten Gemahlinn zu erbittern, der kränklich und übel gebildet war, und dessen Erziehung man gar sehr verabsäumet hatte. Der Unwille des Vaters gieng so weit, daß er es nicht ungern gesehen haben würde, wenn sein zweyter Sohn, der Prinz Philipp, ihm in der Regierung nachgefolget wäre.

Man warf einen Argwohn auf die Churfürstinn, als ob sie gesuchet hätte, sich ihres Stiefsohnes durch Gift zu entledigen. Weil man aber hiervon keinen gewissen Beweis anführet, und weil diese Sache nur ganz obenhin vorgebracht wird: so verdienet sie keinen Platz in der Geschichte. Man muß das Andenken

* Als Churfürst.

der Großen, nicht durch solche Beschuldigungen beflecken, wenn man nicht überzeugende Beweise von solchen Lastern in den Händen hat.

Die Sache selbst rechtfertiget die Churfürstinn. Friedrich III blieb leben; er vermählte sich im Jahre 1679 zum ersten male mit Elisabeth Henriette, einer Prinzeßinn des Landgrafens zu Hessen, Wilhelms VI. Im Jahre 1684, nach dem Tode derselben, vermählte er sich wiederum mit Sophia Charlotte, einer Tochter des Herzogs zu Hannover, Ernst August, und Schwester Georgs, der nachgehends König in Engelland wurde.

Die Churfürstinn Dorothea, strebte vielmehr nach den Gütern, als nach dem Leben, dieses Prinzen. Man versichert, der große Churfürst habe sich, auf ihr inständiges Anhalten, entschlossen gehabt, ein Testament zu verfertigen, worinnen er alle Länder, die er zur Zeit seiner Regierung erobert hatte, unter seine Kinder, von der zweyten Gemahlinn theilte. Die Oesterreichische Parthey machte sich das Testament geschickt zu Nutze, um dem neuen Churfürsten wider Frankreich aufzubringen. Der Kaiser machte sich anheischig, diese väterliche Einrichtung für nichtig zu erklären, iedoch unter der Bedingung, daß Friedrich III ihm den Schwibußer Kreis wieder abtreten sollte. Wir werden in dem Verfolge dieser Geschichte sehen, wie dieser Vergleich ins Werk gerichtet worden ist.

Die Gelangung Friedrichs III zur Regierung geschahe gleich zu der Zeit, da sich ein neuer Krieg anfieng. Ludwig XIV war der Urheber desselben. Er verlangte einige Aemter in der Pfalz, welche wiederum an die Madame von Orleans fallen sollten. Er beklagte sich über das Unrecht, welches die deutschen Fürsten ihm zugefüget hätten, da sie zu Augspurg ein Bündniß unter einander wider Frankreich errichtet hatten. Er erklärte sich, daß seine Ehre darunter leiden würde, wenn er die Wahl nicht unterstützte, welche die Domherren zu Cölln, in der Person des Fürsten von Fürstenberg, getroffen hatten, und welcher der Kaiser sich widersetzte. 1688.

Diese Kriegserklärung wurde durch Heere unterstützet. Der Marschall von Duras nahm Worms, Philippsburg und Maynz ein. Der Französische Kronprinz belagerte in eigner Person Manheim, und Frankenthal. Fast der ganze Rheinström kam, ehe noch ein Feldzug zu Ende gieng, unter französische Botmässigkeit.

Der Churfürst, der Frankreich allen Verdruß Schuld gab, den seine Stiefmutter ihm verursachet hatte, indem sie Friedrich Wilhelmen, aus eigennützigen Absichten, auf die Seite Ludwigs XIV zog, war mit einem blinden Hasse gegen alles, was Französisch war, erfüllet. Die Anhänger des Kaisers erhielten diesen Fürsten sorgfältig bey solchen Gesinnungen, indem sie ihnen nicht anders als vortheilhaft seyn konnten. 1689.

konnten. Sie sucheten ihn in denselben noch mehr dadurch zu bestärken, daß sie das Gespenst einer allgemeinen Monarchie Ludwigs XIV, auf die Bahn brachten, und halb Europa dadurch bezauberten.

Deutschland wurde durch diese kindische Maschine oftmals in Bewegung gesetzet, und in Kriege verwickelt, die dasselbe ganz und gar nichts angiengen. Allein, wie die besten Waffen endlich stumpf werden: so verlohren auch diese Gründe unvermerkt das Vermögen zu blenden, und die deutschen Fürsten sahen nunmehr, daß, wenn sie auch eine solche unumschränkte Herrschaft zu befürchten hätten, sie dieselbe doch gewißlich nicht von Ludwig XIV besorgen dürften.

Damals war die Bezauberung noch in ihrer ersten Stärke: und sie wirkete mit Nachdruck auf ein Gemüthe, welches durch seine Vorurtheile zubereitet war, den Eindruck derselben günstig anzunehmen. Friedrich III hielt sich daher für verbunden, dem Kaiser beyzuspringen. Er ließ den General Schöning mit einem ansehnlichen Corpo über den Oberrhein gehen. Die Brandenburger macheten sich von Rheinbergen Meister. Der Churfürst übernahm selbst die Anführung des Heeres, und belagerte Bonn. Maynz ergab sich an die Verbundenen. Die Völker, welche diese Stadt eingenommen hatten, stießen zu dem Heere des Churfürsten, und verhinderten den Boufflers, daß er Bonn nicht entsetzen konnte. Der Befehlshaber darinne

inne, von Asfeld, übergab diese Stadt den 12ten Weinmonats, unter gewissen Bedingungen, worüber man sich verglichen hatte.

Der Churfürst unternahm auch den folgenden Feldzug, und leistete den Verbundenen nachdrückliche Hülfe wider Frankreich. Der Prinz von Oranien war in diesem Jahre nicht der Anführer der alliirten Armee in Flandern. Sein Ehrgeitz beschäftigte ihn anderswo, wie wir nachgehends zeigen werden. Er hatte nämlich mit solchen Sachen zu thun, die seine Person mehr angiengen. 1690.

Nach dem Tode Cromwels begab sich sein Sohn, Richard, der mehr ein Weltweiser, als ein Staatmann war, der Gewalt, welche der Protector, durch seine widerrechtliche Anmassung, demselben hinterlassen hatte. Die Engelländer ruften hierauf einmüthig Carl II auf den Thron seines Vaters. Nach dem Tode desselben wurde Jacob II sein Nachfolger. Der Statthalter in Holland, Wilhelm, der sich mit der ältesten Prinzeßinn dieses Königs Maria, vermählet hatte, machte sich die Abneigung der Engelländer gegen ihren König zu Nutze, dessen vornehmstes Laster darinne bestund, daß er katholisch war. Es hatte sich in Engelland unvermerkt eine ansehnliche Partey wider ihren König zusammen gethan. Nicht lange nach dem Tode des großen Churfürste. orach ihr Vorhaben aus; und nunmehr fassete der Prinz von Oranien den Vorsatz, seinen Schwiegervater vom Throne zu stoßen. Er wollte dasjenige

nur seinen Waffen zu danken haben, was seine Staatsränke ihm nicht bald genug verschafften. Ein Jude aus Amsterdam, mit Namen Schwarzau, lieh ihm zu dieser Unternehmung zwo Millionen, und sagte zu ihm: "Wenn ihr „glücklich seyd: so weis ich, daß ihr mir sie wie„der geben werdet; seyd ihr aber unglücklich, „so lasse ich mir es auch gefallen, daß ich sie ein„büsse."

Wilhelm gieng mit dieser Summe nach Engelland hinüber, setzte den König Jacob ab, schlug die gegenseitige Partey, und wurde in gewissermaße, mit Genehmhaltung des Volks, welches sein widerrechtliches Unternehmen zu billigen und zu unterstützen schien, der rechtmässige Beherrscher dieser drey Königreiche. Jacob, der sich weder auf dem Throne ein Ansehen zu Wege bringen, noch über ein Volk hatte herrschen können, welches er bey seinen Vorrechten lassen mußte, ließ den Scepter aus den Händen; wurde von seinen eigenen Kindern verfolgt, die ihm die Krone entrissen hatten, und flohe nach Frankreich, wo man ihn weder wegen seiner Würde, noch wegen seines Unglücks hochachten wollte.

1691. Der neue König in Engelland übernahm die Anführung des Heeres der Alliirten. Er regierete Europa durch seine Staatsränke, indem er bey allen Fürsten Eifersucht wider die Macht Ludwigs XIV erregete, den er hassete. Die Welt waffnete sich nunmehr, und führete Krieg, um ihm die unumschränkte Gewalt zu erhalten,

halten, womit er die vereinigten Provinzen beherrschete, die er zur Zeit des Friedens verlohren haben würde. Man nennet ihn **den König von Holland, und den Statthalter von Engelland.** Er war zwar unglücklich im Kriege; aber fruchtbar an neuen Erfindungen, und wachsam, seinen Verlust wieder zu ersetzen. Er stellete die vielköpfigte Schlange in der Fabel vor, welche sich ohne Unterlaß selbst wieder hervorbrachte. Er wurde nach seinen Niederlagen, eben so sehr von seinen Feinden verehret, als Ludwig XIV, nach seinen Siegen.

Er stellete, wegen der damaligen Staatsangelegenheiten eine Unterredung mit dem Churfürsten an. Die Gemüthseigenschaften dieser Fürsten waren allzu verschieden, als daß aus ihren Berathschlagungen etwas wichtiges hätte erfolgen sollen. Wilhelm war kaltsinnig, einfältig in seinen Sitten, und seine Gedanken waren mit wichtigen und gründlichen Sachen angefüllet. Friedrich III war ungeduldig, von seiner Hoheit eingenommen, und maß seine geringsten Handlungen auf das genaueste, nach dem Cirkel des Ceremoniels, und nach dem Schatten der Hoheit ab. Wegen eines Lehnsessels, und eines andern Stuhls, wären diese Fürsten beynahe auf immerdar mit einander zerfallen. Indessen stiessen 15000 Brandenburger zu dem Heere, welches der König Wilhelm in Flandern anführete. Der Churfürst schickte dem Kaiser ebenfalls eine ansehnliche Hülfe wider die Ungläubigen zu.

Diese Völker thaten sich in dem Treffen bey Salankemen hervor, worinnen Eugen den Sieg über die Türken davon trug.

1692. Der König Wilhelm, der entweder nicht so glücklich, oder nicht so geschickt war, verlohr in Flandern ein Treffen bey Leusen, und ein anderes bey Landen.

1693. Der Herzog von Hannover, Ernst August, der Schwiegervater Friedrichs III, schickte dem Kaiser ebenfalls 6000 Mann zu dem ungarischen Kriege zu Hülfe. Dafür erhielte er zur Belohnung die churfürstliche Würde. Dieses 9te Churfürstenthum hatte viel Widerspruch in dem Reiche. Nur die Churfürsten zu Brandenburg und Sachsen unterstützten es. Allein, der Kaiser hatte eine mächtige Hülfe nöthig, und und glaubte, daß er sie durch nichtige Titel nicht zu theuer erkaufen könnte.

1694. Diese Zeit schien der Ehrbegierde der europäischen Fürsten günstig zu seyn. Fast zu eben der Zeit, da der Prinz von Oranien die englische Krone auf sein Haupt setzte, wurde der Herzog zu Hannover, Ernst, Churfürst; Der Churfürst zu Sachsen, Augustus, bahnete sich den Weg auf den polnischen Thron, und Friedrich III sann schon auf die königliche Würde.

Da dieses eine von den vornehmsten Handlungen in dem Leben dieses Fürsten ausmachet, indem diese Begebenheit eine von den wichtigsten für das Haus Brandenburg, und der Hauptpunkt der Staatskunst Friedrichs III ist: so wird es nöthig seyn, daß wir hierbey mit

anmer-

anmerken, was dazu Gelegenheit gegeben hat; durch was für Mittel ein solches Vorhaben ausgeführet wurde; wie auch, was ins besondere einen Einfluß in diese Unterhandlung gehabt hat. Der Ehrgeiz Friedrichs III wurde sowol in Ansehung seiner Umstände, als auch in Betrachtung seiner Staaten, eingeschränkt. Seine Schwäche gestattete ihm nicht, sich, auf Unkosten seiner Nachbarn groß zu machen, indem dieselben eben so stark und mächtig waren, als er. Es war also für diesen Fürsten kein anderes Mittel übrig, als schwülstige Titel, wodurch er die innerliche Schwäche seiner Macht zu ersetzen gedachte. Aus solchen Gründen waren alle Gedanken und Wünsche auf die königliche Würde gerichtet.

In den Archiven findet man eine Schrift, welche man dem Jesuiten Vota zuschreibet. Sie handelt von der Wahl unter den Titeln eines Königs der Vandalen, und eines Königs in Preußen; und von den Vortheilen, welche das Haus Brandenburg durch die königliche Würde erhalten könnte. Man glaubte auch, eben dieser Jesuit hätte Friedrich III die Gedanken beygebracht, daß er nach dieser Würde streben sollte. Allein darinnen betrügt man sich um so vielmehr, da seine Gesellschaft aus der Vergrößerung eines protestantischen Fürsten keinen Vortheil ziehen konnte. Es ist viel natürlicher, daß man glaube, die Erhebung des Prinzen von Oranien, und die Hoffnung des Churfürstens zu Sachsen, Augustus, zur königlichen

lichen Würde, haben bey ihm Nacheiferung und Begierde erreget, sich ebenfalls auf einen Thron zu schwingen. Man betrügt sich allemal, wenn man die Qvellen der Handlungen der Menschen anderswo, als in den Leidenschaften des menschlichen Herzens sucht.

Dieses Vorhaben war so schwer auszuführen, daß es den Räthen des Churfürsten als eine wunderliche Einbildung vorkam. Seine vertrauten Räthe, Dankelmann und Fuchs, stritten gewaltig dawider, weil die Sache selbst gar zu nichtig wäre; weil sie vorher sahen, daß man bey der Ausführung unüberwindliche Hindernisse antreffen würde; weil man sich wenig Nutzen davon versprechen könnte; und weil man sich eine allzu schwere Last durch eine solche Würde aufbürdete, die schwer zu behaupten wäre, und im Grunde doch nur eine eitle Ehre einbrächte. Allein, alle diese Gründe konnten bey einem solchen Fürsten nichts ausrichten, der sich in seine Vorstellungen verliebt hatte, über seine Nachbarn eifersüchtig, und nach Hoheit und Größe begierig war.

Von dem Tage an fiel Dankelmann in Ungnade. Nachgehends wurde er nach Spandau geschickt, weil er seine Gedanken kühnlich eröffnet, und die Wahrheit einem Hofe, der durch die Schmeicheley verderbet war, allzutrocken gesagt hatte; endlich, weil er einem Fürsten widersprochen hatte, der eitle Gedanken und Entwürfe von seiner Hoheit hegte. Glücklich sind diejenigen Fürsten, deren Ohren

nicht

nicht so zärtlich sind, und welche die Wahrheit auch alsdenn lieben, wenn sie durch einen unbescheidenen Mund gleichsam verschwendet wird. Allein, darzu gehöret eine solche Stärke der Tugend, deren wenig Menschen fähig sind.

An die Stelle Dankelmanns kam ein junger Hofmann, der weiter keine Verdienste hatte, als daß er den Geschmack seines Herrn vollkommen kannte: Dieses war der Freyherr von Colbe, nachmaliger Graf von Wartenberg. Er hatte nicht die hervorleuchtenden Eigenschaften, wodurch man sich Beyfall zuziehen muß; er verstund aber die Kunst des Hofes, nämlich, sich emsig und dienstfertig zu erzeigen, zu schmeicheln, und mit einem Worte, niederträchtig zu seyn. Er trat den Absichten seines Herrn blindlings bey, und glaubte, wenn er den Leidenschaften desselben dienete, daß er alsdenn sein eignes Glück befestigen würde.

Colbe war nicht so einfältig, daß er nicht hätte einsehen sollen, daß er auf seiner neuen Laufbahne einen geschickten Führer nöthig hätte. Der Geheimschreiber in der Kammer der auswärtigen Angelegenheiten, von Ilgen, gewann sein Vertrauen, und wies ihm den Weg mit solcher Klugheit, daß Colbe zum vorsitzenden Geheimden Rathe ernennet, und die auswärtigen Angelegenheiten ihm untergeben wurden.

Friedrich III wurde in der That sonst durch nichts gerühret, als durch das äußerliche der

königlichen Hoheit, durch das stolze Gepränge eines Titels, und durch einen gewissen Trieb der Eigenliebe, da man gern siehet, wenn man andern zeigen kann, daß sie geringer und niedriger sind, als wir. Dasjenige, was ursprünglich ein Werk der Eitelkeit war, wurde nachgehends zu einem Meisterstücke der Staatskunst. Der königliche Name befreyte das Haus Brandenburg von dem Joche der Knechtschaft, welches das Haus Oesterreich damals allen deutschen Fürsten aufgeleget hatte. Dieses war eine Lockspeise, womit Friedrich III alle seine Nachkommen anködern wollte. Er schien gleichsam zu sagen: „ich „habe den Grund zu eurer Hoheit geleget: „euch kömmt es nunmehr zu, das Werk zu vollenden.„ Er wendete alle Staatsränke an, und ließ alle Triebfedern der Staatskunst spielen, um sein Vorhaben zur Reife zu bringen. Es war bey dieser Sache ein vorläufiges Mittel dazu, daß er sich der Gewogenheit des Kaisers versicherte. Die Genehmhaltung desselben zog die Beystimmung des ganzen Staatskörpers nach sich. Damit nun der Churfürst diesen Fürsten zu seinen Absichten geneigt machen möchte, so trat er ihm den Schwibußer Kreis wiederum ab, und begnügte sich damit, daß er die Anwartschaft auf das Fürstenthum Frießland, und auf die freye Herrschaft Limburg erhielt, da doch das Churfürstliche Haus schon sonst ein unstreitiges Recht darauf hatte. Aus

eben diesem Grunde dieneten die brandenburgischen Völker bey den kaiserlichen Heeren in Flandern, am Rheine, und in Ungarn.

Der Nutzen des Churfürsten, der auf keinerley Weise Antheil an diesem Kriege hatte, würde vielmehr erfordert haben, daß er eine genaue Unparteylichkeit behauptet hätte. Ob schon Friedrich III alle Mittel angewendet hatte, die königliche Hoheit an sein Haus zu bringen: so konnte er doch dieses Vorhaben nicht plötzlich, und gleichsam mit Sturm, ausführen: sondern er mußte warten, bis ihm die Umstände günstig seyn würden. Wir werden nachgehends sehen, wie sich alles vereinigte, um ihm die Ausführung seiner Absichten zu erleichtern.

Indem Europa durch heftige Kriege gepeiniget wurde, söhnte er, nach dem Beyspiele seines Vaters, die Herzoge zu Meklenburg Schwerin, und Strölitz, mit einander aus, welche wegen der Erbfolge mit einander in Streitigkeiten verfallen waren.

Er stifftete die hohe Schule zu Halle, und zog dahin geschickte öffentliche Lehrer. Damit er auch den Salzhandel dieser Stadt erleichtern möchte: so ließ er auf der Saale schöne Schleusen bauen, wodurch sie schiffbarer gemacht wurde.

In Berlin sahe man damals eine Gesandschaft, die um so viel außerordentlicher zu seyn schien, da einer, mit Namen Fort, den Moskowitischen

witischen Abgesandten vorstellte, und in seinem Gefolge den Czaar, Peter Alexiewitz, hatte.

Dieser junge Fürst hatte durch seinen glücklichen Verstand eingesehen, daß er ein Barbar, und sein Volk wilde Leute waren. Er gieng itzo zum ersten male aus seinen Staaten, indem er den edlen Vorsatz gefasset hatte, seine Wissenschaft zu vermehren, und das Licht der Vernunft, nebst den arbeitsamen Künsten, die seinem Vaterlande mangelten, in dasselbe zu bringen. Die Natur hatte diesen Fürsten zu einem großen Manne gemacht; ein gänzlicher Mangel der Erziehung aber hatte ihn wild gelassen. Daher zeigte sich in seiner Aufführung ohne Unterlaß eine außerordentliche Vermischung von wahrhaftig großen Handlungen und einem gewissen sonderbaren Wesen; von geistreichen Einfällen, und groben Sitten; von heilsamen Anschlägen, und einer grausamen Rache. Er beklagte selbst, daß er es zwar dahin gebracht hätte, seine Unterthanen gesitteter zu machen, dabey aber doch sein eignes wildes Wesen nicht bezähmen könnte. Betrachtet man ihn nach der Sittenlehre: so war er eine seltsame Erscheinung, die Verwunderung und Schrecken einflössete. Für seine Unterthanen, war er ein Sturm, dessen Donner, Bäume und Thürme zu Boden schlug, und dessen Regen das Land fruchtbar machte. Von Berlin begab er sich nach Holland, und von hier nach Engelland.

Europa gieng nunmehr mit großen Schritten einem allgemeinen Frieden entgegen. Die Verbundnen waren durch den schlechten Fortgang ihrer Waffen verzagt gemacht worden; und Ludwig XIV, welcher sahe, daß es mit dem Könige in Spanien Carln II zum Ende gieng, und daß er, wegen seiner Leibesumstände, nicht lange mehr würde leben können, ließ sich gar bald zu einem Frieden geneigt finden. Ob er schon seine eroberten Länder, fast ohne Einschränkung zurück gab: so opferte er doch diese vergänglichen Vortheile dauerhaftern Absichten auf. Er hatte den Frieden nöthig, um sich zu einem Kriege zu rüsten, dessen Gegenstand für das Haus Bourbon höchst wichtig war. Der Friede wurde zu Ryswik geschlossen, und der Churfürst, der diesem Kriege nur aus Gefälligkeit beygetreten war, zog daraus weiter keinen Vortheil.

In Norden erhielt der Churfürst zu Sach- 1698.
sen, Augustus, die polnische Krone durch eine zweyte Wahl. Er behielt die Oberhand über den Prinzen von Conti, durch die Bemühungen seines vertrauten Rathes und Feldherrn, Flemmings; durch die Anrückung seiner Völker; und durch seine wirkliche Freygebigkeit, welche mehr ausrichtete, als die prächtigen Versprechungen des Cardinals von Polignac. Der neue König in Polen, hatte sich durch seinen Aufwand erschöpfet; und dadurch wur-
de er bewogen, Friedrich III das Schutzrecht 1699.

über die Abtey Quedlinburg, und über den Petersberg in Halle, zu verkaufen.

Der Churfürst machte sich die Unruhen in Polen zu Nutze, und nahm Elbingen ein, um sich, wegen einer Geldsumme, Genungthuung zu verschaffen, welche die Polen ihm schuldig waren. Man vermittelte einen Vergleich; und die Polen verpfändeten ihm eine Krone, nebst einigen Rußischen Kleinodien, welche noch itzo in Königsberg aufbehalten werden. Nachgehends ließ der Churfürst die Stadt räumen, und behielt, mit Genehmhaltung der Republick Polen, den Besitz von dem Elbingischen Bezirke.

1700. Europa wurde gar bald zu Anfange dieses Jahrhunderts, wegen des Nachfolgers des Königs in Spanien, Carls II, der itzo gestorben war, durch neue Unruhen in Bewegung gesetzt. Das Haus Bourbon, und das Haus Oesterreich, stritten mit einander darüber.

Man hatte sich bemühet, den blutigen Kriegen vorzubeugen, wozu diese Erbfolge Gelegenheit geben könnte.

Ludwig XIV hatte sich anfangs zu einem Theilungsvertrage zwischen den Seemächten verstanden. Carl II, der über diesen Vertrag unwillig war, hatte in seinem letzten Willen den jungen Churprinzen von Bayern, seinen Neveu, zum Erben aller seiner Staaten eingesetzet. Allein alle Hoffnung gieng verlohren. Der Bayerische Prinz starb; man errichtete einen andern Theilungsvertrag; und aus diesem

wurde eben so wenig; als aus dem erstern. Das Schicksal von Europa wollte, daß es einen Krieg haben sollte.

Der Kaiser widersprach dieser Theilung feyerlich. Er behauptete, daß die Spanische Monarchie untrennbar wäre, und gab vor, daß Spanien und Oesterreich aus einem Hause herstammten, welches in zween Aeste getheilet wäre; und daß sie folglich berechtigt wären, einander in der Regierung nachzufolgen.

Der Kaiser, Leopold, und Ludwig XIV waren beyde Enkel Philipps III; sie hatten sich beyde mit Prinzeßinnen Philipps IV vermählet; das Recht der Erstgeburt war bey dem Hause Bourbon; und Ludwig XIV gründete sein Recht vornämlich auf das berufne Testament Carls II, welches der Cardinal Portocarrero, und sein Beichtvater, ihm mit einer zitternden Hand unterzeichnen liessen, da er schon mit dem Tode rang. Dieses Testament veränderte die ganze Gestalt von Europa.

Ludwig XIV trat sein Recht seinem zweyten Prinzen, Philipp von Anjou ab. Er hofte, durch die Wahl dieses Prinzen, der keine Hoffnung zum französischen Throne hatte, die Schwierigkeiten und Hindernisse zu heben, welche die Eifersucht von Europa seiner Größe entgegen setzen könnte. Philipp gieng nach Spanien hinüber, und wurde von allen Fürsten, außer von dem Kaiser, Josephus, für den König daselbst erkannt.

Bey dem Anfange dieses Krieges befand sich Frankreich auf dem höchsten Gipfel seiner Größe. Es hatte über alle seine Feinde gesieget. Der Ryßwickische Friede gereichte seiner Mäßigung zum Lobspruche. Ludwig XIV zeigte der ganzen Welt seinen Glanz und seine Hoheit. Er wurde gefürchtet und verehret. Frankreich war gleichsam ein Fechter, der sich allein zum Gefechte gerüstet hatte, und auf einen Kampfplatz trat, wo sich noch kein Gegner zeigte. Es wurde nichts zu den Zurüstungen zu Wasser und Lande gesparet; und beyde Heere waren gleich zahlreich. Diese Monarchie unterhielt mitten unter ihren heftigsten Kriegen 400000 Mann in den Waffen. Allein die großen Heerführer waren todt; und ehe die Verdienste des Villars bekannt wurden, zeigte es sich, daß Frankreich zwar 800000 Aerme, aber kein Haupt hatte. So wahr ist es, daß das Glück der Staaten oftmals nur auf einem einzigen Menschen beruhet.

Das Haus Oesterreich befand sich bey weitem nicht in so glücklichen Umständen. Es war durch die beständigen Kriege, die es aushalten mußte, fast erschöpfet worden. Die Regierung desselben war schwach, und matt; und diese Macht konnte, wenn sie sich auch mit dem deutschen Staatskörper vereinigte, ohne die Hülfe der Holländer und Engelländer nichts ausrichten. Allein ob sie schon nicht so viel Hülfsmittel, und nicht so viel Völker hatte,

wie

wie Frankreich: so hatte sie hingegen den Prinzen Eugen an der Spitze ihrer Heere.

Der König Wilhelm, der Engelland und Holland regierte, war durch die plötzliche Nachricht, von dem Tode Carls II ganz betäubet worden; und er erkannte den Herzog von Anjou, durch eine Art von Uebereilung, für den König in Spanien. So bald ihn aber die Ueberlegung wieder in seine natürliche Gelassenheit gesetzt hatte: so erklärte er sich für das Haus Oesterreich, weil die Engelländer es verlangten, und weil sein Nutzen es zu erfordern schien.

Der Norden war selbst in den Krieg verwickelt, den Carl XII nach Dännemark gespielet hatte. Die Jugend dieses Fürsten hatte seine Nachbarn zu der Kühnheit bewogen, ihn anzugreifen. Sie fanden aber einen, der mit einem heftigen Muthe eine unversöhnliche Rache verknüpfte.

Friedrich III der in Friede lebte, nahm Antheil an dem großen Bündnisse, welches wider Ludwig XIV errichtet wurde. Der König Wilhelm war gleichsam die Seele davon, und der Erzherzog zu Oesterreich nur der Vorwand dazu.

Friedrich III nahm Hülfsgelder an, um die Verschwendung bey seiner Pracht zu bestreiten; und er glaubte, die Hülfe, die er den Alliirten leistete, würde ihm den Weg zur königlichen Hoheit bahnen. Dieser Fürst, der eine so stolze und eitle Seele hatte, erniedrigte

sich durch eine erstaunenswürdige Wirkung solcher Widersprüche, denen der Geist der Menschen ausgesetzt ist, so weit, daß er von denjenigen Fürsten Allmosen annahm, die er doch nur als seines Gleichen betrachtete. Alle Anerbietungen waren vergebens, die Frankreich ihm that, um ihn von den Bundsverwandten abzuziehen. Er hatte sich einmal eingelassen; und er war durch Hülfsgelder, durch seine Neigung und durch seine Hoffnung gebunden.

Indessen war man zu Wien mit dem Krönungsvertrage beschäftiget, vermöge dessen der Kaiser sich anheischig machte, Friedrich III für einen König in Preußen zu erkennen. Deswegen schickte ihm dieser auf seine Kosten, so lange der Krieg währte, 10000 Mann zu Hülfe; er unterhielt eine Compagnie Besatzung zu Philippsburg; er war beständig in allen Reichsangelegenheiten mit dem Kaiser einstimmig; seine königliche Hoheit veränderte im geringsten nicht die Verpflichtungen wegen seiner deutschen Staaten; er begab sich der Hülfsgelder, die das Haus Oesterreich ihm schuldig war; und er versprach zu der Wahl der männlichen Erben des Kaisers Josephs seine Stimmen zu geben, es müßten sich denn wichtige und unvermeidliche Gründe finden, wodurch die Churfürsten genöthiget würden, einen Kaiser aus einem andern Hause zu erwählen.

Dieser Vertrag wurde unterzeichnet und bestätiget. Rom schrie, und Warschau schwieg.

Der

Der deutsche Orden widersprach demselben feyerlich, und erkühnte sich, Preußen wieder zu behaupten. Der König in Engelland, der nur suchte, Frankreich Feinde zu erwecken, erkaufte dieselben, sie mochten kosten, was sie wollten. Er hatte bey dem großen Bündnisse den Beystand des Churfürsten nöthig, und erkannte ihn mit zuerst für einen König. Der König Augustus, der die Krone auf seinem Haupte befestigte, stimmte hierzu mit bey. Dännemark, welches Niemanden fürchtete, oder beneidete, willigte hierein ganz leicht. Carl XII, der einen schweren Krieg auszuhalten hatte, glaubte nicht, daß es ihm anständig wäre, wegen eines Titels Zänkereyen zu suchen, indem er sonsten die Anzahl seiner Feinde vermehret haben würde. Das Reich wurde von dem Kaiser auf eben diese Seite gezogen, wie man schon vorher gesehen hatte.

So endigte sich diese wichtige Sache, welche bey den Räthen des Churfürsten, bey auswärtigen Höfen, und sowohl bey Freunden, als bey Feinden, Widerspruch gefunden hatte. Hierzu war eine Zusammenkunft so außerordentlicher Umstände nöthig, wenn die Sache glücklich ausschlagen sollte. Man hatte sie Anfangs als eine wunderliche Einbildung angesehen: im kurzen aber bekam man eine ganz andre Meinung davon. Der Prinz Eugen sagte, da er diese Nachricht hörte. "Der „Kaiser sollte die Räthe henken lassen, die ihm „einen so meineidigen Rath ertheilet hätten.„

1701. Die Krönung geschahe im folgenden Jahre. Der König, den wir nunmehr Friedrich I nennen werden, begab sich nach Preußen, und man bemerkte während der feyerlichen Handlung, daß er sich die Krone selbst auf das Haupt setzte. Zum Andenken dieser Begebenheit stiftete er den Orden der Ritter vom Schwarzen Adler. Indessen wollte die Welt ihre Vorurtheile wegen dieser königlichen Würde noch nicht ablegen. Die gesunde Vernunft des gemeinen Volkes verlangte, bey der Vergrößerung der Hoheit und Würde, zugleich auch eine Vermehrung der Macht. Diejenigen, die nicht zu dem gemeinem Pöbel gehörten, hegten gleiche Gedanken. Die Churfürstinn ließ sich gegen eine von ihren Frauenzimmer in der Hitze verlauten: "Sie wäre „ganz in Verzweiflung, daß sie nach Preußen „gehn und eine Theaterköniginn, ihrem Aeso„pus gegen über, vorstellen sollte.„ Sie schrieb an Leibnitzen: "glaubet nicht, daß ich diese „Hoheiten, und diese Kronen, wovon man hier „so viel Aufhebens machet, den Reizungen „philosophischer Unterredungen vorziehe, wel„che wir zu Charlottenburg gehabt haben.„

Auf das nachdrückliche und dringende Anhalten dieser Fürstinn, wurde zu Berlin die königliche Academie der Wissenschaften errichtet, deren Oberhaupt Leibnitz war. Man beredete Friedrich I seine königliche Würde erfordere es, daß er eine Akademie hätte, so wie man einen neuen Edelmann beredet, sein Stand erfor-

erfordere es, daß er ein Koppel Jagdhunde halte. Man wird von dieser Akademie an ihrem Orte weitläuftiger reden.

Der König überließ sich, nach seiner Krönung, seiner Neigung zu öffentlichen Feyerlichkeiten, und zu dem Gepränge, ohne sich hierinne mehr einzuschränken. Bey seiner Zurückkunft aus Preußen hielt er einen prächtigen Einzug in Berlin.

Unter diesen Lustbarkeiten und Feyerlichkeiten erfuhr man, daß Carl XII, der nordische Alexander, der in allen dem macedonischen Könige gleich gewesen seyn würde, wenn er gleiches Glück mit ihm gehabt hätte, itzo über die Sachsen bey Riga einen vollkommnen Sieg davon getragen hätte. Der König in Dännemark, und der Czaar, hatten, wie wir schon gesagt haben, diesen Helden angegriffen; der eine nämlich in Norwegen, und der andere in Liefland. Carl XII zwang den Dänischen Monarchen, in seiner Hauptstadt Friede zu machen. Von hier gieng er mit 8000 Schweden nach Liefland, schlug 24000 Russen bey Narva, und überwandt 30000 Sachsen bey dem Ubergange über die Dwina.

Die Sachsen wurden durch ihre Flucht gegen die preußischen Grenzen zu gezogen. Friedrich I gerieth darüber in desto größere Unruhe, da seine meisten Völker bey den kaiserlichen Heeren dieneten, und der Krieg sich seinem neuen Königreiche näherte. Carl XII versprach indessen, in Betrachtung des Vorspruchs, den der

Kaiser, Engelland und Holland, gethan hatten, daß er, in Ansehung Preußens, unparteiisch bleiben wollte.

Diese Jahre waren für den König in Schweden eine Zeit der Siege. Er schaltete mit Polen als ein unumschränkter Herr desselben. Seine Unterhandlungen waren Befehle, und seine Treffen Siege. Allein, so glänzend auch diese Siege seyn mochten: so wurden doch die Uberwinder dabey aufgerieben, und der Held sahe sich oftmals genöthigt, neue Völker anzuwerben. Einige schwedische Transportvölker kamen nach Pommern. Berlin gerieth darüber in Bewegung. Diese Völker zogen aber dem ohngeachtet durch das Churfürstenthum, und begaben sich nach Polen, wohin sie bestimmet waren.

Der König warb 8000 Mann neue Mannschaft an. Anstatt sie aber zur Sicherheit seiner Staaten anzuwenden, schickte er sie nach Flandern zu dem Heere der Bundsverwandten. Er selbst begab sich in das Clevische, um die Hinterlassenschaft des Königs in Engelland, Wilhelms von Oranien, zu übernehmen, welchem Anna, die zweyte Prinzeßinn des Königs Jacob, auf dem Throne nachfolgete.

Das Recht Friedrichs I gründete sich auf den letzten Willen Friedrich Heinrichs von Oranien, der, in dem Falle, wenn die männlichen Erben aussterben sollten, seine Tochter, die Gemahlinn des großen Churfürsten, zur Erbinn eingesetzet hatte. Der König Wilhelm, hinter-

terließ ein ganz widriges Testament, zum Vortheile des Prinzen Friso von Nassau, dessen Erfüllung die Generalstaaten besorgen sollten. Die Verlassenschaft bestund in dem Fürstenthume Oranien, Mörß und verschiedenen Herrschaften und Ländereyen, die in Holland und Seeland lagen.

Friedrich I drohete, daß er seine Völker aus Flandern zurück ziehen wollte, wenn man ihm nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen würde. Durch diese Drohung wurden die Holländer auf die Gedanken gebracht, daß sein Recht gegründet wäre. Indessen brachte man es dahin, daß die Bedingungen zu einem vorläufigen Vergleiche festgesetzet wurden, vermöge dessen die Erbländer in zween gleiche Theile getheilet werden sollten. Man stellete Friedrich I gleich anfangs einen großen Diamanten zu; und er bewilligte, seine Völker in Flandern zu lassen. Ludwig XIV setzte den Prinzen von Conti in den Besitz von Oranien. Der König befand sich dadurch gar sehr beleidiget. Er verstärkte sein Heer, und nahm auch gothaische und wolffenbüttelische Völker in seinen Sold. Nicht lange hernach kündigte er Frankreich den Krieg an, weil Bouffleurs Armee einige Ausschweifungen in dem Clevischen verübet hatte.

Ludwig XIV merkte nicht, daß er einen Feind mehr hatte; und der neue König that bey dieser Gelegenheit viel, seine Leidenschaft, aber nicht seinen Nutzen, zu befriedigen. Er zeige-

zeigete bey allen Gelegenheiten seinen Haß gegen Frankreich, und nöthigte den Herzog zu Wolffenbütel, Anton Ulrich, von denen Verbindungen abzustehen, in die er sich mit Ludwig XIV eingelassen hatte, nachdem die Herzoge zu Hannover und Zelle die Völker zerstreuet hatten, die er vor Frankreichs Hülfsgelder unterhielt.

1702. Damals wendete Engelland erstaunenswürdige Bemühungen an, das Haus Oesterreich zu unterstützen. Seine Flotten führeten den Erzherzog Carl, der nachgehends Kaiser wurde, in das Königreich Spanien hinüber, und ein englisches Heer sollte ihm dieses einnehmen helfen. Europa war für das Haus Oesterreich mehr eingenommen, als man sich einbilden kann. So lange der Krieg wegen der Erbfolge daurete, behaupteten die preußischen Völker mit Nachdruck den Ruhm, den sie unter dem großen Churfürsten erlanget hatten. Sie machten sich Meister von Kaiserswerth am Rheine; und in dem Treffen bey Höchstädt, wo Stirheim von Villars überfallen und geschlagen wurde, zog sich der Fürst von Anhalt mit 8000 Preußen, die er unter sich hatte, mit einer guten Art zurück. Ich habe von ihm selbst gehöret, daß er, da er die Verwirrung und Flucht der Oesterreicher bemerket, seine Völker in eine gevierte Schlachtordnung gestellet, und sie in guter Ordnung, über eine große Ebene, bis an ein Gehölze geführet habe, welches er gegen Abend erreichet, ohne daß die

die französische Reiterey sich erkühnet hätte, ihn anzugreifen.

Das Glück der preußischen Völker am Rhein, und ihr gutes Verhalten in Schwaben, konnten Friedrich I doch noch nicht genugsam von der Furcht befreyen, die er wegen der Nachbarschaft der Schweden hegte. Es widerstund ihnen damals nichts. Die Erfindungskraft Peters I, und die Pracht des Königs Augustus, konnten nichts wider das Glück Carls XII ausrichten. Dieser Held war zugleich tapferer als der Czaar, und wachsamer, als der König in Polen. Peter zog die List der Kühnheit vor; Augustus das Vergnügen der Arbeit; und Carl die Ruhmbegierde dem Besitze der ganzen Welt. Die Sachsen wurden oftmals überrumpelt oder geschlagen; Die Moskowiter hatten mit ihrem Schaden die Kunst gelernet, sich zu rechter Zeit zurück zuziehen, und ihr Krieg bestund darinn, daß sie Einfälle thaten. Die schwedischen Heere waren bisher die einzigen, die zugleich anfielen und siegeten. Allein Carl XII, dessen unbiegsame Hartnäckigkeit sich niemals erweichen ließ, wuste seine Entwürfe nicht anders als durch Gewalt auszuführen. Er wollte sich den Ausgang der Dinge eben so unterwürfig machen, wie er seine Feinde bezähmete. Der Czaar und der König in Polen, ersetzten, diese enthusiastische Tapferkeit durch geheime Kunstgriffe in ihrem Cabinette. Sie erregten die Eifersucht von Europa, und erweckten den Neid

wider das Glück eines jungen ehrgeizigen Fürsten, der unversöhnlich in seinem Hasse war, und sich an Königen, die seine Feinde waren, nicht anders zu rächen wuste, als daß er sie vom Throne stürzte.

Durch diese Staatsränke wurde aber Friedrich I, der keine Kriegsvölker zu seinem Gebrauche hatte, nicht abgehalten, einen Vertheidigungsvertrag mit Carln XII zu schlüssen, der ein siegendes Heer in der Nachbarschaft hatte. Friedrich I und Stanislaus, erkannten einander für Könige. Dieser Vergleich dauerte nur so lange, als das Glück Carln XII nicht verließ.

1703. Obschon dieses Bündniß den König hätte ruhig und sicher machen sollen: so legte er doch in alle seine Plätze in Preußen eine zulängliche Besatzung, und schickte der vereinigten Armee in Schwaben neue Hülfsvölker zu.

1704. In diesem Lande hatten die Preußen vielen Antheil an dem Siege in der berühmten Schlacht bey Höchstädt. Sie stunden auf dem rechten Flügel unter dem Fürsten von Anhalt, und gehörten zu demjenigen Theile der Armee, welchen der Prinz Eugenius anführete. Bey dem ersten Angriffe wich die kaiserliche Reiterey, und das kaiserliche Fußvolk vor den Franzosen und Bayern: Die Preußen aber hielten den Anfall aus, und drungen in die Feinde ein. Der Prinz Eugenius stellete sich an ihre Spitze, weil er durch das schlechte Verhalten der Oesterreicher dazu gereizet wurde. Er

sagte, er wollte mit wackern Leuten fechten, und nicht mit solchen Völkern, welche nicht stünden. Es ist bekannt, daß Mylord Marlboroug in dem Dorfe Blenheim 27 Batallionen und 4 Regimenter Dragoner gefangen bekommen hat; und daß die Franzosen, durch den Verlust dieser Schlacht, Bayern und Schwaben verlohren haben.

Mylord Marlborough begab sich nach Berlin, nachdem er diesen rühmlichen Feldzug zu Ende gebracht hatte, um Friedrich I dahin zu bewegen, daß er einen Theil von seinen Völkern nach Italien schicken möchte. Dieser Engelländer, der die Entwürfe und Absichten Carls XII beurtheilet hatte, da er auf seinem Tische eine geographische Karte ausgebreitet gesehn, errieth die Gemüthsbeschaffenheit Friedrichs I gar bald, indem er einen Blick auf seinen Hof that. Er begegnete diesem Fürsten mit der größten Unterthänigkeit und Demuth. Er schmeichelte seiner Eitelkeit auf eine geschickte Weise, und beeiferte sich, ihm das Waschbecken zu reichen, wenn er von der Tafel aufstund. Friedrich konnte ihm nicht widerstehen, und bewilligte den Schmeicheleyen des Hofmanns dasjenige, was er vielleicht den Verdiensten eines großen Feldherrn, und der Geschicklichkeit eines tiefgelehrten Staatsmannes, abgeschlagen haben würde. Die Frucht dieser Unterhandlung war, daß der Fürst von Anhalt an der Spitze von 8000 Mann nach Italien aufbrach.

1705. Der Tod der Königinn Sophia Charlotte, setzte damals den ganzen Hof in Trauer. Sie war eine Prinzeßinn, die sich durch ihre Verdienste hervor that, und alle Reizungen ihres Geschlechts mit den Annehmlichkeiten des Witzes, und mit den Einsichten der Vernunft, verband. Sie war in ihrer Jugend in der Gesellschaft ihrer Eltern in Italien und Frankreich gewesen. Man bestimmete sie für den französischen Thron. Ludwig XIV wurde von ihrer Schönheit gerühret; allein ihre Vermählung mit dem Herzoge von Burgund gieng aus Staatsursachen zurück. Diese Prinzeßinn brachte den Geist der Geselligkeit, die wahre Artigkeit, und die Liebe zu Künsten und Wissenschaften, mit sich nach Preußen. Sie stiftete, wie oben gesagt worden ist, die königliche Gesellschaft der Wissenschaften. Sie rief Leibnitzen, und viele andere Gelehrte, an ihren Hof. Ihre Neugierde wollte die ersten Grundursachen der Dinge kennen lernen. Leibnitz, dem sie einmal deswegen anlag, sagte zu Ihr: „Madame, es ist nicht möglich, Sie zu vergnügen; Sie wollen das Warum das Warum „wissen.„ Charlottenburg war der Sammelplatz der Leute von gutem Geschmacke. Allerley Lustbarkeiten und Feste, wobey man eine unendliche Mannigfaltigkeit verspürete, machten diesen Aufenthalt anmuthig, und diesen Hof herrlich. Sophia Charlotte hatte eine große Seele. Ihre Religion war gereinigt, ihre Gemüthsart leutselig, und ihr Witz durch das Lesen

von

von allerley guten französischen und italiänischen Büchern geschmückt. Sie starb zu Hannover, mitten unter ihren Anverwandten. Man wollte einen reformirten Prediger zu ihr in das Zimmer führen: "Lasset mich, sprach sie, „ohne Disputiren sterben.„ Als eine Staatsdame, welche von ihr sehr geliebt wurde, Thränen vergoß: so sprach sie zu ihr: "Beklaget „mich nicht; denn ich gehe itzo dahin, wo ich „meine Neugierde wegen der Grundursachen „befriedigen will, welche mir Leibnitz niemals „hat erklären können: Nämlich wegen des „Raums, wegen des Unendlichen, wegen des „Daseyns, und wegen des Nichts. Ich be„reite dem Könige, meinem Gemahle, das „Schauspiel eines Leichengepränges zu, wo er „eine neue Gelegenheit haben wird, seine „Pracht sehen zu lassen.„ Indem sie starb, empfahl sie dem Churfürsten, ihrem Bruder, die Gelehrten, die sie geschützet, und die Künste, die sie verschönert hatte. Friedrich I tröstete sich durch das Leichenbegängniß, wegen des Verlusts einer Gemahlinn, die er niemals genug hätte bedauren können.

In Italien fieng der Krieg an heftiger zu 1706. werden. Die Preußen, welche durch den Mylord Marlborough dahin gekommen waren, wurden bey Casano mit dem Prinzen Eugen geschlagen, und hernach bey Calcinato, da der General Revenklau, der sie anführte, von dem Großprior von Vendome überrumpelt wurde.

1707. Der Prinz Eugen konnte geschlagen werden: Allein er wuste seinen Verlust, als ein großer Mann, zu ersetzen. Das Unglück bey Casano gerieth, durch die Gewinnung des berühmten Treffens bey Turin, gar bald in Vergessenheit; an dem die Preußen vornämlich mit Antheil hatten.

Der Herzog von Orleans schlug zwar den Franzosen vor, daß sie aus ihren Verschanzungen herausrücken sollten; allein man folgete seinem Rathe nicht. La Feuillade und Marsin, hatten, wie man versichert, von dem Hofe Befehl erhalten, daß sie kein Treffen wagen sollten. Die Schlacht bey Höchstädt hatte die Räthe Ludwig XIV furchtsam gemacht.

Die Franzosen, die den Alliirten doppelt überlegen gewesen seyn würden, wenn sie dieselben außerhalb ihren Verschanzungen angegriffen hätten, waren nunmehr überall schwächer, weil die verschiednen Abtheilungen des Lagers, welches sie zu vertheidigen hatten, von einem unermäßlichen Umfange, und auch durch die Doire getrennet waren.

Die Preußen, welche auf dem linken Flügel der vereinigten Armee stunden, griffen die französische Verschanzung auf der rechten Seite an, um welcher die Doire hinfloß. Der Fürst von Anhalt war schon an dem Rande des Grabens, und der Widerstand der Feinde machte den Angriff matt. Indessen schlichen drey Grenadier längst an der Doire hin, und kamen an einem Orte um die Verschanzung herum, wo dieselbe

von

von dem Flusse nicht genugsam unterstützet wurde. Man hörete hierauf plötzlich in dem französischen Heere eine Stimme: **Wir sind abgeschnitten!** Das Heer verlies seinen Posten, und nahm die Flucht. Der Fürst von Anhalt erstieg zu gleicher Zeit die Verschanzung, und gewann das Treffen. Der Prinz Eugen wünschte dem Könige deswegen Glück. Das Lob seiner Völker mußte ihm um so viel angenehmer seyn, da es von einem Prinzen herrührte, der die Sache wohl verstehen mußte.

Friedrich I machte zur Zeit dieses Kriegs, einige friedliche Eroberungen. Er kaufte die Grafschaft Tecklenburg in Westphalen von dem Grafen von Solms-Braunsfeld. Da die Frau von Nemours gestorben war, der das Fürstenthum Neufchatel zugehörete: so übernahm der Staatsrath in Neufschatel die Regierung, und erwählte einige Personen aus seinem Mittel, welche die Ansprüche untersuchen sollten, die der König in Preußen auf der einen, und alle Anverwandten des Hauses Longveville auf der andern Seite macheten. Das Fürstenthum Neufchatel wurde dem Könige zugesprochen, weil er, als Erbe des Hauses Oranien, das beste Recht dazu hatte. Ludwig XIV regete sich wider diesen Ausspruch; allein er hatte andere so wichtige Sachen auszumachen, daß solche kleine Streitigkeiten darüber vergessen wurden; und das Fürstenthum Neufchatel wurde dem königlichen Hause durch den Utrechter Frieden bestätiget.

Carl XII hatte nunmehr den höchsten Gipfel seines Glücks erreichet. Er hatte dem König Augusto seinen Thron geraubet, und ihm bey Altranstadt, mitten in Sachsen, einen harten Frieden vorgeschrieben. Der König suchete den König in Schweden zu bewegen, daß er Sachsen verlassen möchte. Er schickte seinen Oberhofmarschall Prinz an ihn, und ließ ihn bitten, daß er durch seinen Aufenthalt daselbst mit seinen Völkern die Ruhe Deutschlands nicht stören möchte.

Carl XII, der ohne dem gesinnet war, die Staaten eines Fürsten zu verlassen, den er schon auf das äußerste gebracht hatte, weil er nunmehr auf gleiche Weise mit dem Czaar in Moskau verfahren wollte, empfand es übel, daß Prinz ihm einen solchen Antrag that. Er fragte ihn auf eine hönische Weise: Ob die Preußischen Soldaten eben so gut wären, wie die Brandenburgischen? Der Abgesandte antwortete ihm: "Ja, gnädigster Herr, sie bestehen noch immer aus denen alten Soldaten, die sich zu Fehrbellin befanden."

Carl XII nöthigte den Kaiser, bey seinem Durchzuge durch Schlesien den Protestanten in diesem Herzogthume 125 Kirchen wieder zu geben. Der Pabst murrete darüber, und sparete weder feyerliche Widersprüche, noch Klagen. Joseph antwortete ihm: "Wenn der König in Schweden ihm den Antrag gethan hätte, daß er selbst Lutherisch werden sollte,

„sollte: so wollte er eben nicht davor stehen, was
„geschehen seyn würde.„

Eben die Schweden, die damals ganz Norden in Schrecken setzeten, stellten in der Stadt Hamburg, die durch einen Aufruhr des Pöbels beunruhigt worden war, mit den Preußen und Hannöverischen die Ruhe wiederum her. Friedrich I schickte 4000 Mann dahin, um die Vorrechte der Schöppen und Bürgermeister zu unterstützen. Er gerieth in einige Streitigkeiten mit der Cöllnischen Stadtobrigkeit, weil der Pöbel daselbst die Thüren des preußischen Residenten eingerennet hatte, der eine reformirte Kapelle in seinem Hause hielt. Der König ließ die Waaren der Cöllnischen Kaufleute anhalten, welche den Rhein herunter kamen, und über Wesel geführet wurden. Er drohete, den katholischen Gottesdienst in seinen Staaten zu verbieten, wie er gethan hatte, da die Protestanten in der Pfalz von dem Churfürsten daselbst verfolget wurden. Die Furcht vor der Rache brachte die Stadt Cölln dahin, daß sie sich wiederum unterwarf, und daraus lernete, daß die Geduld eine solche Tugend ist, deren Verabsäumung zuweilen gefährlich seyn kann. 1708.

Der Hof Friedrichs I war damals voller Staatsränke. Das Gemüth dieses Fürsten wurde durch die heimlichen Anschläge seiner Günstlinge in eine ungewisse Bewegung gesetzet, wie ein Meer durch verschiedne Winde. Diejenigen, die am meisten um ihn waren, besassen wenig Einsicht. Ihre Künste waren

grob und unausgearbeitet, und sie zeigeten in ihrem Verfahren wenig Geschicklichkeit. Sie hasseten einander alle, und brannten heimlich vor Begierde, einander zu unterdrücken. Wurden sie einmal mit einander einig: so geschahe es nur aus einer gleichen Neigung, sich, auf Unkosten ihres Herrn, zu bereichern. Der Kronprinz konnte sich kaum enthalten, sein Mißvergnügen über ihre Aufführung öffentlich zu erkennen zu geben.

Da sie die Abneigung desselben bemerkten: so geriethen sie auf den Anschlag, ihr Ansehen, durch eine neue Stütze, zu befestigen. Sie beredeten den König, sich zum dritten male zu vermählen, ob er schon schwach war; ob schon sein Leben nur noch durch die Kunst der Aerzte gefristet wurde, und ob er schon durch einen noch übrigen Funken des Temperaments gleichsam das bisgen Leben hintergieng, welches er schon verlieren sollte. Der Marschall von Biberstein nahm es über sich, diese List auszuführen. Er stellte dem König vor, der Kronprinz hätte keine Erben von seiner Gemahlinn, ob sie schon eben damals schwanger war; die Wohlfahrt seiner Unterthanen erforderte es, daß er ernstlich auf die Befestigung der Erbfolge bedacht wäre; er wäre noch bey muntern Kräften; und nach einer solchen Vermählung könnte er versichert seyn, daß die Krone, deren Erlangung ihm so viel Mühe gekostet hätte, auf seine Nachkommen fortgeerbet werden würde. Eben dieses wurde von verschiedenen

andern

andern Personen wiederholet; und der gute Fürst ließ sich endlich überreden, daß er der munterste und gesündeste Mann in seinen Staaten wäre. Die Aerzte brachten ihn vollends gänzlich zu dem Vorsatze, sich zu vermählen, indem sie ihn versicherten, daß seine Leibesbeschaffenheit durch den ehelosen Stand leiden müßte. Man erwählte eine Prinzeßinn von Mecklenburg Schwerin für ihn, mit Namen Sophia Louise, deren Alter, Neigungen und Denkungsart mit den seinigen gar nicht übereinstimmten. Diese Verbindung brachte ihm weiter kein Vergnügen, als die Vermählungsfeyer, welche mit einem recht asiatischen Gepränge begangen wurde. Uebrigens war die Ehe nur unglücklich.

Das Glück wurde endlich müde, den Eigen- 1709.
sinn Carls XII zu unterstützen. Er war neun Jahr lang glücklich gewesen; und die neun letzten Jahre seines Lebens waren nur eine Reihe von widrigen Zufällen. Itzo war er, als ein Sieger, mit einem zahlreichen Heere, welches mit Schätzen, und mit Sächsischer Beute, beladen war, wiederum in Polen eingerückt.

Leipzig war das Capua der Schweden. Diese Sieger wurden entweder durch die Sächsischen Annehmlichkeiten weichlich gemacht; oder das Glück machte diesen Fürsten hochmüthig, und trieb ihn aus seinen Schranken. Nunmehr hatte er lauter erschreckliche Unglücksfälle zu erdulden. Er wollte mit Rußland eben so schalten, wie mit Polen, und den

Czaar absetzen, wie er den König Augustus vom Throne gestossen hatte.

In dieser Absicht rückte er gegen die Grenzen von Moskau an. Er konnte dahin auf zween Wegen kommen. Der eine gieng durch Liefland. Hier konnte er über die See alle Unterstützung aus Schweden erhalten, und hernach bis an die neue Stadt fortrücken, welche der Czaar damals an dem Baltischen Meere bauen ließ. Solchergestalt konnte er auf immerdar das Band zerreissen, wodurch Rußland mit Europa verbunden wurde. Der andere Weg gieng durch die Ukraine, und durch unwagsame Wüsteneyen, nach Moskau zu. Carl XII entschloß sich, diesen letztern Weg zu erwählen, weil er entweder gehört hatte, daß man die Römer nirgends, als in Rom selbst, überwinden könnte; oder weil die Schwierigkeit der Unternehmung seinen Muth erregte; oder weil er sich auf den Fürsten der Cosaken, Mazeppa, Rechnung machte, der ihn versprochen hatte, sein Heer mit Lebensmitteln zu versehen, und mit einer beträchtlichen Anzahl der seinigen zu ihm zu stossen. Der Czaar wurde von den Ränken dieses Cosaken benachrichtigt. Er zerstreute die Völker, die Mazeppa zusammen zog, und bemächtigte sich seiner Magazine. Da nun der König in Schweden in der Ukraine anlangte: so fand er abscheuliche Wüsteneyen, an statt ein Land voller Ueberfluß und Lebensmittel anzutreffen. Er fand einen flüchtigen Fürsten, der in seinem Lager eine Freystadt

suchte,

suchte, da er doch einen mächtigen Bundsgenossen vermuthet hatte, der ihm Hülfsvölker zuführen sollte.

Carl XII ließ sich durch diesen widrigen Zufall nicht abschrecken. Er belagerte Pultawa, als ob es ihm an nichts gefehlet hätte. Da er bis hieher nicht hatte verwundet werden können: so bekam er nunmehr eine Wunde in den Fuß, da er sich diesem elenden Orte zu weit näherte, um ihn in Augenschein zu nehmen. Sein General, Löwenhaupt, der ihm Lebensmittel, Kriegsnothwendigkeiten, und 30000 Mann Hülfsvölker zuführen wollte, wurde dreymal von dem Czaare geschlagen, und in dieser Noth gezwungen, die Zufuhre, die er bey sich hatte, zu verbrennen. Er langte nur mit 3000 Mann in dem Lager des Königs an. Diese waren durch Strapazen abgemattet, und machten den Mangel noch größer, der in dem Lager herrschte.

In kurzem rückte der Czaar vor Pultawa. Auf der dasigen Ebene wurde zwischen den beyden sonderbarsten Personen ihrer Zeit, das so berühmte Treffen geliefert.

Carl XII, der bisher gleichsam der Schiedsrichter der Schicksale der Menschen gewesen war, und nichts angetroffen hatte, welches seinem Willen hätte widerstehen können, that alles, was man von einem verwundeten Fürsten erwarten konnte, der auf einem Tragsessel getragen wurde. Peter Alexiewitz, der bisher nur ein Gesetzgeber gewesen war, zeigte in die-

sem Treffen, mit Beyhülfe des Menzikow, daß er alle Eigenschaften eines großen Feldherrn besaß, und daß seine Feinde ihn gelehret hatten, wie er siegen sollte. Es war alles unglücklich für die Schweden. Ihr König war verwundet, und konnte daher nichts thun; ihr elender Zustand benahm ihnen die Kräfte zu fechten; ein ausgeschicktes Corpo verirrte sich an dem Tage, da dieses entscheidende Treffen geliefert wurde; ihre Feinde waren zahlreich, und hatten Zeit gehabt, Schanzen aufzuwerfen, und ihre Völker auf eine vortheilhafte Weise zu stellen. Also wurden die Schweden endlich geschlagen. In einem entscheidenden und unglücklichen Augenblicke verloren sie die Frucht ihrer neunjährigen Arbeiten, und so vieler Wunder der Tapferkeit. Carl XII wurde so weit gebracht, daß er eine Freystadt bey den Türken suchen mußte. Sein unversöhnlicher Haß folgte ihm auch nach Bender, und er bemühte sich daselbst vergebens, die Pforte, durch seine Staatsränke, wider die Moskowiter aufzuwiegeln. Also wurde er das Schlachtopfer der Unbiegsamkeit seines Geistes, welche man eine Hartnäckigkeit genennet haben würde, wenn er nicht ein Held gewesen wäre. Nach dieser Niederlage legte das Schwedische Heer, an dem Ufer des Borysthenes, die Waffen vor dem Czaar nieder, wie das Moscowitische Heer an dem Ufer des Baltischen Meeres, nach dem Treffen bey Narva, vor Carln XII gethan hatte.

Augustus, der seinen Gegner also gestürzet sahe, glaubte, daß er nun nicht mehr an sein Versprechen, und an den zu Altranstadt geschlossenen Vertrag, gebunden wäre. Er unterredete sich zu Berlin mit dem Könige in Dännemark und Friedrich I. Hierauf rückte Augustus mit einem Heere nach Polen, und der König in Dännemark griff die Schweden in Schonen an. Friedrich I wollte sich zu keiner Partey schlagen, und diese Mächte konnten ihn nicht zum wanken bringen.

In Polen schlugen sich alle Anhänger der Schweden auf die Seite der Sachsen. Stanislaus befand sich bey dem Schwedischen Heere, welches Crassau anführte. Dieser sahe sich durch die Moskowiter und Sachsen in die Enge getrieben; gieng daher durch die neue Mark, und begab sich nach Stettin, ohne daß er zuvor deswegen hätte Friedrich I um Erlaubniß bitten können, der einen solchen Durchzug, und so zahlreiche Heere in seiner Nachbarschaft, mit Mißvergnügen sahe.

Der König that eine Reise nach Königsberg, und brachte den Czaar, der sich ebenfalls daselbst eingefunden hatte, so weit, daß er versprach, den jungen Herzog in Curland, einen Neveu Friedrichs I unter der Bedingung wiederum in seine Staaten einzusetzen, daß er sich mit einer Nichte des Peter Alexiewitz vermählen sollte.

Dieser Fürst erhielt lauter gute Zeitungen von seinen Völkern. Sie thaten sich nicht

weniger

weniger in Flandern hervor, als in Italien. Unter der Anführung des Grafen von Lothum thaten sie rechte Wunderwerke, so wohl in dem Treffen bey Oudenarde, als auch bey der Belagerung von Lille.

Die Franzosen, welche, durch den unglücklichen Fortgang ihrer Waffen, den Muth, und drey wichtige Treffen, verlohren hatten, thaten im Haag Friedensvorschläge. Allein die Gemüther waren damals noch zu stark erhitzet; die Hoffnung der beyden Parteyen, und ihre Ansprüche, waren zu übertrieben, als daß man hätte zu einem Vergleiche kommen können. Wenn die Menschen der Vernunft fähig wären, würden sie wohl so langwierige und schwere Kriege, mit so vieler Wuth führen, um eher, oder später, zu Friedensbedingungen zu kommen, die ihnen nur in denenjenigen Augenblicken unerträglich zu seyn scheinen, da sie von ihren Leidenschaften beherrschet worden, oder da ihnen das Glück günstig ist?

Die Verbundenen eröffneten den Feldzug durch die Einnahme von Dornick, und die Schlacht bey Malplaqvet. Der Kronprinz befand sich dabey selbst mit zugegen. Der Graf von Fink hatte vielen Antheil an diesem Siege. Er war der erste, der mit den Preußen die französische Verschanzung erstieg. Er stellte seine Völker auf die Brustwehr; und hier unterstützte er die kaiserliche Reiterey, von welcher die Franzosen zweymal zurückgetrieben wurden. Endlich schlug sich eine größere Anzahl von

Völkern zu den seinigen; und diese machten den Sieg mit einander vollkommen.

In Pommern wurde man, durch die Be- 1710.
wegungen der Schweden, in die Furcht gesetzet, sie möchten die Absicht hegen, in Sachsen einzudringen. Der König besorgte, der Krieg möchte endlich in seine eignen Staaten gespielet werden. In der Absicht, die Unruhen im Norden zu stillen, nahm er lauter solche Maaßregeln, welche dieselbe vergrößern konnten. Er schlug vor, daß man ein unparteyisches Heer versammeln sollte; allein dieses Heer kam niemals zusammen. Crassau willigte in einen Waffenstillstand. Carl XII, der solches merkte, widersprach mitten aus Bessarabien aller Neutralität. Dieser Vertrag, der nur erstlich entworfen war, wurde also schon wiederum zerrissen, und er hatte das Schicksal aller öffentlichen Handlungen, welche man aus Noth und Ohnmacht, zu der einen Zeit zu schlüßen gezwungen wird; zu einer andern aber wiederum bricht, wenn die Macht durch günstige Umstände unterstützet wird.

Gegen Süden erneuerte Frankreich wiederum die Friedensunterhandlungen zu Gertrudenburg, und machte sich gleich in den ersten Zusammenkünften anheischig, Preußen für ein Königreich, und den König für einen unabhängigen Fürsten von Neufchatel zu erkennen. Das Werk des Friedens wurde auch diesesmal rückgängig, und die Preußen wurden in diesem Feldzuge, unter dem Fürsten von Anhalt,

halt, zu den Belagerungen von Aire und Douay gebrauchet, welche sie einnahmen. Der König erklärte sich damals, daß er die Stadt Geldern, wo er eine Besatzung hatte, nicht eher räumen würde, als bis ihm die Spanier die Hülfsgelder bezahlet haben würden, die sie ihm noch schuldig wären. Durch den Frieden erhielt er sich auch in dem Besitze dieser Stadt.

Um diese Zeit starb der Herzog in Curland, ein Vetter des Königs. Die Moskowiter machten sich von neuem Meister von Curland, und nahmen Elbingen ein. Weil aber der König Anspruch auf diese Stadt zu machen hatte: so wurde ein Bataillon Preußen dahin in Besatzung gelegt.

Der Durchzug und die Nachbarschaft so vieler Heere hatten eine ansteckende Seuche in Preußen verursachet. Die Theurung, welche man daselbst nachdrücklich zu empfinden anfieng, vermehrte noch die Heftigkeit und das Gift der Pest. Der König, vor dem man einen Theil des Uebels verbarg, ließ seine Unterthanen in ihrem Unglücke stecken. Indem seine Einkünfte und Hülfsgelder kaum zu Bestreitung seines prächtigen Staats zureichten: so sahe er über 200000 Seelen in ihrem Unglücke umkommen, die er durch einige Freygebigkeit hätte erhalten können.

Der Kronprinz, der über die Härte seines Vaters gegen die Preußen unwillig war, redete deswegen

deswegen nachdrücklich mit den * Grafen von Wartenberg und Witgenstein, daß sie diesen Leuten, welche eben so sehr durch ihre kümmerlichen Umstände, als durch die Pest, aufgerieben wurden, Hülfe und Lebensmittel verschaffen sollten. Er fand diese Räthe unbiegsam. Sie weigerten sich schlechterdings, für 10000 Thaler Getraide zu kaufen, womit man wenigstens den Einwohnern in Königsberg einige Erleichterung hätte verschaffen können. Der Prinz, der durch diese Verweigerung heftig gereizet wurde, entschloß sich, diese unbilligen Räthe zu stürzen. Er brauchte allerhand Mittel, um sie vom Hofe zu entfernen. Das Glück hat seine Abwechselungen, und der Hof seine Ungewitter. Die Partey derer von Kamke, die das Glück Wartenbergs mit mißgünstigen Augen ansahen, ergriffen, unter dem Vorwande, dem gemeinen Wesen zu dienen, mit Freuden die Gelegenheit, ihren Ehrgeiz zu vergnügen. Ein junger Hofmann aus diesem Geschlechte, der oftmals mit dem Könige Schach spielte, fand ein Mittel, daß endlich Witgenstein auf die Festung Spandau geschickt, und Wartenberg verwiesen wurde. Der König trennete sich von dem Oberkammerherren, den er liebte, mit vielen Thränen. Wartenberg wendete sich in die Pfalz; behielt eine Besoldung von 20000 Thalern, und starb nicht lange nach seinem Falle.

In

* Oberfinanzendirectors.

1711. In Norden hatte sich Carl XII wie wir schon gesagt haben, geweigert, neutral zu bleiben. Der Czaar, der König in Polen, und der König in Dännemark, bedienten sich dieses Vorwandes, um ihn in Pommern anzugreifen. Friedrich I weigerte sich beständig, diesem Bündnisse mit beyzutreten. Er wollte seine Staaten keinen Einfällen, Verheerungen, und Gefährlichkeiten des Kriegs aussetzen; und er hoffete auch, durch seine Neutralität in Ansehung der Zwistigkeiten seiner Nachbarn, dabey noch zu gewinnen.

Der Anfang der Kriegsunternehmungen, war für sie nicht günstig. Die Dänen huben die Belagerung von Wismar auf, und Augustus die Belagerungen von Stralsund und Stettin.

Indem Europa solche heftige Bewegungen erdulden mußte; indem die Hoffnung, der Eigennutz, und der Ehrgeiz das Feuer, der Zwietracht, in den Herzen der beyden Parteyen anzündeten, starb der Kaiser, Joseph. Das Reich erwählte an seine Stelle den Erzherzog Carl, der damals, nach seiner Krönung, in Barcellona eingesperret war, und alsdenn, nach dem Verluste der Schlacht bey Almanza, aus Madrit vertrieben wurde.

Der Tod Josephs bahnte den Weg zu einem allgemeinen Frieden. Die Engelländer, welche nunmehr anfiengen, so vieles Aufwands müde zu werden, öffneten endlich die Augen in Ansehung des Gegenstands dieses Krieges,

iemehr

iemehr sich die Wolken ihres Enthusiasmus zertheilten. Sie wurden überzeugt, daß das Haus Oesterreich mächtig genung seyn würde, wenn es nur seine Erbländer, das Königreich Neapel, das Meyländische und Flandern, behielt; und sie machten sich fertig, Friedensunterhandlungen zu Utrecht anzustellen.

Der König, welcher die Streitigkeiten wegen der Erbfolge in Oranien durch einen entscheidenden Vertrag geendigt zu sehen wünschte, begab sich in das Clevische, um wegen dieser Sache mit dem Fürsten von Friesland eine Einrichtung zu treffen. Allein dieser unglückliche Fürst ertrank bey dem Uebergange über den Mördick, da er sich nach Haag verfügen wollte. Friedrich I gewann dafür ein anderes Land, durch das Aussterben der Grafen von Mansfeld. Dieses Land wurde dem König in Preußen, und dem Churfürsten zu Sachsen, eingeräumet. Die Preußische Regierung kam nach Mansfeld, und die Sächsische nach Eisleben.

Indessen richtete sich alles unvermerkt zu 1712. einem Frieden ein. Die Unterhandlungen dauerten zu Utrecht noch immer fort, und die Grafen von Döhnhof, Metternich und Biberstein, fanden sich daselbst als Gevollmächtigte des Königs ein.

Indem man mit diesen Unterhandlungen beschäftigt war, entstund in Engelland eine Staatsveränderung, wovon Europa den Marschall von Tallard, der in London gefangen

gewesen war, die Schuld beymaß. Die Partey des Mylord Marlborough wurde gestürzet, es mochte nun der gedachte Marschall, oder dasjenige, was man einen ungefehren Zufall zu nennen pfleget, die Ursache davon seyn. Diejenigen von dem Volke, welche den Frieden wünschten, behielten die Oberhand. Der Herzog von Ormond bekam die Anführung der Englischen Völker in Flandern, und trennete sich gleich zu Anfange des Feldzuges von den Verbundenen. Der Prinz Eugen fuhr noch immer mit den Thätlichkeiten fort, ob er schon von den Engelländern verlassen, und dadurch geschwächet worden war. Dem Fürsten von Anhalt, und den Preußen, wurde die Belagerung von Landreci aufgetragen. Villars aber rückte vor Denain, überfiel das dasige Lager des Mylord Albemarle, und schlug es, ehe der Prinz Eugen ihm zu Hülfe kommen konnte. Durch diesen Sieg kamen Marchiennes, Qvenoi, Douai, und Bouchain, wieder unter Französische Bothmäsigkeit.

Die Verbundenen folgten dem Beyspiele der Engelländer, und waren nunmehr ernstlich auf einen Frieden bedacht. Der Kaiser war der einzige, der den Krieg fortsetzen wollte, weil entweder seine Räthe, wegen ihrer Langsamkeit, noch zu keiner Entscheidung hatten kommen können, oder weil dieser Fürst sich für stark genung hielt, Ludwig XIV allein zu widerstehen. Seine Umstände wurden aber dadurch nur noch mehr verschlimmert.

Der

Der König ließ ietzo die Holländische Besatzung in Mörs überrumpeln, und behauptete durch den Besitz seine Ansprüche auf diesen Platz.

Allein die friedfertigen Gesinnungen in Süden hatten keinen Einfluß in den Norden. Der König in Dännemark rückte in das Herzogthum Bremen ein, und eroberte Stade. Der Czaar, und der König in Polen, versuchten eine Landung auf der Insel Rügen; durch die guten Maaßregeln der Schweden aber wurde sie rückgängig gemachet. Die Verbundenen waren bey der Belagerung von Stralsund nicht glücklicher: denn sie wurden gezwungen, dieselbe aufzuheben. Steinbock trug bey Gadebusch, im Meklenburgischen, einen Sieg über die Sachsen und Dänen davon. Da hernach eine Verstärkung von 10000 Schweden in Pommern anlangte, so wurde das ganze Land von den Feinden befreyet.

Die Dänen wurden gezwungen, Rostock zu verlassen, und übergaben diese Stadt den Völkern des Königs, als Directors im Niedersächsischen Kreise, allein die Schweden verjagten die Preußen daraus. Die Neutralität des Königs litte darunter nichts. Er fuhr mit seinen Unterhandlungen fort, um die Gemüther zu einem Vergleiche zu bewegen, und das Ungewitter zu zertreiben, welches sich um seine Staaten herum aufzog.

1713. Zu Anfange des Jahrs 1713 starb Friedrich I an einer auszehrenden Krankheit, womit er schon seit langer Zeit befallen gewesen war. Er sahe weder die Vollendung des Friedens, noch die Wiederherstellung der Ruhe unter seinen Nachbarn.

Er hatte drey Gemahlinnen. Die erstere war eine Prinzeßinn von Hessen, mit welcher er eine Tochter zeugte, die sich mit dem Erbprinzen von Hessen, der itzo König in Schweden ist, vermählte. Sophia Charlotte von Hannover brachte Friedrich Wilhelmen zur Welt, der nachgehends zur Regierung gelangte.. Die dritte, eine Prinzeßinn von Meklenburg, verstieß er wegen ihres Wahnsinnes.

Abschilderung. Wir haben nunmehr alle Begebenheiten, in dem Leben Friedrichs I gesehen. Es ist weiter nichts übrig, als daß wir noch in der Eil einige Blicke auf seine Person, und auf seine Gemüthsbeschaffenheit werfen. Er war klein und übel gestaltet. Bey einer stolzen Mine hatte er eine ganz gemeine Gesichtsbildung. Seine Seele glich einem Spiegel, der alle Gegenstände zurückwirft, welche sich darstellen. Er ließ sich durch einen ieglichen Eindruck leichtlich bewegen. Diejenigen, von denen er, in gewisser Maaßen, eingenommen war, wusten sein Gemüth sowohl aufzubringen, als zu beruhigen.

Aus Eigensinn ließ er sich den Zorn einnehmen, und aus Trägheit war er sanftmüthig. Er vermengte eitle Dinge mit der wahren

wahren Größe, und ergab sich mehr dem Glanze, welcher blendet, als dem nützlichen, welches allemal gegründet ist. In verschiedenen Kriegen des Kaisers, und der Verbundenen, opferte er 30000 von seinen Unterthanen auf, um die königliche Würde zu erhalten. Nach derselben strebte er nur deswegen so begierig, damit er seinen Geschmack durch das äußerliche Gepränge befriedigen, und seine stolze Verschwendung durch einen scheinbaren Vorwand rechtfertigen könnte.

Er liebte die Pracht und war großmüthig; allein wie theuer hat er nicht das Vergnügen, seine Leidenschaften zu befriedigen, erkaufet? Er verhandelte das Blut seiner Unterthanen an die Engelländer und Holländer, wie die herumschweifenden Tartarn ihre Heerden, an die Schlächter in Podolien verkaufen.

Da er nach Holland kam, um die Verlassenschaft des Königs Wilhelms zu übernehmen: so hätte er bey nahe seine Völker aus Flandern zurückgezogen. Man gab ihm einen großen Brillanten von dieser Verlassenschaft; und die 15000 Mann liessen sich in den Diensten der Verbundenen todt schlagen.

Die Vorurtheile des Pöbels scheinen die Pracht der Fürsten zu rechtfertigen. Allein ein anderes ist die Freygebigkeit einer Privatperson, und ein anderes die Freygebigkeit eines regierenden Herrn. Ein Fürst ist der erste Bediente, und die erste obrigkeitliche Person in dem Staate. Er ist schuldig, ihm von der

Anwendung der Auflagen und Einkünfte Rechenschaft abzulegen. Er hebet dieselben, um den Staat durch Soldaten, die er hält, zu vertheidigen; um die Würde zu behaupten, womit er bekleidet ist; um Dienste und Verdienste zu belohnen; um in gewisser maaßen ein Gleichgewicht zwischen den Reichen, und denjenigen, die in Schulden stecken, fest zu setzen; um die Unglücklichen von allerley Geschlecht und Gattung zu unterstützen; um endlich alles, was den Staatskörper überhaupt angehet, erhaben und prächtig zu machen. Hat der Fürst einen aufgeklärten Verstand, und ein aufrichtiges Herz: so wird er bey allen seinen Ausgaben auf den Nutzen des gemeinen Wesens, und auf den größern Vortheil seiner Unterthanen, sehen.

Die Pracht, welche Friedrich I liebte, war nicht von dieser Art. Es war vielmehr die Verschleuderung eines eiteln und verschwenderischen Fürsten. Sein Hof war einer von den prächtigsten in Europa. Seine Abgesandten führten eben so großen Staat, als die Portugiesischen. Er untertrat die Armen, um die Reichen zu mästen. Seine Günstlinge bekamen starke Besoldungen, da indessen seine Unterthanen im Elende schmachteten. Seine Gebäude waren kostbar, und seine Lustbarkeiten prächtig. In seinen Ställen und Vorrathskammern bemerkte man mehr einen asiatischen Stolz, als eine Europäische Anständigkeit.

Seine Freygebigkeit schien mehr die Wirkung eines ungefehren Zufalls, als einer verständi-

ständigen Wahl zu seyn. Seine Bedienten machten ihr Glück, wenn sie zuvor die erste Aufwallung seines Zornes ertragen hatten. Er gab einem Jäger, der ihm einen Hirsch von vielen Enden auftrieb, ein Gut, welches 40000 Thaler werth war.

Die Seltsamkeit seines Aufwands fällt nicht besser in das Auge, als wenn man die ganze Summe desselben mit der Summe seiner Einkünfte vergleichet, und aus seinem ganzen Leben gleichsam nur ein einziges Gemählde machet. Alsdenn sieht man, mit Erstaunen, vertrocknete Glieder, welche eingehen, an einem riesenmäßigen Körper.

Dieser Fürst wollte seine Herrschaften, in dem Fürstenthume Halberstadt, den Holländern verpfänden, damit er den beruffenen Brillanten, Pit, kaufen könnte, den Ludwig XIV, zur Zeit der Regentschaft, an sich gebracht hat. Er verkaufte den Bundsgenossen 20000 Mann, damit er den Namen haben möchte, als ob er ihrer 30000 unterhielt. Sein Hof war wie ein großer Fluß, der das Wasser aller kleinen Bäche in sich hinein schlucket. Seine Günstlinge strotzten von seiner Freygebigkeit, und seine Verschwendung kostete täglich unermeßliche Summen. Indessen waren Preußen und Lithauen dem Hunger, und der Pest, ausgesetzet; und dieser großmüthige Monarch würdigte sie nicht, ihnen beyzuspringen. Ein geiziger Fürst ist für seine Unterthanen wie ein Arzt, der einen Kranken in seinem Blute ersticken läßt. Ein verschwen-

drischer ist wie ein solcher Arzt, der durch zu vieles Aderlassen ums Leben bringet.

Die Zuneigungen Friedrichs I waren niemals beständig, er mochte sich nun seine schlimme Wahl reuen lassen, oder keine Nachsicht gegen die menschlichen Schwachheiten hegen. Mit seinen Günstlingen nahm es, von dem Freyherrn von Dankelmann an, bis auf den Grafen von Wartenberg, ein unglückliches Ende.

Sein schwacher und abergläubischer Geist hegte eine besondere Neigung zur Calvinischen Lehre; und er hätte gern alle übrigen Religionen dazu gebracht. Es ist glaublich, daß er ein Verfolger gewesen seyn würde, wenn die Priester auf den Einfall gerathen wären, feyerliche Gebräuche mit den Verfolgungen zu verbinden. Er verfertigte auch ein Gebetbuch, welches aber, zu seiner Ehre, niemals gedruckt worden ist.

Ist Friedrich I Lobenswürdig: so verdient er deswegen Lob, weil er seine Staaten beständig in Ruhe erhalten hat, da indessen die Länder seiner Nachbarn, durch Kriege verheeret wurden; weil er von Natur ein gutes Gemüth hatte; und, wenn man auch dieses dazu rechnen will, weil er niemals die ehelichen Tugenden verletzet hat. Ueberhaupt war er in kleinen Dingen groß, und in großen klein. Sein Unglück hat gewollt, daß er, in der Geschichte, zwischen einem Vater und Sohn zu stehen gekommen ist, deren überlegene Gaben ihn verdunkeln.

Von dem Aberglauben, und der Religion.

Ich mache in diesem Stücke, welches die Religion und den Aberglauben angeht, drey Abtheilungen, und um mehrerer Deutlichkeit und Ordnung willen, will ich die Religion unter dem Heidenthume, unter dem Pabstthume, und unter der Reformation vorstellen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Erste Abtheilung.

Von der Religion unter dem Heidenthume.

Brandenburg ist dem Gottesdienste verschiedner Völker gefolget, von denen es bewohnet gewesen ist. Die Teutonen, als die ältesten Einwohner, beteten einen Gott, mit Namen Tuisto, an. Cäsar spricht, dieses sey der Dis Pater, den die Erde gebohren habe, und der ebenfalls einen Sohn, mit Namen Man, hatte.

Der Dienst, den die Deutschen ihren Göttern leisteten, war ihren einfältigen, aber wilden und groben Sitten gemäß. Sie versammelten sich in geheiligten Gehölzen, sangen ihren Götzen zu Ehren Lieder, und opferten ihnen so gar Menschen.

Es war keine Landschaft, die nicht ihre besondere Gottheit gehabt hätte. Die Vandalen

hatten einen Gott, mit Namen Triglaf. Noch einen andern fand man auf dem Harlungerberge bey Brandenburg. Er wurde mit drey Köpfen vorgestellet, wodurch angedeutet werden sollte *, daß er im Himmel, auf der Erde, und in der Hölle, regierte. Dieses war vermuthlich die Dreyeinigkeit der Heiden. Tacitus erzählet, daß die Deutschen eine gewisse Anzahl weisse Pferde gehabt haben, von welchen sie glaubten, daß sie in den Geheimnissen ihrer Götter unterrichtet wären; und daß man für die Göttinn Trigla ein schwarzes Pferd gehalten habe, welches als der Ausleger ihres Willens angesehen wurde **. Dieses Volk betete auch Schlangen an; und man bestrafte diejenigen mit dem Tode, welche denselben das Leben raubten.

Im fünften Jahrhunderte verliessen die Vandalen ihr Vaterland, um Frankreich, Spanien, ja auch Africa, zu überschwemmen ***. Die Sachsen, welche damals aus Engelland zurück kamen, thaten eine Landung an der Mündung der Elbe, und nahmen von denenjenigen Gegenden zwischen der Elbe, Spree und Oder, Besitz, welche die Einwohner des Landes verlassen hatten. Ihre Götter, und ihre Religion, kamen mit ihnen nach Brandenburg. Ihr vornehmstes Götzenbild wurde die Irmensäule, das ist, die Säule Irmans genennet.

* Valentin Lichstädt.

** Alaus Arenzil.

*** Orosius und Gregor von Tours.

nennet. Die gelehrten deutschen Wortforscher haben nicht ermangelt, den Namen Irman von dem Hermes herzuleiten, welches der Merkur der Griechen und Egypter gewesen ist. Es ist allen denenjenigen bekannt, die in den Schriften der Deutschen bewandert sind, daß sich ihre Gelehrten durchgängig einbilden, eine Aehnlichkeit zwischen den Gottheiten der Deutschen, Egypter, Griechen und Römer anzutreffen.

Es ist, zu allem Unglücke, nur allzuwahr, daß Irrthum und Aberglauben das Erbtheil der Menschen zu seyn scheinen. Alle Völker haben einen gleich großen Hang zum Götzendienste gehabt. Da sie auch alle fast gleiche Leidenschaften haben: so sind die Wirkungen davon allezeit auf gleiche Weise eingetroffen. Die Furcht hat der Leichtgläubigkeit den Weg gebahnet; und die Eigenliebe hat gar bald den Himmel in das Schicksal der Menschen verwickelt. Daher sind alle die verschiedenen Arten des Gottesdienstes entstanden. Eigentlich waren sie nur Zeichen der Unterthänigkeit, die auf hunderterley verschiedene Art ausgedrücket wurde, um den Zorn des Himmels zu stillen, vor dessen Wirkungen man sich fürchtete. Die menschliche Vernunft, die durch das Schrecken verderbt und ganz viehisch gemacht worden war, welches ihr allerley Arten von großem Elende einflössete, wuste nicht, woran sie sich halten sollte, um sich gegen ihre Furcht zu sichern. Wie die Kranken ihre Zuflucht zu

aller-

allerley Hülfsmitteln nehmen, und versuchen, ob sich nicht eines darunter finden möchte, wodurch sie genesen könnten: so hat auch hier das menschliche Geschlecht, in seiner Blindheit, ein göttliches Wesen, und eine hülfreiche Kraft, in allen Gegenständen der Natur, vom erhabensten bis zum geringsten, angenommen. Alles wurde angebetet. Der Weihrauch wurde für Erdschwämme angezündet. Dem Crocodille wurden Altäre aufgerichtet. Die Bildsäulen großer Männer, von denen zuerst Völker regieret worden waren, hätten ihre Tempel und Priester; und zu solchen Zeiten, da allgemeine Plagen ein Land verheereten, wurde der Aberglaube verdoppelt.

Die gelehrten Deutschen haben Grund, wenn sie, in diesem Verstande sagen, daß der Aberglaube bey allen Völkern einerley ist. Allein, ob er schon überhaupt eine Folge der Leichtgläubigkeit ist; so entdecket er sich doch unter einer unendlich verschiedenen Schattirung, die nach der Gemüthsart der Völker eingerichtet ist. Ich würde mir schwerlich einbilden können, daß die sinnreichen Fabeln der Griechen von der Minerva, der Venus, und dem Apollo, zur Zeit des Heidenthums in diesem Lande bekannt gewesen seyn sollten. Allein unsere tiefsinnigen Wortforscher bekümmern sich nicht um die Wahrscheinlichkeit. Sie glauben ihre heidnische Fabellehre dadurch zu veredeln, wenn sie ihren Göttern einen griechischen oder römischen Ursprung zuschreiben, als ob der blosse Name dieser

ser Völker dem Götzendienste ein mehreres Ansehen verschaffen könnte, und als ob die Ausschweifung der Griechen besser wäre, als die Verirrungen der Deutschen.

Die Irmensäule war nicht die einzige Gottheit der Sachsen. Man hat unter einem von ihren Götzenbildern folgende Aufschrift gefunden: **Ich bin ehemals der Herzog der Sachsen gewesen, und hernach Gott worden.** Angelus behauptet, daß sie die Sonne unter dem Bilde eines mit Stralen umgebenen Kopfes angebetet haben, und daß von diesem Götzenbilde die Stadt Sonnenburg, wo es stund, ihren Namen erhalten habe. Eben dieser Schriftsteller giebt vor, daß sie auch die Venus angebetet haben, deren linke Brust von einem Pfeile durchbohret war, und welche von drey Gratien, als sie selbst war, umgeben wurde. Die Einwohner nenneten sie Magda, oder Jungfrau; und Angelus versichert, daß Magdeburg, wo ihre Altäre stunden, seinen Namen daher bekommen habe *. Man sahe noch das verfallene Gemäuer von ihrem Tempel in dieser Stadt, ehe Tilly dieselbe verwüstete. Was bey dem Dienste, den die Sachsen dieser Gottheit erwiesen, am merkwürdigsten zu seyn scheint, ist dieses, daß sie ihr zu Ehren Spiele anstelleten, wobey sich alle junge Leute aus den benachbarten Dörfern einfanden. Sie legten bey den Richtern eine Summe Geld nieder, und

zwar

* Magdeburgische Jahrbücher.

zwar zur Ausstattung einer Jungfrau, welche, anstatt des Preißes, demjenigen, der den Sieg davon getragen hatte, zur Ehe gegeben wurde. Die Magdeburgischen Jahrbücher bezeugen, daß diese Spiele, als ein Ueberbleisel des Heidenthums, noch im Jahre 1279, und im Jahre 1387 angestellet worden sind.

Die Schwelgerey schlich sich in die Religion ein, da die Reichthümer zunahmen. In den alten Zeiten hielten die Völker dafür, es schicke sich nicht, ihre Götter in Tempel zu setzen, die von Menschenhänden gebauet wären; sondern sie beteten sie in ihren heiligen Wäldern an. Nachdem aber die Sitten weichlicher wurden, bekamen die Götter ihre Wohnung in den Städten *. Indessen wurde die alte Gewohnheit nicht gänzlich abgeschaffet: Denn man findet, daß Carl der Große den Sachsen verboten hat, Eichen anzubeten, und sie mit dem Blute der Opfer zu besprengen.

Die Priester ** in den damaligen Zeiten waren listiger, und schalkhafter, als das gemeine Volk. Nebst ihrem priesterlichen Amte trieben sie noch eine dreyfache Qvacksalberey. Sie schmiedeten Orakel, und mengeten sich in die Sternkunde, und in die Arzeneykunst. Man hätte nicht so viel Ränke nöthig gehabt, um ein Volk zu hintergehen, welches so schwach, und von so groben Sitten war. Daher war es auch sehr schwer,

* Linderbrock.

** Freinsheim und Schmidt.

schwer, eine Religion auszurotten, die sich durch so vielen Aberglauben in den Gemüthern befestigt hatte. Ganz Deutschland hieng dem Götzendienste an, da Carl der Große, und nach ihm Heinrich der Vogler, die Bekehrung dieser Völker unternahmen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen brachten sie es nur alsdenn dahin, da sie den Götzendienst in ganzen Strömen von Menschenblute, welches sie vergossen, gleichsam ersäufeten.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Zweyte Abtheilung.

Von der Bekehrung der Völker zum Christenthume, und von dem Zustande der katholischen Religion im Brandenburgischen.

Man findet bey allen Völkern die Thorheit, daß sie den Adel ihrer Gesetze, ihrer Sitten, und ihrer Religion, aus dem Alter ihres Ursprunges erweisen wollen. Die Deutschen begnügten sich nicht damit, daß sie den Griechen ihre Götter abgestohlen hatten. Sie wollten auch für eben so alte Christen gehalten seyn, als die übrigen europäischen Nationen. Sie fanden in dem heiligen Hieronymus, ich weis nicht was für eine Stelle, worinne, wie Stephanius und Smitius vorgeben, gesagt wird, daß der Apostel Thomas in dem nordlichen Theile von Deutschland das Evangelium geprediget habe.

Er muß also wohl nichts, als den Unglauben, ge-
prediget haben: Denn das Volk blieb lange
Zeit nach ihm, heidnisch.

Es findet sich, man mag auch sagen, was
man will, keine Spur von dem Christenthume
in dem Brandenburgischen, bis auf die Zeiten
Carls des Großen *. Nachdem dieser Kaiser
verschiedne Siege über die Sachsen und Bran-
denburger davon getragen hatte: so schlug er
sein Lager zu Wolmersstädt **, bey Magdeburg,
auf, und bewilligte diesen Landschaften, die er
bezwungen hatte, nur unter der Bedingung den
Frieden, wenn sie den christlichen Glauben an-
nehmen würden. Die Unmöglichkeit, einem
so furchtbaren Feinde zu widerstehen, und die
Furcht vor den Drohungen, bewog diese Völker,
die Taufe anzunehmen; Und sie empfiengen
dieselbe in dem kaiserlichen Lager. Allein die
Sicherheit brachte sie alle wieder zum Götzen-
dienste zurück, so bald sich der Kaiser mit seinem
Heere von ihnen entfernet hatte.

Der Kaiser, Heinrich der Vogler, siegte
nachgehends, nach dem Beyspiele Carls des
Großen, über die Einwohner an den Ufern der
Elbe, und der Oder. Nachdem viel Blut ver-
gossen worden war, wurden diese Völker unter
das Joch gebracht, und bekehret. Die Chri-
sten zerstöreten, aus Eifer, die Götzenbilder der
Heiden, so, daß uns fast keine Spur davon übrig
geblie-

* Im 8ten Jahrhunderte.

** Heinrich Meibom.

geblieben ist. An die Stellen, wo diese Götzenbilder gestanden hatten, wurden allerley Heilige gesetzet, und neue Irrthümer folgten auf die alten.

Im Jahre 939, stiftete der Kaiser Otto I die Bißthümer Brandenburg und Havelberg. Er glaubte vermuthlich, der Abgötterey, wozu die Einwohner geneigt waren, durch dieses Mittel einen Damm entgegen zu setzen, damit sie das Land nicht wiederum überschwemmen möchte. So legen die Fürsten in neueroberten Städten Citadellen an, um die Unbändigkeit und Meuterey ihrer Einwohner im Zaume zu halten.

Da Brandenburg einmal zum christlichen Glauben bekehret war: so verfiel es gar bald in die Ausschweifung eines falschen Eifers. Es machte sich zugleich dem Pabste, dem Kaiser, und dem Markgrafen, der es regierete, zinsbar. Es währete nicht lange, so ließen sich die Einwohner ihre Thorheit reuen. Sie bedauerten ihre Götzen, welche handgreifliche Gegenstände ihres Dienstes waren, und ihnen nicht so viel Beschwerde verursachten, als die Zinsen, die sie jährlich dem Pabste bezahlen mußten, den sie doch niemals zu sehen bekamen. Die Liebe zur Freyheit, die Macht eines alten Vorurtheils, und der Eigennutz, alles dieses führete sie wieder zu ihren falschen Göttern zurück. Der König der Vandalen, Mistevojus, stellete sich an die Spitze einer Partey des von neuem entstehenden Heidenthums.

thums. Er verjagte den Markgrafen von Brandenburg, Dietrich, und stellte hierauf den alten Götzendienst wiederum her. Die christliche Religion wurde zum drittenmale durch Kriegsvölker in Brandenburg wiederum eingeführet. Die siegende katholische Religion zeigete sich nunmehr daselbst ohne Zwang, und zog die größten Aergernisse nach sich. Die Bischöffe waren unwissend, grausam, ehrgeizig, und über dieses kriegerisch. Sie zogen in Person wider die Markgrafen, und andre Nachbarn zu Felde; plünderten, verheereten und verbrannten die Landschaften; und maaßten sich doch, ohngeachtet eines mit Lastern so befleckten Lebens, einer unumschränkten Gewalt über die Gewissen an.

Diese Unordnungen waren damals so gemein, daß die Geschichte von dergleichen Beyspielen gleichsam wimmelt. Ich will nur zween davon anführen *. Im Jahre 1278, bekriegte der Erzbischoff zu Magdeburg, Günther, den Churfürsten Otto, der den Beynamen des Schützen führte; nahm ihn gefangen, und zwang ihn, sich für eine Summe von 7000 Mark Silber zu lösen. Im Jahre 1391 bemächtigte sich der Erzbischoff Albert, der beständig bewaffnet war, des Herrn von Bredow, der die Stelle eines Generalstatthalters in der Mark begleitete; nahm die Stadt Rathenau ein, und rückte mit der Fackel in der einen, und

dem

* Lockelius.

dem Schwerdte in der andern Hand, längst an der Havel fort, und verwüstete also das ganze Land.

Die grobe Unwissenheit, worinne diese Leute im 13ten Jahrhunderte lebeten, war gleichsam ein Acker, wo der Aberglaube Frucht bringen mußte. Es fehlete auch weder an Wunderwerken, noch an andern Betrügereyen, welche vermögend waren, das Ansehen der Priester zu befestigen.

Lockelius erzählet ganz ernsthaft, da der Fürst Otto, wegen wichtiger Ursachen von dem Erzbischoffe zu Magdeburg in den Bann gethan worden wäre: so habe er darüber gespottet; allein er habe seinen Sinn gar bald geändert, da er gesehen, daß ausgehungerte Hunde kein Fleisch von seiner Tafel fressen wollten; und darauf sey er in sich gegangen. Ohne Zweifel sind diese Hunde orthodoxisch gewesen; doch zu allem Unglücke findet man keine mehr von dieser Zucht.

Die wunderthätigen Marienbilder, andere hülfreiche Bilder, und die Reliqvien der Heiligen, hatten damals eine ganz besondere Kraft *. Unter andern war das Blut zu Belitz sehr berühmt. Es verhielt sich damit folgendergestalt. Eine Gastwirthinn in dieser Stadt stahl eine geweihete Hostie, und vergrub sie unter eine Tonne in ihrem Keller, damit ihr Bier besser abgehen möchte. Sie empfand darüber

* 1249, Brandenburgische Jahrbücher.

Gewissensbisse: Denn die Gastwirthinnen haben ein überaus zartes Gewissen. Sie beichtete ihr Verbrechen dem Pfarrer; und dieser kam mit seinem ganzen priesterlichen Geschleppe in Proceßion herzu, um die Hostie auszugraben. Indem er mit dem Grabescheide in die Erde hinein stach: so sahe man Blut hervor qvellen; und iedermann schrie, dieses wäre ein Wunderwerk. Der Betrug war aber zu grob; denn man wuste, daß es Blut von einem Ochsen war, welches die Gastwirthinn daselbst ausgegossen hatte. Indessen machten solche Wunderwerke dennoch einen starken Eindruck auf das Gemüthe der Einwohner. Allein dieses war noch nicht genug *. Der römische Hof, der beständig darauf bedacht gewesen ist, wie er, unter dem Schatten der Altäre, seine Herrschaft ausbreiten möchte, unterließ keines von denen Mitteln, wodurch er diese Absicht erreichen konnte.

Im dreyzehenden Jahrhunderte entstunden die meisten Mönchsorden. Der Pabst errichtete in Deutschland und Brandenburg soviel davon, als er konnte, unter dem Vorwande, die Gemüther dadurch in dem christlichen Glauben zu befestigen.

Die Misanthropen, die Müßiggänger, Taugenichte, die Faulen, und allerley andere Leute, die in der Welt ihre Ehre verlohren hatten, nahmen ihre Zuflucht in diese geheiligten Frey-

* 1270.

Freystädte, sie machten den Staat an Unterthanen arm, indem sie sich der Gesellschaft entzogen, und sich des Seegens begaben, den Gott unsern ersten Aeltern ertheilet hat. Sie waren den Bürgern zur Last, indem sie sich nur von Allmosen nähreten, oder die Güter anderer auf eine unerlaubte Art an sich brachten. Ob schon diese Errichtungen den Gesetzen der Geselligkeit, und den Gesetzen der guten Staatsklugheit, gleich stark zuwider waren: so führte sie doch der Pabst in ganz Europa ein, und brachte es, ohne Widerspruch, dahin, daß er, auf Unkosten aller Fürsten, ein mächtiges Heer von Priestern anwerben, und große Besatzungen in denenjenigen Ländern unterhalten konnte, worüber er nicht zu befehlen hatte. Allein damals waren die Leute ohne Vernunft, die Fürsten waren schwach, und die Religion siegete.

Da die christliche Lehre einmal tiefe Wurzeln geschlagen hatte: so brachte sie Schwärmer von allen Arten hervor *. Im Jahre 1351, wurde Brandenburg von der Pest verheeret; und dieses war schon genug, daß der Aberglaube mehr ausschweifen konnte. Um den Zorn des Himmels zu stillen, taufte man die Juden mit Gewalt, und andere verbrannte man. Man stellete Proceßionen an, und that Gelübde bey wunderthätigen Bildern. Die Einbildungskraft, die durch thörichte, oder seltsame Erfindungen erhitzet worden war, gebahr endlich den

* Cramer, Baronius, Lockelius.

Orden der Flagellanten. Dieses waren finstre und schwermüthige Christen, die sich in öffentlichen Proceßionen mit Ruthen von Drat peitschten. Indessen hatte der Pabst einen Abscheu vor so ungeheuern Martern, und verwarf den Orden, nebst seinen Mißbräuchen.

Die Andacht des Volkes wurde nunmehr auf gelindere Gegenstände gekehret. Der Pabst Johannes der XXIIste errichtete in dem Brandenburgischen Ablaßstühle. Die Augustiner-Mönche trieben ihren Handel mit dem Ablasse, und schickten die Einkünfte davon nach Rom. Die Wunderwerke wurden endlich so gemein *, daß man erzählet, es habe im Jahre 1500 über alle diejenigen, die sich auf der Straße befanden, rothe und weiße Kreuze geregnet. Man fand so gar solche Kreuze in dem Brote; und dieses wurde als die Vorbedeutung eines großen Unglücks angesehen.

Das Jahrhundert, in welchem Leo der Xte in Italien ein Licht aufsteckete, indem er daselbst die schönen Künste und Wissenschaften wieder in Aufnehmen brachte, die seit langer Zeit unter der Unwissenheit, und dem üblen Geschmacke vergraben gewesen waren; Dieses Jahrhundert, sage ich, war für diejenigen nicht so herrlich, welche jenseit der Alpen wohneten. Deutschland stack noch immer in der gröbsten Unwissenheit, und schmachtete unter einer ganz barbarischen Regierung. Man wuste nichts von guten

* Lockelius, Brandenburgische Jahrbücher.

ten Sitten; Man hatte keine Kenntniß von Wissenschaften; und die menschliche Vernunft, welche des Lichts der Weltweisheit beraubet war, blieb thierisch in ihrer Dummheit. Die Geistlichen, und die Layen, befanden sich in diesen Stücken in gleichen Umständen; und also hatte keiner dem andern etwas vorzurücken.

Zu einer solchen Zeit nun, da die Priester die Leichtgläubigkeit der Menschen so gröblich mißbraucheten; da sie sich der Religion bedieneten, um sich zu bereichern; da die Geistlichen das ärgerlichste Leben führeten; zu einer solchen Zeit unterfieng sich ein schlechter Mönch, so viele Mißbräuche abzuschaffen. Er gab den Menschen, durch sein Beyspiel, den Gebrauch der Vernunft wieder, der ihnen so viele Jahrhunderte hindurch untersagt gewesen war. Der menschliche Verstand wurde durch die Widererlangung seiner Freyheit kühnlich gemacht, und breitete den Umfang seiner Kenntniß auf allen Seiten aus.

* *

Dritte Abtheilung.

Von der Religion unter der Reformation.

Ich will das Werk der Reformation nicht nach der Theologie und Geschichte betrachten. Die Lehren dieser Religion, und die Begebenheiten, welche sie verursachet hat, sind so bekannt,

daß es nicht der Mühe verlohnen würde, sie zu wiederholen. Eine so große und sonderbare Veränderung, wodurch fast das ganze Staatsgebäude von Europa eine andere Gestalt bekam, verdienet mit philosophischen Augen untersucht zu werden.

Die katholische Religion, die sich über dem Verfall der jüdischen und heidnischen erhoben hatte, dauerte nunmehr seit funfzehen Jahrhunderten fort. Unter den Verfolgungen war sie demüthig und sanftmüthig gewesen: nach ihrer Befestigung aber wurde sie trotzig, und fieng gleichfalls Verfolgungen an. Alle Christen waren dem Pabste unterthänig, den sie für untrüglich hielten; und dadurch wurde seine Macht weiter ausgebreitet, als die Macht des unumschränktesten Monarchen. Ein elender Mönch erhub sich wider eine so festgegründete Macht, und halb Europa schüttelte das römische Joch von sich ab.

Alle Ursachen, welche zu dieser außerordentlichen Veränderung etwas beytrugen, waren schon lange zuvor verhanden gewesen, ehe diese Veränderung ausbrach, und bereiteten also die Gemüther zu dieser Entwickelung vor. Die christliche Religion war so ausgeartet, daß man die wesentlichen Eigenschaften ihrer Einsetzung gar nicht mehr an ihr spürete.

Nichts übertraf in ihrem Ursprunge die Heiligkeit ihrer Sittenlehre; allein der Hang des menschlichen Herzens zur Verderbniß verkehrete gar bald den Gebrauch derselben. Also

wurden die reinesten Quellen ein Grund aller Arten der Uebel für die Menschen. Diese Religion, welche die Demuth, Gutthätigkeit und Geduld, lehrete, befestigte sich durch Schwerdt und Feuer. Die Priester der Altäre, deren Antheil Heiligkeit und Armuth seyn sollte, führten ein ärgerliches Leben. Sie brachten Reichthümer an sich, und wurden ehrgeizig. Einige von ihnen waren mächtige Fürsten.

Der Pabst, der anfangs unter den Kaisern gestanden hatte, maaßte sich der Gewalt an, die Kaiser ein- und abzusetzen. Er donnerte mit dem Bannstrahle los, und schloß ganze Königreiche von der Kirchengemeinschaft aus. Er trieb die Sache so außerordentlich weit, daß sich die Welt endlich einmal, es mochte nun geschehen, auf was für eine Art es wollte, wider so viele Mißbräuche regen mußte.

Die Religion änderte sich eben so, wie sich die Sitten änderten. Sie verlohr von einem Jahrhunderte zum andern, ihre natürliche Einfalt, und durch allzuvieles Schminken wurde sie ganz unkenntlich. Alles, was man hinzusetzte, was nur ein Werk der Menschen, und mußte vergehen, wie diese. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa * erklärte man sich, daß die Gottheit des Sohnes **, der Gottheit des

* Im Jahre 321.

** Origenes und der heilige Justinus, waren nicht dieser Meinung. Der letztere sagt in seinem Gespräche, S. 316 daß die Größe des Sohnes, der Größe des Vaters nicht gleich komme.

des Vaters gleich wäre. Der heilige Geist wurde diesen beiden Personen zugesellet; Und daraus entstund die Dreyeinigkeit. Man verbot den Priestern, auf Befehl einer Kirchenversammlung zu Toledo *, sich zu verehligen: indessen unterwarfen sie sich dem Willen der Kirche nicht eher, als im dreyzehnten Jahrhunderte. Das Fegfeuer nahm seinen Ursprung im sechsten Jahrhunderte; die Tridentinische Kirchenversammlung machte hernach eine Glaubenslehre daraus. Der Bilderdienst war auf der zweyten Kirchenversammlung zu Nicäa bestätiget worden **, und die Väter der Tritendinischen Kirchenversammlung *** setzten die Transsubstation feste. Die Theologischen Schulen behaupteten schon die Untrüglichkeit des Pabstes, seit dem die Bißthümer Rom und Constantinopel mit einander wegen des Vorrangs stritten. Einige Einsiedler stifteten Mönchsorden, und machten ein Leben ganz speculativisch, welches zum Besten der Gesellschaft thätig seyn sollte.

Die Klöster vervielfältigten sich bis in das Unendliche; und ein großer Theil von dem menschlichen Geschlechte wurde darinnen vergraben. Endlich erfand man allerley Arten von Betrügereyen, um die Ehrlichkeit des gemeinen

* Im Jahr 400.

** Im Jahre 781.

*** Im Jahre 1545.

meinen Volks zu hintergehen; und die falschen Wunderwerke wurden fast allgemein.

Indessen konnte in der Religion durch solche Veränderungen, welche den Gegenstand des Glaubens betreffen, noch keine Reformation zu Stande gebracht werden.

Die meisten von denenjenigen, welche denken, kehren alle Scharfsinnigkeit ihres Verstandes auf die Seite des Eigennutzes und des Ehrgeizes. Nur wenige verbinden abstracte Begriffe unter einander, und eine noch geringere Anzahl, pfleget bey so wichtigen Sachen tief nachzudenken. Der Pöbel, als der ansehnlichste, zahlreichste und unglücklichste Theil der Gesellschaft folget dem Eindrucke, den er bekömmt.

Eine ganz andre Bewandniß hatte es mit der tyrannischen Gewalt, welche die Geistlichen über die Gewissen ausübten. Die Priester raubten den Menschen ihre Güter, und ihre Freyheit. Eine solche Sklaverey, die täglich immer schwerer wurde, erregte schon ein Murren. Der dümmste Mensch merket eben so wohl, als der witzigste, so bald er nur Empfindung hat, das Uebel, welches er erdulden muß. Die Menschen suchen alle ihr Wohl. Einige Zeitlang dulden sie, allein endlich verlieren sie die Geduld. Die Plagen, welche so viele Völker ausstehen mußten, würden ohnfehlbar Gelegenheit zu einer Reformation gegeben haben, wenn die römische Geistlichkeit, welche durch innerliche Zwistigkeiten, in heftige Be-

wegung gesetzet wurde, nicht endlich selbst das Zeichen zur Freyheit gegeben, und die Fahne der Empörung wider den Pabst aufgesteckt hätte. Die Waldenser, die Wiclefiten, und die Hußiten, hatten schon angefangen sich zu regen; allein Luther und Calvin, die beiden so kühnen Männer, die zu einer so beqvemen Zeit gebohren waren, vollendeten endlich dieses große Werk.

Die Augustiner waren bisher im Besitze des Ablaßkrames gewesen. Der Pabst trug nunmehr den Dominicanern auf, den Ablaß zu predigen; und dieses verursachte ein grausames Gezänke zwischen diesen beyden Mönchsorden. Die Augustiner schrieen wider den Pabst. Luther, der zu diesem Orden gehörte, griff die Mißbräuche der Kirche mit Heftigkeit an. Er zerriß mit einer kühnen Hand einen Theil von den Banden des Aberglaubens. In kurzem ward er das Haupt einer Partey; und da seine Lehre die Bischöffe ihrer Pfründen, und die Klöster ihrer Reichthümer, beraubte: so folgten die Fürsten Haufenweise diesem neuen Bekehrer.

Die Religion bekam nunmehr eine ganz neue Gestalt, und näherte sich um ein großes ihrer alten Einfalt. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, ob es nicht besser gewesen wäre, ihr mehr äußerlichen Pracht zu lassen, damit das gemeine Volk dadurch um so vielmehr eingenommen werden könnte, welches nur durch das sinnliche gerühret wird, und nur nach den

Sinnen

Sinnen urtheilet. Ein ganz geistlicher, und so bloßer Gottesdienst, wie der Protestantische ist, schicket sich gar nicht für körperliche und grobe Menschen, die nicht im Stande sind, sich durch Nachdenken zur Anbetung der erhabensten Wahrheiten in die Höhe zu schwingen.

Die Reformation war der Welt nützlich, und sonderlich der Aufnahme des menschlichen Verstandes. Die Protestanten sahen sich genöthigt, über Glaubenssachen nachzudenken; sie machten sich auf einmal von den Vorurtheilen der Erziehung los, und sahen sich nunmehr in Freyheit, sich ihrer Vernunft zu bedienen, die den Menschen zum Führer gegeben ist, und welche sie wenigstens bey dem wichtigsten Gegenstande ihres Lebens brauchen sollten.

Die Catholischen fanden sich, da sie so heftig angegriffen wurden, genöthigt, sich zu vertheidigen. Die Geistlichen fiengen an, zu studieren, und giengen aus der groben und schändlichen Unwissenheit aus, worinne sie fast alle durchgängig gestecket hatten.

Wäre nur eine Religion in der Welt: so würde sie stolz, und mächtig ohne Schranken seyn. Die Geistlichen würden lauter Tyrannen seyn, die ihre Strenge über das Volk ausübten, und gegen nichts einige Nachsicht brauchten, als gegen ihre Laster; Der Glaube, der Ehrgeiz, und die Staatskunst, würden ihnen die ganze Welt unterwerfen. Itzo, da mehr Religionen vorhanden sind, schreitet keine von diesen Secten, wenn sie sich es nicht will reuen

lassen,

lassen, aus den Schranken der Mäßigung. Das Beyspiel der Reformation ist ein Zaun, der den Pabst verhindert, sich seinem Ehrgeize zu überlassen; und er befürchtet mit Grunde den Abfall seiner Glieder, wenn er seine Gewalt mißbrauchen wollte. Er ist auch nicht mehr so hitzig mit dem Banne, seit dem ihm derselbe Heinrich den VIII und das Königreich Engelland, entrissen hat. Die katholischen, und die protestantischen Geistlichen, die auf einander recht kritisch Achtung geben, sind auf beiden Seiten genöthigt, wenigstens einen äußerlichen Wohlstand zu beobachten. Also bleibt alles im Gleichgewichte. Glücklich werden sie seyn, wenn der Geist der Partheylichkeit, der Schwärmerey, und eine ausschweifende Verblendung, sie niemals in solche Kriege stürzen, deren Antheil die Wuth ist, und welche die Christen niemals unter einander führen sollten.

Wenn man die Religion nur auf der Seite der Staatsklugheit betrachtet: so scheinet die Protestantische sich am besten für Republicken und Monarchien zu schicken. Sie stimmt am besten mit dem Geiste der Freyheit überein, welcher das Wesen der erstern ausmachet. Denn in einem Staate, wo man Kaufleute, Ackersleute, Künstler, Soldaten, und mit einem Worte, Unterthanen nöthig hat, ist es gewiß, daß solche Bürger schädlich sind, welche ein Gelübde thun, daß sie das menschliche Geschlecht umkommen lassen wollen.

In den Monarchien ist die protestantische Religion, welche von niemanden abhänget, gänzlich dem Staate unterworfen. Die katholische hingegen, führet einen geistlichen, allmächtigen Staat ein, der an Zusammenverschwörungen und Ränken, in dem weltlichen Staate des Fürsten, fruchtbar ist. Die Priester, welche über die Gewissen herrschen, und keinen Obern haben, als den Pabst, sind mehr Herren über das Volk, als der Fürst, der es regieret; und der Pabst weis so geschickt; die Sache Gottes, mit dem Ehrgeize der Menschen zu verwickeln, daß er sich oftmals den Fürsten wegen solcher Sachen entgegen gesetzet hat, welche die Kirche gar nichts angiengen.

In Brandenburg, und in den meisten deutschen Landschaften, ertrug das Volk das Joch der römischen Geistlichkeit mit Ungeduld. Diese Religion war zu beschwerlich, für solche Länder, welche so wenig Reichthümer besaßen. Das Fegfeuer, die Messe für Todte und Lebendige, das Jubeljahr, die Annaden, der Ablaß, die vergeblichen Sünden und Todsünden, die in eine Geldstrafe verwandelte Buße, die Ehesachen, die Gelübden, die Opfer, alles dieses waren lauter Auflagen, womit der Pabst die Leichtgläubigkeit beschwerte, und welche ihm ein eben so gewisses Einkommen brachten, als Spanien aus Mexico erhält. Diejenigen, welche solche Dinge bezahlen mußten, waren ausgesogen und mißvergnügt. Es war also nicht einmal nöthig, solchen Gemüthern deut-

liche

liche Gründe vorzulegen, um sie zur Annehmung der Reformation zu bewegen. Sie schrien wider die Geistlichkeit, von der sie unterdrückt wurden. Es fand sich ein Mann ein, welcher versprach, sie davon zu befreyen; und sie folgten ihm.

Joachim II war der erste Churfürst, der die Lutherische Religion annahm. Seine Mutter, eine Prinzeßinn von Dännemark, eröffnete ihm ihre Gedanken hiervon: denn die neue Lehre war bis nach Dännemark hindurch gedrungen, ehe sie noch in Brandenburg angenommen wurde. Die Unterthanen folgten dem Beyspiele ihres Fürsten, und ganz Brandenburg wurde protestantisch. Der Bischoff zu Brandenburg, Matthias Jagow, theilte das Abendmahl, in dem Kloster der schwarzen Mönche, unter beyderley Gestalt aus. Dieses Kloster wurde nachgehends die Hauptkirche in Berlin.

Joachim II that sich sowohl durch Streitbriefe, die er an den König in Polen schrieb, als auch, wie die Geschichtschreiber melden *, durch beredte Reden hervor, welche dieser Fürst auf dem Reichstage zu Augspurg, für die Protestanten hielt.

Die Reformation konnte nicht alle Irrthümer vernichten. Ob sie schon dem gemeinen Volke, in Ansehung unzähliger Arten des Aberglaubens, die Augen geöffnet hatte: so blieben doch

* Lockelius, Brandenburgische Jahrbücher.

doch noch viel andere übrig. So unbegreiflich ist der Hang des menschlichen Gemüthes gegen den Irrthum. Luther, der kein Fegfeuer glaubte, nahm doch die Gespenster und bösen Geister in sein Lehrgebäude auf. Er behauptete so gar, der Satan sey ihm zu Wittenberg erschienen, und er habe ihn gleichsam durch einen Exorcismus vertrieben, indem er ihm ein Dintenfaß an den Kopf warf. Damals fand sich fast kein Volk, welches nicht von solchen Vorurtheilen eingenommen gewesen wäre. Der Hof, und noch vielmehr das gemeine Volk, hatten ihren Kopf mit Zaubereyen, Wahrsagungen, Gespenstern, und Teufeln angefüllet. Im Jahr 1553 mußten zwey alte Weiber die Feuerprobe aushalten, um sich von der Beschuldigung der Zauberey zu reinigen.

Die Höfe hatten ihre Sterndeuter. Einer davon sagte, bey der Geburt, Johann Sigismunds, vorher, dieser Fürst würde glücklich seyn, weil man zu gleicher Zeit einen neuen Stern am Himmel in der Caßiopea entdecket hatte. Aber dieses hatte der Sternseher doch nicht vorher gesagt, daß Johann Sigismund reformirt werden würde, um die Holländer auf seine Seite zu ziehen, deren Hülfe ihm, bey der Ausführung seines Rechts, über das Herzogthum Cleve, nützlich wurde.

Seit dem die Spaltung Luthers die Kirche trennte, wendeten die Päbste, und die Kaiser, alles mögliche an, um die Gemüther zu einer Wiedervereinigung zu bringen. Die Gottes-

gelehrten von beiden Parteyen, hielten bald zu Thoren, bald zu Augspurg Zusammenkünfte. Die Religionssachen wurden auf allen Reichstägen vorgenommen. Allein alle diese Bemühungen wären vergebens. Es erfolgte hierauf ein grausamer und blutiger Krieg, der zu verschiednen malen bald gestillet, bald vom neuen erreget wurde. Der Ehrgeiz der Kaiser, welche die Freyheit der Fürsten, und das Gewissen des Volks unterdrücken wollten, entzündeten ihn oftmals. Allein Frankreich suchte den Kaisern das Gegenwichte zu halten; und dieses, nebst dem Ehrgeize des Königs in Schweden, Gustav Adolphs, befreyte Deutschland, und die Religion, von der unumschränkten Gewalt des Hauses Oesterreich.

Die Churfürsten in Brandenburg führten sich bey solchen Unruhen weislich auf. Sie liebten die Mäßigung, und duldeten diejenigen, welche andere Gesinnungen in der Religion hegten. Friedrich Wilhelm, der durch den Westphälischen Frieden einige Länder bekam, worinne katholische Unterthanen waren, verfolgte dieselben nicht. Er gestattete so gar einigen jüdischen Geschlechtern, sich in seinen Staaten niederzulassen, und bewilligte ihnen Synagogen.

Friedrich der Erste, ließ einigen Katholischen die Kirchthüren zuschliessen, um die Verfolgungen zu rächen, welche der Churfürst in der Pfalz, gegen seine protestantischen Unterthanen ausgeübet hatte; Allein die Katholischen

schen erhielten doch allemal ihre freye Religionsübung wieder. Die Reformirten suchten die Lutheraner in Brandenburg zu verfolgen; sie machten sich die Neigung des Königs gegen sie zu Nutze, und setzten reformirte Prediger in diejenigen Dörfer, wo bisher lutherische Priester gewesen waren. Dieses beweiset genungsam, daß die Religion die Leidenschaften in den Menschen nicht vernichtet, und daß die Geistlichen, was für einer Meinung sie auch zugethan seyn mögen, allemal bereit sind, ihre Gegner, zu unterdrücken, wenn sie glauben, daß sie stärker sind, als dieselben. Man muß, zur Schande des menschlichen Verstandes, gestehen, daß zu Anfange eines so aufgeklärten Jahrhunderts, wie das achtzehnte ist, allerley Arten eines lächerlichen Aberglaubens noch beybehalten worden sind. Die Vernünftigen glaubten eben so wohl, als die schwachen Geister, daß es Gespenster gäbe. In Berlin gieng, ich weis nicht was für eine gemeine Sage, daß sich ein weißes Gespenst sehen ließ, so oft ein Prinz aus dem königlichen Hause sterben sollte. Der verstorbne König ließ einen unglücklichen Menschen, der dieses Gespenst vorgestellet hatte, greifen, und bestrafen. Die Geister wurden durch eine so üble Aufnahme abgeschreckt, und ließen sich nicht mehr sehen. Solchergestalt wurde das Volk aus seinem Irrthume gezogen.

Im Jahr 1708 wurde ein Weib, welches, zu ihrem Unglücke, alt war, als eine Hexe ver-

brannt. Diese so barbarische Folgen der Unwissenheit brachten den gelehrten Professor zu Halle, Thomasius, in Bewegung. Er deckte das Lächerliche bey den Richtern, und bey dem ganzen Hexenprocesse auf; hielt öffentliche Unterredungen wegen der physikalischen und natürlichen Ursachen der Dinge, und redete so nachdrücklich dawider, daß man sich schämte, solche Processe ferner vorzunehmen. Nach ihm konnte das weibliche Geschlecht in Ruhe alt werden und sterben.

Unter allen Gelehrten, welche in Deutschland ein Licht angezündet haben, leisteten Leibnitz und Thomasius dem menschlichen Verstande die wichtigsten Dienste. Sie zeigten den Weg, den die Vernunft nehmen muß, wenn sie zur Wahrheit gelangen will, sie bestritten die Vorurtheile von allerley Gattungen; sie beriefen sich, in ihren Werken, auf die Analogie, und auf die Erfahrung, welches die beyden Stützen sind, womit wir uns auf der Bahne der Vernunft forthelfen; und sie bekamen eine große Menge Schüler.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms, wurden die Reformirten ruhiger, und die Zänkereyen wegen der Religion nahmen ein Ende. Die Lutheraner machten sich diese Ruhe zu Nutze. Franke einer von ihren Predigern, errichtete eine Schule zu Halle, worinne junge Gottesgelehrte unterrichtet wurden, und woraus hernach ganze Haufen von Priestern hervorkamen, welche eine Secte von strengen

Lutheranern bildeten, denen weiter nichts mangelte, als ein Grab des heiligen Paris, und ein Abt Becherand, um darüber zu hüpfen. Dieses sind Jansenistische Protestanten, welche sich von den übrigen durch ihre mystische Strenge unterschieden. Nachgehends kamen allerley andere Arten zum Vorscheine, Qväker, Zinzendorfianer, Gichtelianer, wovon immer eine Secte lächerlicher ist, als die andere, und welche in sträfliche Mißbräuche verfielen, indem sie die Grundsätze der ersten Kirche zuweit treiben wollten. *

Alle diese Secten leben hier in Friede, und tragen gleichviel zum Wohl des Staates bey. Man findet keine Religion, welche sich in Ansehung der Sittenlehre weit von den übrigen entfernet. Also können sie, in Ansehung des Staates, alle für gleich gehalten werden; und man lässet folglich einem ieglichen die Freyheit, auf was für einem Wege er nach dem Himmel zugehen will, wann er nur ein guter Bürger ist; denn dieses ist alles, was man von ihm fordert.

Der falsche Eifer ist ein Tyrann, der die Länder von Einwohnern entblösset: die Duldung der Religionen ist eine zärtliche Mutter, welche für sie sorget, und sie blühend machet.

 Von

* Hieher gehören die Gemeinschaft der Güter, und die Gleichheit der Stände. Man sagt sogar, daß auch die Weiber unter ihnen gemein sind.

Von den Sitten, den Gewohnheiten, den Manufakturen, und dem Fortgange des menschlichen Verstandes, in den Künsten und Wissenschaften.

Zu Erlangung einer vollkommenen Kenntniß von einem Staate ist es nicht genung, daß man den Ursprung der Kriege, die Verträge, die Regierungsart, die Religion desselben wisse, und von den Einkünften des Fürsten unterrichtet sey. Dieses sind zwar die Haupttheile, womit der Pinsel der Geschichte zu thun hat; allein es finden sich doch auch noch andere, welche zwar nicht so sehr hervorglänzen, als die erstern; aber doch nicht weniger nützlich sind. Hierunter rechnen wir alles dasjenige, was die Sitten der Einwohner betrift, den Ursprung neuer Gebräuche; die Abschaffung der alten; den Anfang des Fleisses; die Ursachen der Entwickelung desselben; die Gründe, wodurch der menschliche Verstand in seinem Fortgang gefördert, oder gehindert, worden ist; und sonderlich dasjenige, wodurch die Gemüthseigenschaften des Volkes, wovon man redet, bestimmet und abgeschildert werden. Solche Gegenstände werden von den Staatskundigen und Weltweisen allemal für wichtig gehalten werden; und wir unterstehen uns, kühnlich zu behaupten, daß solche Untersuchungen und Beschreibungen der Majestät einer Geschichte gar nicht unanständig sind. Wir

legen

legen dem Leser in diesem Werke nur einige ausgesuchte, und zwar die rührendsten und charakteristichsten Züge von der Gemüthsbeschaffenheit der Brandenburger, in einem jeglichen Jahrhunderte vor. Was für eine Verschiedenheit findet sich aber nicht zwischen diesen Jahrhunderten! Völker, welche ein unermeßliches Weltmeer von einander scheidet, und welche in unter einander entgegen gesetzten Wendzirkeln wohnen, können in ihren Gewohnheiten, nicht mehr von einander unterschieden seyn, als die Brandenburger von sich selbst, wenn man die Zeiten des Tacitus mit den Zeiten Heinrichs des Voglers; diese mit den Zeiten Johanns, des Cicero, und endlich diese mit den Zeiten des Königs in Preußen, Friedrichs I vergleichet.

Der große Haufen der Menschen, der durch die unendliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände zerstreuet wird, betrachtet die magische Laterne dieser Welt ohne Nachdenken. Er bemerket die auf einander folgenden Veränderungen in den Sitten und Gewohnheiten eben so wenig, als man in einer großen Stadt die Verheerungen, welche der Tod täglich daselbst errichtet, mit Aufmerksamkeit betrachtet, wenn er nur die kleine Anzahl dererjenigen verschonet, mit denen man in der genauesten Verbindung lebet. Indessen findet man doch, nach einer kurzen Abwesenheit, wenn man wieder zurück kömmet, andere Einwohner, und neue Gebräuche.

Wie lehrreich und schön ist es nicht, wenn man alle Jahrhunderte, die vor uns gewesen sind, gleichsam die Musterung vor sich vorbey gehen lässet, und sieht, durch was für eine Kette sie mit unsern Zeiten verbunden sind! wenn man ein Volk in der größten Tummheit antrift, ihm in seinem Fortgange folget, und es bis in diejenigen Zeiten begleitet, da es gesittet worden ist! Dieses heißt den Seidenwurm von der Zeit an, da er eine Puppengestalt hat, bis dahin, da er zu einen Zwiefalter wird, in allen seinen Verwandlungen ausstudiren. Allein, wie sehr demüthigt uns auch nicht eine solche Untersuchung! Es liegt nur allzusehr am Tage, daß ein unveränderliches Gesetz der Natur die Menschen zwinget, durch viele Thorheiten hindurch zu gehen, ehe sie zu etwas Vernünftigen gelangen. Wollen wir auf den Ursprung der Völker zurück gehen: so werden wir sie alle gleich barbarisch finden. Einige sind langsam, und durch viele Umwege, zu einer gewissen Stufe der Vollkommenheit gelanget; andere gleichsam durch einen geschwinden Flug; und alle haben verschiedene Wege genommen. Ueber dieses haben die Artigkeit in den Sitten, der Fleiß, und alle Künste, in denen verschiedenen Ländern, wohin sie verpflanzet worden sind, etwas von dem unauslöschlichen Charakter, einer ieglichen Nation, als aus einem andern Boden, angenommen. Dieses wird man noch mehr empfinden, wenn man die Schriften ließt, die zu Padua, London, oder Paris, geschrieben worden sind.

sind. Man wird sie ohne Mühe von einander unterscheiden können, obschon die Verfasser einerley Sache darinnen abhandeln. Ich nehme nur die Feldmeßkunst davon aus.

Die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit, welche die Natur bey solchem allgemeinen und besondern Charakter zeiget, ist ein Zeichen ihres Ueberflusses; zugleich aber auch ihrer Sparsamkeit. Denn obschon von so unzähligen Völkern, welche die Erde bedecken, ein iegliches seine verschiedene und eigene Gemüthsart hat: so scheinet es doch, daß gewisse Hauptzüge, wodurch sie von den übrigen unterschieden werden, unveränderlich sind. Ein iegliches Volk hat seinen eigenen Charakter, der durch die bessere, oder schlechtere Erziehung verbessert, oder verschlimmert werden kann: wovon aber doch der Grund niemals ausgetilget wird. Wir könnten diese Meynung leichtlich durch physikalische Beweise unterstützen; allein, wir müssen uns nicht von unserm Vorhaben entfernen. Daraus folget also, daß die Fürsten niemals die Denkungsart ihrer Unterthanen völlig verändert haben; daß sie niemals die Natur, wenn sie nicht will, zwingen können, große Männer hervorzubringen. Ob schon die Arbeit in den Bergwerken ihren Befehlen unterworfen ist: so hat es doch mit den reichhaltigen Gängen nicht gleiche Bewandniß. Diese entdecken sich plötzlich, und liefern überflüßige Ausbeute: verlieren sich aber auch wiederum zu der

Zeit, da man ihnen mit der größten Begierde nachgehet.

Wer den Tacitus, und den Cäsar gelesen hat, wird die Deutschen, Franzosen und Engelländer, noch itzo an denen Farben erkennen, worunter sie dieselben abschildern. Achtzehen Jahrhunderte haben diese Farben noch nicht austilgen können. Wie sollte nun die Regierung eines einzigen Fürsten dasjenige bewerkstelligen, was so viele Jahrhunderte nicht haben ausrichten können? Ein Bildhauer kann einem Stücke Holz eine Gestalt geben, wie er will. Er kann einen Aesopus, oder Antinous, daraus machen. Allein die dem Holze anklebende Natur und Eigenschaft kann er niemals verändern. Gewisse herrschende Laster, und gewisse Tugenden, werden bey ieglichem Volke beständig fortdauern. Wenn uns also die Römer unter einem Antoninus tugendhafter vorkommen, als unter einem Tiberius: so ist die Ursache diese, weil unter jenem die Laster strenge bestraft wurden. Das Laster durfte sich nicht erkühnen, sein unreines Haupt empor zu heben; allein die Lasterhaften blieben deswegen noch immer lasterhaft. Die Fürsten können ihren Unterthanen eine gewisse Schminke, die einem gesitteten Wesen gleichet, anstreichen; sie können die Gesetze nachdrücklich behaupten, und die Wissenschaften in der Mittelmäßigkeit erhalten; allein sie können niemals das Wesen der Sachen verändern. Sie setzen zu der herr-

schen-

schenden Farbe des Gemählde nur einen vergänglichen Schatten hinzu.

Wir haben dieses zu unsern Zeiten in Rußland gesehen. Peter I ließ seinen Moskowitern den Bart abscheeren; er befahl ihnen, den Ausgang des heiligen Geistes zu glauben; er ließ einige von ihnen auf französische Art kleiden; man unterrichtete sie auch in Sprachen. Indessen wird man doch noch lange Zeit die Russen von den Franzosen, Italiänern, und andern europäischen Völkern unterscheiden können.

Nur die völlige Verwüstung der Staaten, und eine neue Bevölkerung derselben durch fremde Colonien, könnten eine gänzliche Veränderung in dem Verstande eines Volkes verursachen. Allein man merke wohl, daß es alsdenn nicht einerley Volk ist. Man müßte auch erstlich erwarten, ob nicht die Luft, und die Lebensmittel, diese neuen Einwohner mit der Zeit den alten ähnlich machen würden.

Wir haben uns für verbunden erachtet, dieses Stück, welches von den Sitten der Brandenburger handelt, von dem übrigen Theile der Geschichte zu trennen, weil man sich in dieser nur auf die Staats- und Kriegskunst eingeschränket gehabt hat; und weil die Umstände, welche die Gewohnheiten, den Fleiß, und die Künste betreffen, dem Leser vielleicht entwischet seyn würden, wenn sie in dem ganzen Werke zerstreuet wären. Hier kann er sie hingegen auf ein-

einmal übersehen, indem sie allein eine kleine Geschichte ausmachen.

Die lateinischen Schriftsteller haben mir im Umfange dieses Werkes zu Führern gedienet, indem es an einheimischen gänzlich mangelt. Lockelius, den ich oftmals anzuführen Gelegenheit haben werde, hat mir in den dunkeln Regierungen der Markgrafen von den vier ersten Geschlechtern ein Licht gegeben; und in den Archiven habe ich Stoff zu demjenigen gefunden, was in denen Zeiten, da das Haus Hohenzollern dieses Churfürstenthum besessen hat, die meiste Aufmerksamkeit verdienet. Dieses führet uns hernach bis auf unsere Zeiten.

Erste Epoche.

In der langen Reihe, von deutschen Völkern, welche Tacitus beybringet, hat er sich in Ansehung der Worte Ingwoner und Germanier geirret, wovon jenes Einwohner, dieses aber Kriegsmänner, bedeutet. Aus Unwissenheit der Sprache hat er dieses für Namen besonderer Völker gehalten. Wegen der Menge solcher Krieger, womit Deutschland angefüllet war, hat es den Namen Germanien bekommen.

Die ersten Einwohner in der Mark waren Teutonen. Nach ihnen kamen die Semnonen, von welchen Tacitus spricht, daß sie die edelsten unter dem Sveven gewesen sind.

In diesen so entfernten Zeiten war Deutschland ganz barbarisch. Die ungesitteten und

halb

halb wilden Völker wohneten in Wäldern. Elende Hütten dieneten ihnen zur Wohnung. Sie verheyratheten sich jung, und vermehreten sich um so viel stärker, da die Weiber selten unfruchtbar waren. Die Nation vervielfältigte sich immer mehr. Da nun die Kinder es dabey bewenden liessen, daß sie die Felder ihrer Väter baueten, nicht aber neues Land aufpflügeten; so konnten diese kleinen Erbgüter, auch in den besten Jahren, nicht gnug zum Unterhalte eines so zahlreichen Volkes liefern. Die Einwohner sahen sich daher genöthigt, ihr Vaterland zu verlassen, und ihre Nahrung anderswo zu suchen. Daher wurden Gallien, Africa, und auch das römische Reich, durch so große Ströme von Barbaren überschwemmet.

Die Deutschen waren Jäger aus Noth, und Krieger aus einem natürlichen Triebe. Ihre Armuth machte die einheimischen Kriege, die sie unter einander führeten, kurz: Denn der Eigennutz mengete sich niemals darein. Ihre Heerführer, die nachgehends ihre Beherrscher wurden, nenneten sich Fürsten, welches Wort von dem Worte Führer herkömmt. Sie waren wegen der Länge und Stärke ihres Leibes berühmt, und zu den beschwerlichsten Arbeiten abgehärtet. Ihre vornehmsten Tugenden waren die Tapferkeit, und die Treue, mit welcher sie ihren Verbindungen nachkamen. Sie priesen diese Tugenden durch Lieder, welche ihre Kinder lernen mußten, damit sie auf die Nachkommen fortgepflanzet werden möchten.

Die

Die lateinischen Schriftsteller geben der Deutschen Tapferkeit selbst ein herrliches Zeugniß, indem sie uns die Niederlage des Varus, und einiger anderer Häupter der römischen Heere, erzählen. Preißet man den Muth eines Volkes, welches über ein anderes, dem es in allem gleich ist, sieget: Wie vielmehr wird man nicht den Muth dieser Deutschen bewundern müssen, die für sich nichts hatten, als das Vertrauen auf ihre Stärke, und eine unbiegsame Hartnäckigkeit, niemanden den Sieg zu überlassen; und doch über die römische Kriegszucht; über die Legionen, die nur erstlich die halbe bekannte Welt unter das Joch gebracht hatten, triumphirten.

Es ist, die meisten Geschichtschreiber mögen auch davon gesagt haben, was sie wollen, nicht weniger wahrscheinlich, daß die Römer wider den Willen der Sveven über die Elbe gegangen sind: Denn man hat bey * Zossen, auf einem Felde, welches 800 Schritte im gevierten groß ist, viele Urnen gefunden, die mit Münzen von dem Kaiser Antonin, und der Kaiserinn Faustina, wie auch einigen Zierrathen, womit das römische Frauenzimmer sich schmückete, angefüllet waren. Dieses ist gewißlich kein Schlachtfeld gewesen: Denn die Sveven würden das Geld ihrer Feinde, diesen zu Ehren, nicht unter die Erde vergraben haben. Meines Erachtens kann man daher mit Gewißheit muth-

* Sechs Meilen von Berlin.

muthmaßen, daß dieser Platz einigen Cohorten zum Lager gedienet hat, welche die Römer über die Elbe geschickt hatten, damit sie von den Bewegungen, und der Anrückung der Barbaren Nachricht erhalten möchten.

Brandenburg ist die älteste Stadt in der Mark. Die Jahrbücher setzen ihre * Erbauung in das Jahr der Welt 3588, oder in das 416te Jahr vor der gemeinen christlichen Zeitrechnung. Sie soll von dem Brennus der Rom verheeret hat, erbauet worden seyn, und von ihm auch ihren Namen erhalten haben. Man erblicket in der Dunkelheit die Namen einiger vandalischen ** Könige, welche vermuthlich ehrgeiziger und unruhiger waren, als die übrigen. Ueber dieses findet man in den Jahrbüchern, daß der König der Sachsen, Wittekind; der König in Thüringen, Hermanfrid; und der König der Franken, Richimir, sich mit einander verbunden, die Semnonen bezwungen, und die eroberten Städte zuerst mit Mauern umgeben haben, um das Land im Gehorsame zu erhalten.

Zweyte Epoche.

Carl der Große nahm endlich * Brandenburg ein; und Heinrich der Vogler ** setzte,

* Diese Jahrbücher sind im Jahre 1595 gedruckt.

** Hoterus und Wenceslaus.

*** Im Jahre 781.

**** Im Jahre 928.

setzte, nachdem er die Sachsen, welche diese Gegenden bewohneten, bezwungen hatte, Markgrafen oder Statthalter an den Grenzen ein.

Unter den Markgrafen wurden die Einwohner gesitteter; allein das Land war sehr arm. Es brachte nur diejenigen Früchte hervor, die zu Erhaltung des Lebens am nothwendigsten waren. Es war des Fleißes seiner Nachbarn benöthigt; und da niemand denselben selbst anzuwenden suchete; so wurde das Geld in größerer Menge aus dem Lande verführet, als es hinein kam. Dieses ungleiche Verhältniß in dem Umlauf der Münzsorten verringerte den Preiß aller Dinge. Die Lebensmittel waren so wohlfeil, daß man zur Zeit des Churfürsten Johannes II, von Ascanien, den Scheffel Waitzen für 28 Liards, den Scheffel Korn für 28 Deniers, und sechs Hüner für 1 Groschen kaufen konnte.

Die Berliner wurden damals für eben so getreue, als eifersüchtige Ehemänner gehalten. Die Jahrbücher * erzählen davon ein deutliches Beyspiel. Unter der Regierung des Churfürsten Otto von Bayern, wollte ein Geheimschreiber des Erzbischoffs zu Magdeburg in die öffentlichen Bäder nach Berlin gehen. Auf der Gasse traf er eine junge Weibsperson von bürgerlichem Stande an, und that ihr, im Scherze, den Antrag, daß sie sich mit ihm baden sollte. Die Weibsperson befand sich durch diesen

* Lockelius, unter dem Jahre 1364.

diesen Antrag beleidigt. Der Pöbel rottete sich zusammen; und die Bürger in Berlin, die keinen Scherz verstunden, schleppeten den armen Geheimschreiber auf einen öffentlichen Platz, und schlugen ihm daselbst, ohne weitere Umstände, den Kopf ab. Sind sie schon itzo ebenfalls eifersüchtig: so üben sie doch auf eine gelindere Art Rache aus.

Unter der Regierung der Fürsten aus den vier ersten Geschlechtern stack das Land in einem abscheulichen Elende; und es konnte sich nicht daraus helfen, indem es immer aus einer Hand in die andere kam *. Otto von Bayern wurde gezwungen, das Churfürstenthum an den Kaiser Carl IV zu verkaufen. Dieser nahm seinen Sitz zu Tangermünde. Er hielt daselbst einen prächtigen Hof, und er bauete daselbst ein ziemlich weitläuftiges Schloß, wovon man das verfallene Gemäuer bis itzo sieht. Indem Josse die Regierung in Brandenburg verwaltete, nahmen die in Frankreich verfolgten Waldenser ihre Zuflucht nach der Stadt Angermünde, welche man deswegen die ketzerische nennte. Man sieht nicht, weswegen die Waldenser eine Freystadt in dem Brandenburgischen gesuchet haben, welches damals katholisch war, und weswegen man sie daselbst aufgenommen hat, ob man schon ihre Ketzerey verabscheuete.

Die Fürsten aus dem Hause Luxemburg untertraten die Einwohner auf das unbarmherzigste.

* Im Jahr 1373.

zigste. Sie verpfändeten das Churfürstenthum in ihrer Noth, an diejenigen, die ihnen die größten Geldsummen liehen. Diese Gläubiger, welche das unglückliche Land als eine Hypotheck betrachteten, verübten allerley Gewaltthätigkeiten, um sich zu bereichern. Sie schallteten daselbst nach ihrer Willkühr, wie in einem feindlichen Lande. Die Räuber beunruhigten die Landstrassen; Man wuste nichts von einer guten Staatseinrichtung; und die Gerechtigkeit konnte sich nicht thätig erzeigen. Die Herren von Kitzau, und von Neuendorf, waren über das verhaßte Joch unwillig, welches ihr Vaterland tragen mußte, und fiengen wider die Untertyrannen, die es unterdrückten, einen offenbaren Krieg an. In dieser gänzlichen Verwirrung, und unter dieser Art von einer Anarchie, seufzete das Volk in seinem Elende. Die Vornehmen waren bald die Werkzeuge, bald die Rächer, der Tyranney; und die Gemüthsart der Einwohner, welche durch die Härte der Knechtschaft, und durch die Strenge einer barbarischen Regierung, ganz unvernünftig gemachet worden waren, blieb tumm und ohnmächtig.

Dritte Epoche.

Der Kaiser Sigismund brachte dieses Chaos in Ordnung, indem er Brandenburg, und die churfürstliche Würde, dem Burggrafen zu Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, ertheilete. Dieser Fürst verlangte die Huldigung

gung

gung von seinen neuen Unterthanen; allein das Volk, welches bisher lauter grausame Herren gehabt hatte, konnte nur mit Mühe dazu gebracht werden, daß es sich dieser gelinden und rechtmäßigen Herrschaft unterwarf. Friedrich I brachte die Edeln durch das Schrecken zum Gehorsam, welches eine große Canone unter ihnen anrichtete, womit er die Schlösser der Aufrührer beschoß. Diese Canone war von 24 Pfunden; und darinne bestund sein ganzes Geschütz.

Der Geist der Empörung verlohr sich nicht so gleich. Die Bürger in Berlin empöreten sich zu verschiedenen malen wider ihre Obrigkeit. Friedrich II stillete diese Bewegungen mit Sanftmuth und Klugheit. Die Noth zwang diesen Fürsten, die Zölle zu Schiffelbein und Dramburg an den Herrn von Osten, Dionysius, für 1500 Gülden zu verpfänden, die er zu seiner Reise auf dem Reichstag zu Nürnberg nöthig hatte.

Dabey blieb es bis auf die Zeiten des Johannes, des Cicero. Dieser Churfürst war der erste, der sich bestrebete, das Volk aus seiner Schwäche und Unwissenheit herauszureissen. In den damaligen Zeiten der Finsterniß war es schon viel, wenn man einsahe, daß man unwissend war. Ob schon dieses anbrechende Licht eines verbesserten Verstandes nur eine schwache Dämmerung war: so verursachte sie doch die Stiftung der hohen Schule zu Frankfurt an der

Oder *. Conrad Wimpina, ein öffentlicher Lehrer zu Leipzig, wurde der erste Rector dieser neuen Universität, und verfaßte die Gesetze derselben. Tausend studirende liessen sich gleich im ersten Jahre einschreiben.

Es geschahe zum Vortheile der Wissenschaften, daß Joachim Nestor, sie eben so sehr schützte, als sein Vater. Dieses war der Brandenburgische Leo X. Er verstund die Meßkunst, die Sternkunde und die Geschichte. Er redete fertig Französisch, Italiänisch, und Lateinisch. Er liebte die schönen Wissenschaften, und wendete viel auf, um diejenigen aufzumuntern, welche dieselben trieben.

Ein Volk, welches so viele Jahrhundert lang wild gewesen war, konnte nicht in einem Tage gesittet gemacht werden. Es wird viel Zeit dazu erfordert, wenn die Annehmlichkeit, bey Treibung der Wissenschaften, einem ganzen Volke mitgetheilet werden soll. Die jungen Leute studirten zwar; allein diejenigen, die ein reifes Alter erreichet hatten, blieben an ihren alten Gewohnheiten, und an ihren groben Sitten, kleben. Die Edeln verübten noch immer Räubereyen auf den Straßen, die Verderbniß der Sitten war in Deutschland so allgemein, daß man auf dem Reichstage zu Trier, diesem Uebel Einhalt zu thun suchen mußte. Man verbot auf demselben, gotteslästerliche Reden zu führen, und sich einem so ungezähm-

ten

* Im Jahre 1495.

ten Wesen zu überlassen, wodurch die Menschlichkeit ersticket, und die Menschen unter die Thiere gesetzet werden.

Man hatte damals angefangen, Weinberge in dem Churfürstenthume anzulegen. Das Faß Wein wurde itzo für 30 Groschen, und der Scheffel Rocken für 21 Liards verkaufet. Joachim Nestor, ließ auch einige Gebäude aufführen, und unter andern das Schloß zu Potsdam. Jedermann gieng auf deutsche Art gekleidet, fast wie die alten Spanier. Die Männer trugen Wämser mit weiten Falten, und die Fürsten *, Grafen und Ritter göldene Ketten am Halse. Gemeine Edelleute durften nur drey göldne Ringe am Halse tragen. Die Weiber giengen auf die Art gekleidet, wie itzo die Augspurgerinnen, oder die Straßburger Jungfern.

Endlich lernte man eine nach den damaligen Zeiten, eingerichtete Pracht und Schwelgerey kennen. Da man aber nicht findet, daß die Künste, oder die Handlung im Brandenburgischen, einen solchen Fortgang gehabt haben, der den Ausgaben gemäß gewesen wäre: so bleiben die Zunahme der Reichthümer, und die Ursache davon, eine Aufgabe, die sehr schwer aufzulösen ist.

Seit dem Jahre 1560 bemerkte man einen großen Unterschied in dem Aufwande der Churfürsten. Da Joachim II auf dem Reichs-

* Lockelius.

tage zu * Frankfurt gieng: so hatte er ** 68 Edelleute, und 452 Pferde, in seinem Gefolge. Bey seiner Zurückkunft fieng man in Berlin an, um große Geldsummen zu spielen. Von dem Hofe kam diese Gewohnheit unter die Einwohner; und man mußte sie endlich verbieten, weil einige Bürger auf einmal 1000 Thaler verloren hatten.

In den Jahrbüchern findet man, daß der Churfürst, Joachim II, da er sich mit der Sophia, einer Prinzeßinn des Königs in Polen, Sigismund, vermählte in der Hochzeitnacht in völliger Waffenrüstung, bey seiner jungen Gemalinn gelegen habe, als ob der zärtliche Liebeskampf so fürchterliche Zurüstungen erfordere. Es schlich sich in alle Gewohnheiten der damaligen Zeiten, eine Vermischung von Wildheit und Pracht ein. Dieses sonderbare Wesen rührte daher, weil sich die Menschen nunmehr von der Barbarey entledigen wollten. Sie suchten den rechten Weg: verfehlten ihn aber. Bey ihrer Grobheit vermengten sie die äußerlichen Gebräuche mit dem wahrhaftig gesitteten Wesen; die Pracht mit der Wohlanständigkeit; die Schwelgerey mit den Vergnügungen; die Pedanterey mit der Wissenschaft; und die groben Einfälle der Narren mit dem sinnreichen Scherze des Verstandes.

In

* Der im Jahre 1562 von dem Kaiser, Ferdinand, wegen der Wahl eines römischen Königs angestellet wurde.

** Lockelius.

In die Zeiten der Regierung Joachims II muß man die Stiftung der Universität Königsberg durch Alberten von Preußen setzen.

Der Aufwand wurde täglich immer größer. Johann George, hielt seinem Vater ein prächtiges Leichenbegängniß. Dieses ist das erste, wobey man seine Pracht zeigte, und dessen in der Brandenburgischen Geschichte Meldung geschieht. Dieser Fürst war von feyerlichem Gepräng ganz eingenommen. Er stellte gar zu gern seine Größe zur Schau aus. Er begieng * die Geburt seines ältesten Prinzen durch ein Fest, welches vier Tage lang währte. Diese Lustbarkeiten bestunden in Turnieren, einem Wettkampfe mit Barken, in Feuerwerken, und Ringelrennen. Die Herren, woraus die vier Qvadrillen bestunden, waren in schwarzem Sammet gekleidet, der mit Gold und Silber reich gestickt war. Allein der Charakter der damaligen Zeiten schien doch durch alle diese Pracht hindurch. An der Spitze einer ieglichen Qvadrille fand sich ein Narr, der auf eine lächerliche Art in ein Horn bließ, und tausenderley Ausschweifungen vornahm. Der Hof stieg auf den Schloßthurm, um das Feuerwerk mit anzusehen **. Bey dem Durch-

* Lockelius.

** Der Churfürst streckte, wie die Jahrbücher melden, den Kopf aus einem Dachfenster heraus, und rief: Meister Johann, wenn ich pfeife: so zündet an.

zuge des Königs in Dännemark, Christian, empfieng ihn der Churfürst auf das prächtigste. Er gieng ihm mit vielen Fürsten, Grafen, Herren, und einer Leibwache von drey hundert Pferden entgegen. Der König hielt seinen Einzug, in einem schwarzsammetnen Wagen, der mit goldnen Tressen geschmückt war, und von acht weißen Pferden gezogen wurde, deren Gebiß und Decken silbern waren. Man überhäufte ihn recht mit Lustbarkeiten, in eben dem Geschmacke, wie die vorigen gewesen waren.

Vielleicht trieb man die Pracht gar zu weit, denn Joachim Friedrich ließ eine Verordnung wegen des Aufwands der Einwohner ergehen. Er wendete seine Einkünfte zu einem nützlichen Gebrauche an; er stiftete die Schule im Joachimsthale, die nachgehends von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm, nach Berlin verleget wurde. Itzo ist diese Schule hier die blühendeste, und die am besten eingerichtete, in allen Preußischen Staaten.

Unter der Regierung Johann Georgs fehlte es noch an vielen Erfindungen, welche die Beqvemlichkeit des Lebens befördern.

Die Einführung der Kutschen kann nicht höher hinauf gesetzet werden, als in die Zeiten Johann Sigismunds. Es wird bey Gelegenheit der Huldigung davon geredet, welche dieser Fürst zu Warschau leistete. Er hatte in seinem Gefolge sechs und dreyßig sechsspännige Kutschen, und achtzig Handpferde.

Die Gesandtschaft, welche wegen der Wahl des Kaisers Matthias, auf den Reichstag geschickt wurde, hatte drey Kutschen bey sich. Es war ein schlechtes Fuhrwerk; denn eine solche Kutsche bestund aus vier Bretern, die auf eine grobe Art an einander gefüget waren. Wer hätte damals sagen sollen, daß diese Kunst in dem 18ten Jahrhundert zu einer solchen Vollkommenheit gelangen sollte, daß man Kutschen für zwanzig tausend Thaler verfertigen würde, und daß sich auch Käufer dazu finden würden?

Die Bemühungen, welche Brandenburg und Deutschland anwendeten, um sich gesitteter zu machen, waren nicht ganz vergebens. Die Anzahl der hohen Schulen vermehrte sich. Es wurde die Universität zu Halle gestiftet; und zu gleicher Zeit wurde zu Dessau eine Akademie für die deutsche Sprache angeleget, welche man die fruchtbringende Gesellschaft nennete. Diese hätte sehr nützlich seyn können, zumal, da die deutsche Sprache, welche in unzählige Mundarten getheilet ist, nicht genungsam gewisse Regeln hat, um den wahren Gebrauch derselben fest zu setzen; da wir kein klaßisches Buch zur Richtschnur haben; und da, wenn uns auch noch etwas von unserer alten Republikanischen Freyheit übrig geblieben ist, solches doch nur in dem elenden Vortheile bestehet, daß wir eine grobe, und fast noch barbarische Sprache verstümmeln, wie es uns einfällt.

Diese schönen Einrichtungen, wodurch wir vielleicht ein Jahrhundert gewonnen hätten, waren kaum entworfen worden: so entstund der dreyßigjährige Krieg, der ganz Deutschland zu Grunde richtete, und umkehrete.

Unter der Regierung Johann Sigismunds hatten die Stände große Gewalt.

Unter der Regierung George Wilhelms, veringerte Schwarzenberg die Macht der Stände, welche sie aber niemals gemißbrauchet hatten. ' Das Jahr 1636 war endlich in diesem grausamen Kriege, das unglücklichste für das Churfürstenthum. Indem die Schweden bey Werben, die Kaiserlichen bey Magdeburg und Rathenau, Wrangel bey Stettin, und Morosini in der neuen Mark stunden: so zogen sechs tausend Oesterreicher durch das Land, und plünderten und verheereten alles. Dieses war auf einmal zuviel. Brandenburg war durch die vielen Völker, die sich in den vorhergehenden Jahren davon erhalten, und es geplündert hatten, ausgesogen, und mußte daher endlich unterliegen. Die Theurung wurde daselbst unbeschreiblich. Ein Ochse galt hundert Thaler, ein Scheffel Korn fünf thlr. und ein Scheffel Gerste drey thlr. Das Geld stieg, wegen seiner Seltenheit, ebenfalls am Werthe. Ein Ducaten galt 10 Thaler. Einige Edelleute, die ihre Lebensmittel der Begierde der Feinde noch entrissen hatten, wollten sich diese Theurung zu Nutze machen. Allein das Landvolk, welches kein Geld hatte, wofür es dieses

Getraide

Getraide hätte kaufen können, und durch den Hunger ganz zur Verzweiflung gebracht war, ermordete diese unmenschlichen Herren, und plünderte ihre Kornböden. Die Theurung dauerte noch immer mit gleich großer Heftigkeit fort. Hierauf entstund eine Pest, und die Verwüstung stieg bis auf den höchsten Gipfel. Die übrig gebliebenen unglücklichen Einwohner, welche von dem Tode, und den Feinden, noch verschonet worden waren, konnten ein so zusammen gehäuftes Elend nicht aushalten; verließen ihr unglückliches Vaterland, und flüchteten in die benachbarten Länder.

Die ganze Mark bestund nunmehr aus einer abscheulichen Wüsteney. Sie stellte ein beweinenswürdiges Schauspiel von verfallenen Gebäuden, eingeäscherten Plätzen, und allen denenjenigen Plagen vor, welche ein langwieriger und grausamer Krieg nach sich zieht. Unter so vielen schrecklichen Anblicken, unter so vielen Verheerungen, entdeckte man an solchen Orten, die ganz wild worden waren, kaum noch die Spuren der alten Einwohner.

Es wäre um Brandenburg geschehen gewesen, wenn Friedrich Wilhelm nicht auf das standhafteste für die Widerherstellung desselben besorgt gewesen wäre. Seine Klugheit, seine Standhaftigkeit, und die Zeit, überwandten alle Hindernisse. Er machte Friede, nahm seine Maaßregeln, und zog endlich den Staat aus seinem Verderben.

Friedrich Wilhelm, 1640.

Branden-

Brandenburg wurde in der That ein neues Land, worinne verschiedne Colonien, von allerley Nationen vermischt waren. Diese verbanden sich nachgehends mit denjenigen, von den alten Einwohnern, welche dem Verderben nach entgangen waren. Die Lebensmittel waren so wohlfeil, weil entweder ein fruchtbares Jahr einfiel, oder weil nicht viel verzehret wurde, daß der Scheffel Korn für zwölf Groschen verkauft wurde.

Der dreyßigjährige Krieg verderbte unter andern Uebeln, die er anrichtete, sonderlich die wenige Handlung, die in dem Nordlichen Theile von Deutschland getrieben wurde. In den alten Zeiten bekamen wir unser Salz aus Holland und Frankreich. Der Vorrath davon konnte unter solchen Unruhen nicht erneuert und ersetzet werden, und wurde folglich erschöpfet. Durch den Mangel einer so nothwendigen Sache wurde man bewogen, seine Zuflucht zu eignem Fleiße zu nehmen. Man fand Salzqvellen zu Halle; und daraus konnten nicht nur die Brandenburger, sondern auch die benachbarten Länder, versorgt werden.

Die erste Colonie, die sich in dem Churfürstenthume niederließ, bestund aus Holländern. Sie erneuerten die Profeßionen und Künste, und machten Anschläge, wie man das hohe Bauholz verkaufen könnte, welches sich hier in großem Ueberflusse fand, weil der dreyßigjährige Krieg aus dem ganzen Lande, einen großen Wald gemacht hatte. In dem

Verkaufe

Verkaufe dieses Holzes, bestund hernach einer von den vornehmsten Theilen unserer Handlung. Der Churfürst gestattete auch einigen jüdischen Geschlechtern, sich in seinen Staaten niederzulassen. Weil Polen nahe liegt: so konnte man sie nützlich brauchen, indem sie dasjenige, was wir nicht haben wollten, in diesem Königreiche verhandelten.

Nachgehends trug sich eine günstige Begebenheit zu, wodurch die Entwürfe des grossen Churfürsten sehr merklich befördert wurden. Ludwig der XIV widerrief das Edict von Nantes;* Und hierauf zogen wenigstens vier hundert tausend Franzosen aus dem Königreiche. Die Reichsten giengen nach Engelland und Holland; und von den Aermsten, die aber auch zugleich die Fleißigsten waren, nahmen ungefehr zwanzig Tausend ihre Zuflucht in das Brandenburgische. Sie halfen uns unsere wüsten Städte bevölkern, und verschaften uns allerley Manufacturen, die uns noch mangelten.

Damit man von den Vortheilen, welche der Staat durch diese Colonien erhalten hat, recht urtheilen könne: so wird es nöthig seyn, den Zustand unsrer Manufacturen vor dem dreyßigjährigen Kriege, und alsdenn nach der Widerrufung des Edicts von Nantes, etwas umständlicher zu beschreiben.

Unsere

* Im Jahre 1684.

Unsere Handlung bestund in alten Zeiten in der Verkaufung unsers Getreydes, unsers Weines, und unserer Wolle. Es waren zwar noch einige Tuchmanufacturen vorhanden; allein sie waren von keiner Wichtigkeit. Zu den Zeiten Johannes, des Cicero, waren in dem ganzen Lande nur siebenhundert Tuchmacher. Unter der Regierung Joachims des Andern, unterdrückte der Herzog von Alba die Freyheit der Holländer auf eine tyrannische Weise. Die kluge Königinn in Engelland Elisabeth, machte sich die Thorheit ihrer Nachbarn zu Nutze, und zog in ihre Staaten die Handwerker aus Gent und Brügge. Sie verarbeiteten daselbst englische Wolle, uud erhielten, daß man die Ausführung derselben verbot.

Unsere Handwerker hatten bisher nur durch die Vermischung der Englischen mit unserer Wolle gute Tücher zuwege gebracht. Da nun die englische Wolle nicht mehr zu haben war: so geriethen unsere Tücher in Verfall. Die Churfürsten zu Sachsen, Augustus, und Christian, folgeten dem Beyspiele der Königinn Elisabeth, und zogen holländische Handwerker in ihr Land, welche die Manufacturen daselbst blühend machten. Der Mangel an fremder Wolle; Der Verfall unserer Manufacturen und der Anwachs der Manufacturen unserer Nachbarn, alles dieses bewog den brandenburgischen Adel, seine Wolle an die Ausländer zu verkaufen; und dadurch wurden unsere Fabricken fast gänzlich zu Grunde gerichtet. Johann Sigismund suchte sie wieder empor zu brin-

bringen, und verbot daher die Einführung fremder Tücher in seine Staaten. Allein dieses Verbot gereichete dem Lande zum Nachtheile, weil die brandenburgischen Fabricken nicht so viel Tuch liefern konnten, als das Land nöthig hatte, und weil man daher gezwungen wurde, seine Zuflucht zu dem Fleiße der Nachbarn zu nehmen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man glücklichere Anschläge getroffen haben würde; allein der dreyßigjährige Krieg kam dazwischen, und richtete die Anschläge, die Manufacturen, und den Staat zu Grunde.

Da Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangete; so verfertigte man in diesem Lande weder Hüte, noch Strümpfe, noch Scharsche, noch sonsten wöllene Zeuge. Der Fleiß der Franzosen bereicherte uns durch alle diese Manufacturen. Sie errichteten Fabricken, von Tuch, Scharsche, Etamin, Zeug, Droguet, Griset, Crep, gewirkte Mützen und Strümpfe, Hüte von Biber- Caninichen und Haasenhaaren, und allerley gefärbte Zeuge, verfertigt wurden. Einige von den neuangekommenen Flüchtigen wurden Kaufleute, und verhandelten dasjenige einzeln, was von den übrigen verfertigt wurde. Berlin bekam also Goldschmidte, Juwelirer, Uhrmacher und Bildhauer. Die Franzosen, die sich auf dem platten Lande niedergelassen hatten, erbaueten daselbst Taback, und brachten es dahin, daß aus sandigen Gegenden, durch ihre Bemühungen, herrliche Küchengärten wurden, welche vortreffliches Obst und

Hül-

Hülsenfrüchte hervor brachten. Damit der Churfürst eine so nützliche Colonie noch mehr aufmuntern möchte: so bestimmte er für sie eine jährliche Besoldung von vierzig tausend Thalern; und diese genießt sie noch itzo.

Gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms befand sich also das Churfürstenthum in einem blühendern Zustande, als unter irgend einem von seinen Vorfahren. Durch die große Vermehrung der Manufactur wurde die Handlung erweitert, welche nachgehends mit Getreyde, Holz, Zeugen, Tuche und Salze, getrieben wurde. Die Posten, von denen man bisher in Deutschland nichts gewust hatte, wurden von dem großen Churfürsten in allen seinen Staaten, von Emmerick bis nach Memel, eingeführet. Die Städte hatten sonst willkührliche Auflagen bezahlen müssen: Diese wurden nunmehr abgeschafft; und dafür wurde die Accise eingeführet. Die Städte fiengen an, schöner und gesitteter zu werden. Man pflasterte die Gassen, und setzte in gewissen Entfernungen Laternen, um sie zu erleuchten. Dieses war auch unumgänglich nöthig; denn bisher waren die Hofleute, wegen des vielen Kothes auf den Gassen, gezwungen gewesen, in das Schloß zu Potsdam, wenn der Hof sich daselbst aufhielt, auf Stelzen zu gehen.

Friedrich Wilhelm war der erste Churfürst, der ein ordentlich abgerichtetes Heer zu seinen Diensten auf den Beinen hielt. Die Bataillonen des Fußvolks bestunden aus vier Compagni-

pagni-

pagnien, wovon iegliche hundert und funfzig Mann stark war. Ein Drittheil des Bataillons führete Picken, die übrigen aber Musketen. Das Fußvolk bekam seine Montur, und trug Mäntel. Die Reiter mußten sich selbst Waffen und Pferde anschaffen. Sie hatten einen Brustharnisch, fochten in Geschwadern, und führeten oftmals grobes Geschütz mit sich.

Ob schon der große Churfürst für seine Person großmüthig war, und die Pracht liebte: so gab er doch Gesetze, wodurch der Aufwand eingeschränket wurde. Sein Hof war zahlreich, und sein Aufwand war auf eine wohlanständige Art eingerichtet. Bey dem Vermählungsfeste seiner Nichte, der Prinzeßinn von Churland, wurden sechs und funfzig Tafeln, iegliche von vierzig Personen, bey ieglicher Mahlzeit bedienet. Die unermüdete Aemßigkeit dieses grossen Fürsten verschaffete seinem Vaterlande alle nöthige Künste. Er hatte aber nicht Zeit genug, auch die schönen und angenehmen Künste hinzu zu fügen.

Die beständigen Kriege, und die Untermischung neuer Einwohner, hatten schon eine Veränderung in den alten Sitten hervorgebracht. Viele Gewohnheiten der Holländer und Franzosen wurden von uns angenommen. Die herrschenden Laster waren die Trunkenheit, und der Eigennutz. Die Jugend wuste nichts von dem unerlaubten Umgange mit den Weibspersonen; und die Krankheiten, die eine Folge derselben sind, waren damals unbekannt. Der

Hof liebte Spitzfindigkeiten, zweydeutige Redensarten, und Narren. Die Kinder der Edelleute beqvemten sich wieder zum Studieren; und die Erziehung der Jugend kam allmählig an die Franzosen. Wir haben ihnen noch itzo eine Annehmlichkeit in dem Umgange, und ungezwungenere Sitten, zu danken, als die Deutschen gemeiniglich zu haben pflegen.

Die Veränderung, die sich nach dem dreyssigjährigen Kriege in diesen Staaten zutrug, war allgemein. Man spürte sie an den Münzen eben so sehr, als an allem übrigen. Ehemals wurde die Mark Silber in dem ganzen Kaiserthume auf neun Thaler gerechnet. Im Jahre 1651 wurde der große Churfürst, durch die unglücklichen Zeiten gezwungen, seine Zuflucht zu allerley Mitteln zu nehmen, damit er seinen Aufwand bestreiten könnte. In eben diesem Jahre ließ er einen Befehl ausgehen, wodurch die Geltung der Landmünze festgesetzet wurde. Er ließ große Summen von Groschen und Pfenningen prägen, deren innerlicher Gehalt ungefehr den dritten Theil ihrer Geltung ausmachte. Da der Werth dieser Münze nicht wirklich so groß war, als er seyn sollte: so wurde sie gar bald widerrufen, und fiel bis auf die Hälfte ihrer Geltung. Die alten Thaler von gutem Schrot und Korne, stiegen bis auf acht und zwanzig, und dreyßig Groschen; und daher rühret der Name Bancothaler. Damit nun solchen Mißbräuchen abgeholfen werden möchte: so hielten die Churfürsten zu

Bran-

Brandenburg und Sachsen *, eine Unterredung zu Cinna, und wurden darüber einig, daß sie die Geltung der Münzen auf einen neuen Fuß setzen wollten. Die Mark Silber sollte, nebst dem Zusatze, dem Volke durchgängig, in allen Münzsorten, vom Thaler bis auf den Pfennig, für zehen Thaler, sechzehen Groschen geliefert werden. Nachgehends prägete man Gulden und halbe Gulden; und die Mark Silber wurde beständig auf zehen Thaler gerechnet.

Im Jahre 1690. unterredete sich Friedrich I mit dem Churfürsten zu Sachsen, und dem Herzoge zu Hannover, wegen der Mittel, wie man die Münze bey dem Cinnischen Fuße erhalten könne. Da sie aber sahen, daß solches unmöglich war: so wurden sie einig, daß bey den ordentlichen Gulden und Achtgroschenstücken, die in ihren Staaten geprägt werden würden, die Mark auf zehen Thaler gerechnet werden sollte. Man nennet dieses den Leipziger Fuß; und derselbe dauert noch itzo fort.

Alle die neuen Colonien, welche der große Churfürst eingeführet hatte, kamen nicht eher in einen wahrhaftig blühenden Zustand, als unter Friedrich dem Ersten. Dieser Fürst genoß die Bemühungen seines Vaters. Wir bekamen damals eine Tapetenmanufactur, die der Brüsselischen gleich kam. Unsere Tressen gaben dem französischen nichts nach. Unsere

* Im Jahre 1667.

Neustädtischen Spiegel übertrafen noch an Weiße die Venetianischen. Die Soldaten wurden von unsern eigenen Tüchern ausmontiret.

Der Hof war zahlreich und prächtig. Durch die auswärtigen Hülfsgelder wurden die Münzsorten daselbst sehr gemein. Die Pracht zeigte sich in den Kleidungen der Bedienten und Herren an den Tafeln, in dem Pferdezeuge, und in den Gebäuden. Der König hatte zu seinen Diensten zween von den geschicktesten Baumeistern in Europa, und einen Bildhauer, mit Namen Schlüter, der in seiner Kunst eben so vollkommen war, als die ersten. Bott bauete das schöne Weselthor; er verfertigte den Riß zu dem Schlosse und Zeughause zu Berlin; er bauete das Posthaus an der Ecke der großen Brücke, und den schönen Gang von dem Schlosse in Potsdam, der den Liebhabern allzuwenig bekannt ist. Eosander bauete den neuen Flügel an dem Schlosse in Königsberg, und die Münze, welche aber nachgehends wieder eingerissen wurde. Schlüter schmückete das Zeughaus mit den Siegeszeichen und andern schönen Zierrathen, welche von den Kennern bewundert werden. Er ließ die Bildsäule des großen Churfürsten zu Pferde güssen, welche für ein Meisterstück gehalten wird. Der König zierte die Stadt Berlin mit der Klosterkirche, mit Schwibbögen, und auch einigen andern Gebäuden. Er schmückte die Lusthäuser zu Oranienburg,

burg, Potsdam und Charlottenburg, durch allerley Vergrößerungen und Verschönerungen.

Die schönen Künste, die Kinder des Ueberflusses, fiengen an zu blühen. Die Akademie der Maler, worinne Pene, Mayer, Widemann und Leigeber, die ersten Professoren waren, wurde zwar gestiftet; allein es ist aus dieser Schule kein berühmter Maler hervorgekommen. Das merkwürdigste, welches den Fortgang des menschlichen Verstandes am meisten angehet, war die Stiftung der königlichen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1700. Die Königinn, Sophia Charlotte, trug hiezu das meiste mit bey. Diese Fürstinn besaß die Erfindungskraft eines großen Geistes, und die Wissenschaft eines Gelehrten. Sie glaubte, es sey für eine Königinn nicht unanständig, wenn sie einen Weltweisen hochschätzete. Man wird leichtlich merken, daß der Weltweise, wovon wir reden, Leibnitz gewesen ist. Da diejenigen, welche privilegirte Seelen von dem Himmel empfangen haben, sich den Fürsten gleich hoch in die Höhe schwingen: so würdigte sie Leibnitzen ihrer Vertraulichkeit. Sie that noch mehr. Sie schlug ihn als denjenigen vor, der allein fähig wäre, den Grund zu der neuen Akademie zu legen; Leibnitz, der mehr, als eine Seele hatte, wenn ich mich also ausdrücken darf, verdiente wohl, den Vorsitz in einer Akademie zu haben, die er, im Falle der Noth, ganz allein würde haben vorstellen können. Er errichtete vier Klassen. Die eine davon war für die Natur-

wissenschaft und Arzeneykunst bestimmet, die andere für die Meßkunst, die dritte für die deutschen Alterthümer, und die deutsche Sprache; und die letzte für die morgenländischen Sprachen und Alterthümer. Die berühmtesten Mitglieder unserer Akademie waren die Herren Basnage, Bernoulli, la Croze, Gvillelmini, Harsoeker, Hermann, Kirch, Römer, Stürmer, Varignon, des Vignoles, Werenfels und Wolff. Nachgehends hat man die Herren Beausobre und Lenfant dazu genommen, welches zween Gelehrte sind, deren Federn den Zeiten des Augustus, und Ludwigs XIV Ehre gebracht haben würden.

Otto von Gvericke lebte damals noch zu Magdeburg. Jhm haben wir die Erfindung der Luftpumpe zu danken; und er hat, durch ein glückliches Schicksal, seinen philosophischen und erfinderischen Geist auf seine Nachkommen fortgeerbet.

Die hohen Schulen befanden sich zu gleicher Zeit in einem glücklichen Zustande. Halle und Frankfurt wurden mit gelehrten Professoren versehen. Thomasius, Gundling, Ludewig, Wolff und Stryck, bekleideten den ersten Rang, weil sie die berühmtesten waren, und zogen sehr viele Schüler. Wolff erklärete das sinnreiche Lehrgebäude des Leibnitz von den Monaden, und versenkte einige Aufgaben, die Leibnitz den Metaphysikern vielleicht nur als eine Lockspeise vorgelegt hatte, in eine rechte Sündfluth von Worten, Beweisen, Zusätzen und Anführungen anderer Stellen. Der Profess. zu Halle schrieb, mit

großer

großer Arbeitsamkeit, eine Menge von Bänden, die, an statt erwachsene und verständige Menschen zu unterrichten, höchstens zu einem dialektischen Catechismus für Kinder dienen konnten. Die Monaden haben die deutschen Metaphysiker und Meßkundigen in einen Streit gebracht; und sie zanken sich noch itzo wegen der Theilbarkeit der Materie.

Der König stiftete zu Berlin auch eine Akademie für junge Leute von Stande, nach dem Muster der Lunevillischen. Zu allem Unglücke war sie von keiner langen Dauer.

Dieses Jahrhundert hat keinen guten Geschichtschreiber hervorgebracht. Dem Tetzier wurde aufgetragen, eine Geschichte von Brandenburg zu schreiben; und an deren statt lieferte er einen Panegyricus. Pufendorf beschrieb das Leben Friedrich Wilhelms; und damit er nichts weglassen möchte: so vergaß er auch seine Kammerdiener und Schreiber nicht, von so vielen er die Namen auftreiben konnte. Mich däucht, unsere Schriftsteller haben immer darinne gefehlet, daß sie das Wesentliche nicht von dem Zufälligen unterscheideten; daß sie die Sachen nicht gnugsam aufklärten; daß sie ihre langwierige Schreibart mit so vielen Verkehrungen, und so zahlreichen Beywörtern, nicht enger zusammen zogen; und daß sie mehr, wie Pedanten, als wie scharfsinnige Menschen, schrieben.

Bey diesem gänzlichen Mangel an Werken in ungebundener Schreibart hatte Bran-

denburg doch einen guten Dichter, nämlich den Herrn von Caniß. Er übersetzte glücklich einige Briefe des Boilau. Er machte Verse, worinnen er dem Horaz nachahmet, und schrieb einige Werke, wo er keinen Vorgänger gehabt hat, der ihm gleich gekommen wäre. Er ist der deutsche Pope, der zierlichste Dichter, und derjenige, der in unserer Sprache die richtigsten und am wenigsten ausschweifenden Verse, geschrieben hat. Gemeiniglich erstrecket sich der Pedantismus in Deutschland bis auf die Dichter. Die Sprache der Götter wird durch den Mund eines dunkeln Schulmonarchen, oder eines liederlichen Studenten, verunehret. Diejenigen, die man rechtschaffene Leute nennet, sind entweder zu faul, oder zu stolz, als daß sie die Leyer des Horaz, oder die Trompete Virgils, in die Hände nehmen sollten. Der Herr von Caniß glaubte, ob er schon aus einem vornehmen und berühmten Hause entsprossen war, daß der Geist und die Gaben der Dichtkunst seinem Stande keinen Abbruch thäten. Er übte sich in derselben, wie wir bereits gesagt haben, mit einem glücklichen Fortgange. Er bekam eine Bedienung bey Hofe, und schöpfete aus dem Umgange mit guter Gesellschaft die Artigkeit und Annehmlichkeit, welche uns in seiner Schreibart so sehr gefällt.

Die deutschen Schauspiele waren von schlechter Wichtigkeit. Dasjenige, was man ein Trauerspiel nennet, ist gemeiniglich ein Ungeheuer, welches aus Schwulst und niederträchtigen

trächtigen Possen zusammen gesetzet ist. Die Verfertiger dramatischer Schriften wissen nicht einmal die geringsten Regeln der Schaubühne. Die Lustspiele sind noch elender beschaffen. Sie bestehen aus einem groben Possenspiel, welches den Geschmack und die guten Sitten verletzet, und rechtschaffenen Leuten zuwider ist. Die Königinn unterhielt eine Italiänische Opera, welche der berühmte Bononchini componirte. Damals hatten wir gute Musikverständige. Bey Hofe hatte man eine Französische Comödie, wo die Meisterstücke eines Moliere, Corneille und Racine vorgestellet wurden.

Der Geschmack der französischen Schaubühne wurde mit den französischen Moden nach Deutschland gebracht. Europa war durch den Charakter der Größe, den Ludwig XV allen seinen Handlungen einprägete; durch die Artigkeit, die an seinem Hofe herrschete; und durch die großen Männer, welche seine Regierung glänzend machten, ganz in Entzückung gesetzt worden. Es wollte Frankreich, welches von ihm bewundert wurde, nachahmen. Ganz Deutschland reisete dahin. Ein junger Mensch wurde für einen schwachen Geist gehalten, wenn er sich nicht einige Zeitlang an dem Hofe zu Versailles aufgehalten hatte. Unsere Küche, unser Hausrath, unsere Kleidung, und alle die Kleinigkeiten, worüber die Tiranney der Mode ihre Herrschaft ausübet, wurden nach dem Geschmack der Franzosen eingerichtet. Da diese Leidenschaft zu weit getrieben wurde:

so artete sie in eine Wuth aus. Das Frauenzimmer, welches oftmals zu weit gehet, verfiel hierinne gar auf Ausschweifungen *.

Der Hof brachte noch nicht so viel fremde Moden auf, als die Stadt. Die Pracht und Etiqvette zierten daselbst den Ueberdruß; ja man wurde von Ceremonien ganz trunken. Der König stiftete den Orden des schwarzen Adlers, theils, damit er auch einen Orden hätte, wie alle Könige, theils, um Gelegenheit zu Lustbarkeiten

* Die Mutter des Dichters, Canitz, hatte schon Frankreich an neuen Moden erschöpfet. Damit sie nun das übrige Frauenzimmer in Berlin hierinne noch übertreffen möchte: so trug sie einem Kaufmann auf, ihr von Paris eine junge, schöne, muntere, wohlgesittete, geistreiche und edle Mannsperson kommen zu lassen, indem sie glaubte, daß diese Waare daselbst eben so gemein seyn würde, als Tändeleyen in einem Kramladen. Der Kaufmann, der in dieser Handlung noch ganz unerfahren war, richtete seine Sachen so gut aus, als er konnte. Seine Correspondenten fanden endlich einen Freyer. Es war ein Mann von 50 Jahren. Er hieß der Herr von Brinbock, und war von schwachen und kränklichen Leibesumständen. Die Frau von Canitz siehet ihn, erschrickt und nimmt ihn. Es war ein Glück für die Preussen, daß diese Ehe zum Mißvergnügen der Dame ausschlug: denn sonst würde man ihrem Beyspiele gefolget seyn. Unsere Schönen wären in die Hände der Franzosen gerathen, und die Berliner wären, wie die Römer, gezwungen worden, Sabinerinnen bey ihren Nachbarn zu rauben.

ten zu haben, welche einer Mummerey ziemlich gleich kamen. Dieser König, der aus Gefälligkeit gegen seine Gemahlinn eine Akademie gestiftet hatte, unterhielt Hofnarren, um seine eigene Neigung zu befriedigen. Der Hof der Königinn, Sophia Charlotte, war von dem andern ganz abgesondert. Er war ein Tempel, wo das heilige Feuer der vestalischen Junfrauen brennete; eine Freystadt der Gelehrten, und der Sitz eines gesitteten Wesens. Man bedauerte den Verlust der Tugenden dieser Fürstinn um so viel mehr, da ihre * Nachfolgerinn sich den Pietisten überließ, und ihr Leben unter Heuchlern zubrachte, welches schmähsüchtige Geschlecht sein Gift über die Tugend ausschüttet, indem es seine eigenen Laster heilig spricht. Endlich erschienen auch Goldmacher bey Hofe. Ein Italiäner, mit Namen Cataneo, versicherte dem König, daß er das Geheimniß, Gold zu machen, wüste. Er verschwendete viel Gold, und machte keines. Der König rächete seine Leichtgläubigkeit an diesem Unglückseligen; und Cataneo wurde gehangen.

Unter Friedrich Wilhelmen bekam der 1713.
Staat eine ganz andere Gestalt. Der Hof bekam seinen Abschied, und die großen Besoldungen wurden eingeschränket. Viele Personen, die sonsten Kutschen gehalten hatten, giengen zu Fusse. Daher pflegte man gemeiniglich zu sa-

gen,

* Eine Prinzessinn von Mecklenburg, die nachgehends wahnwitzig wurde.

gen, der König hätte die Lahmen wieder Gehen gelehret. Unter Friedrich I war Berlin das nordliche Athen. Unter Friedrich Wilhelmen wurde es ein Sparta. Die ganze Regierung war kriegerisch. Es wurden neue Kriegsvölker angeworben; und in der ersten Hitze machete man einige Künstler zu Soldaten. Die übrigen wurden dadurch in Schrecken gesetzet, und nahmen zum Theil die Flucht. Durch diesen unvermutheten Zufall erlitten unsere Manufacturen einen neuen und beträchtlichen Schaden.

Der König half diesen Mißbräuchen schleunig ab, und bestrebte sich mit einer sonderbaren Sorgfalt, die Manufacturen wieder herzustellen, und sie zu befördern. Er verbot, durch einen strengen Befehl, die Ausführung unserer Wolle. Er errichtete das Lagerhaus *, oder ein Magazin, woraus den armen Handwerksleuten Wolle vorgestreckt, welche sie hernach, wenn sie etwas verdienen, wieder erstatten. Unsere Tuche fanden bey der Armee, welche alle Jahre neu montiret wurde, einen gewissen Abgang, und wurden auch auswärts verkauft. Im Jahre 1725 wurde die Rußische Compagnie errichtet, und unsere Kaufleute lieferten für alle Rußische Völker Tuche. Allein da die englischen Gvineen nach Moskau kamen: so folgten darauf in kurzem auch englische Tuche; und also nahm unsere Handlung ein Ende. Anfangs litten unsere Manufacturen dar-

* Im Jahre 1714.

darunter: es fanden sich aber nachgehends andere Wege. Die Arbeiter reichten mit unserer Wolle nicht mehr zu; und man gestattete daher den Mecklenburgern, ihre Wolle bey uns zu verkaufen. Seit dem Jahre 1733 waren unsere Manufacturen in einem so blühenden Zustande, daß sie 44000 Stücke Tuch, wovon iegliches 24 Ellen hält, auswärts verkauften.

Berlin war gleichsam ein Magazin des Mars. Alle Arbeiter, die bey einer Armee gebraucht werden konnten, fanden daselbst ihr Glück, und ihre Arbeiten wurden in ganz Deutschland gesucht. Zu Berlin legte man Pulvermühlen an; zu Spandau hatte man Schwerdtfeger, zu Potsdam Waffenschmidte, und zu Neustadt Eisen- und Kupferschmidte.

Der König bewilligte allen denenjenigen Freyheiten und Belohnungen, die sich in den Städten seiner Herrschaft niederlassen würden. Er fügte zu seiner Hauptstadt, die ganze Friedrichsstadt, und erfüllte diejenigen Plätze mit Häusern, welche zuvor der alte Wall eingenommen hatte. Er bauete die Stadt Potsdam *, und brachte Einwohner dahin. Er bauete nicht das geringste für sich selbst: sondern alles für seine Unterthanen. In den unter seiner Regierung aufgeführten Gebäuden, findet man durchgängig einen Holländischen Geschmack

* Sonsten waren kaum 400 Einwohner in dieser Stadt: itzo aber findet man ihrer daselbst über 20000.

schmack, der sich in die damalige Baukunst eingeschlichen hatte. Es wäre zu wünschen, daß das viele Geld, welches dieser Fürst auf Gebäude wendete, geschicktern Bauleuten in die Hände gegeben worden wäre. Er hatte das Schicksal aller Erbauer der Städte, welche nur auf die Festigkeit denken, und größtentheils dasjenige verabsäumen, wodurch sie, mit eben den Kosten, noch mehr hätten verschönert, und gezieret werden können.

Berlin erhielt, nach seiner Vergrößerung, eine neue Regierungsart *, fast auf eben dem Fusse, wie Paris. Man setzte in alle Viertheile der Stadt Policeyverwalter. Zu gleicher Zeit, wurde der Gebrauch der Lehnkutschen eingeführet. Man säuberte die Stadt von solchen Müßiggängern, die sich durch unverschämtes Betteln ernähren. Diese unglücklichen Gegenstände unsers Widerwillens und Mitleidens, gegen welche sich die Natur bloß als eine Stiefmutter erzeiget hat, fanden eine Zuflucht in den öffentlichen Spitälern.

Indem alle diese Veränderungen geschahen, verschwanden die Schwelgerey, die Pracht, und die Lustbarkeiten. Der Geist der Sparsamkeit zog in alle Stände ein, sowohl bey den Reichen, als bey den Armen. Unter den vorhergehenden Regierungen verkauften viele Edelleute ihre Güter um sich reiche Stoffe und Tressen anzuschaffen. Dieser Mißbrauch nahm nun-

* Im Jahre 1734.

nunmehr ein Ende. In den meisten Preußischen Staaten haben die Edelleute, um ihre Familien zu unterstützen, eine gute Haushaltung nöthig, weil das Recht der Erstgeburt daselbst nicht statt findet; und weil die Väter, die viel Kinder zu versorgen haben, denenjenigen, die nach ihrem Tode, ihr Haus in neue Aeste theilen, nur durch dasjenige, was sie ersparen, ein standesmäßiges Auskommen verschaffen können.

Durch diese Verminderung in dem Aufwande des Volkes, wurden aber dennoch so viele Künstler nicht gehindert, sich immer vollkommner zu machen. Unsere Kutschen, unsere Tressen, unser Sammet, und unser Gold- und Silbergeschirre wurden durch ganz Deutschland verführet.

Dieses aber war dabey beweinenswürdig, daß man, unter so nützlichen und großen Einrichtungen, die Akademie der Wissenschaften, die Universitäten, die freyen Künste, und die Handlung, in einen gänzlichen Verfall gerathen ließ. Man besetzete die in der königlichen Akademie der Wissenschaften erledigten Stellen schlecht, und ohne Wahl. Man suchete, aus einer sonderbaren Verderbniß, eine Ehre darinne, daß man eine Gesellschaft verachtete, deren Ursprung so herrlich war, und deren Bemühungen eben so sehr auf die Ehre der Nation, auf den Fortgang des menschlichen Verstandes, abzieleten. Indem aber der ganze Körper gleichsam in einen Todtenschlaf fiel; so erhielte sich doch

noch

noch die Arzeneykunst, und die Chymie. Pott, Marggraf und Eller setzten die Materie zusammen, und theileten sie wiederum. Sie stecketen der Welt durch ihre Erfindungen ein Licht auf. Die Anatomisten bekamen ein Theater zu ihren öffentlichen Zergliederungen, und daraus wurde eine blühende Schule für die Chirurgie. Allein die öffentlichen Lehrstüle auf den hohen Schulen wurden nach Gunst besetzet und erschlichen. Die Pietisten die sich in alles mengeten, erhielten einen Theil von der Oberaufsicht über die Universitäten. Sie verfolgten den guten Geschmack, und sonderlich die Klasse der Philosophen. Wolff wurde verjagt, weil er in einer bewundernswürdigen Ordnung die Beweise von dem Daseyn Gottes ausgeführet hatte. Der junge Adel, der sich den Kriegsdiensten widmete, hielt es sich für eine Unehre, wenn er studiren sollte; und wie der menschliche Verstand immer in Ausschweifungen verfället: so betrachtete er die Unwissenheit als ein Verdienst, und die Wissenschaft als eine ungereimte Pedanterey.

Aus eben dem Grunde geschahe es, daß die freyen Künste in Verfall geriethen. Die Akademie der Maler nahm ein Ende. Pene, der Director davon war, wendete sich von den Schildereyen zu Portraiten. Die Schreiner warfen sich zu Bildhauern auf, und die Mäurer zu Baumeistern. Ein Chymiste, mit Namen Bötcher, gieng von Berlin nach Dreßden und eröffnete dem Könige in Polen das Geheim-

heimniß des Porcellans, welches in Ansehung seiner schönen Gestalt, und der schönen Mahlerey, das Chinesische übertrift.

Unsere Handlung war noch nicht einmal gebohren. Die Regierung erstickete sie in der Geburt, indem sie solchen Grundsätzen folgete, welche dem Fortgange der Handlung gerade zuwider waren. Daraus muß man aber nicht den Schluß machen, daß es der Nation an der zur Handlung erforderlichen Geschicklichkeit fehle. Die Venezianer und Genueser waren die ersten, welche sich darauf legten. Durch die Erfindung des Compasses kam sie zu den Portugiesen und Spaniern. Hierauf breitete sie sich in Engelland und Holland aus. Die Franzosen waren die letzten, welche sich darauf legten: ersetzeten aber dasjenige durch ihre Hurtigkeit, was sie aus Unwissenheit versäumet hatten. Da die Einwohner in Danzig, Hamburg und Lübeck; da die Dänen und Schweden sich täglich durch die Schiffahrt bereichern: warum sollten die Preussen nicht ein gleiches thun? Die Menschen werden alle zu Adlern, wenn man ihnen nur einen Weg zum Glücke öffnet. Sie müssen durch Vorgänger muthig gemachet, durch Nacheiferung gereitzet, und durch ihren Fürsten aufgemuntert werden. Die Franzosen sind langsam gewesen; wir sind es gleichergestalt. Vielleicht ist unsere Stunde noch nicht gekommen.

Man war damals nicht sowohl darauf bedacht, wie man die Handlung erweitern, als wie

man den unnützen Aufwand einschränken möchte. Die Trauer war sonsten für die Familien verderblich gewesen. Man stellete bey Beerdigungen Gastereyen an, und das Leichenbegängniß war an sich selbst kostbar. Alle diese Gewohnheiten wurden abgeschaffet. Man schlug die Häuser und die Kutschen nicht mehr mit schwarzem Tuche auch; man gab den Bedienten nicht mehr schwarze Livrey; und so konnte man sehr wohlfeil sterben.

Die ganz kriegerische Regierung hatte einen Einfluß in die Sitten; und auch die Moden mußten sich nach ihr richten. Das Volk hatte ein gezwungenes sauertöpfisch feines Wesen angenommen. Niemand in allen Preußischen Staaten hatte mehr, als drey Ellen Tuch zu seinem Kleide; aber auch einen Degen an der Seite, dessen Länge nicht weniger, als zwo Ellen, betrug. Die Weiber flohen die Gesellschaft der Mannspersonen; und diese ersetzten solchen Verlust durch Wein, Toback und Narrenpossen. Ueberhaupt waren unsere Sitten den Sitten unserer Vorfahren, oder unserer Nachbarn, gar nicht mehr ähnlich. Wir waren Urbilder, und hatten die Ehre, daß uns einige deutsche Fürsten halb und halb nachahmeten.

Gegen die letzten Jahre dieser Regierung brachte ein ungefehrer Zufall einen * sonst unbekannten Menschen von einem bösen und tückischen Gemüthe nach Berlin. Es war eine

Art

* Eckert.

Art von einem Adeptus, der auf Unkosten der Unterthanen, Gold für den Fürsten machte. Seine Künste gelungen ihm eine Zeitlang. Wie aber die Bosheit eher, oder später, entdecket wird: so verschwanden endlich seine Gauckeleyen, und seine unglückliche Wissenschaft kehrete wiederum in die Finsterniß zurück, woraus sie gekommen war.

So waren die Sitten in dem Brandenburgischen unter den verschienen Regierungen beschaffen. Der Geist der Nation war durch eine lange Reihe von barbarischen Jahrhunderten ersticket. Er erhob sich von Zeit zu Zeit; versank aber sogleich wiederum in der Unwissenheit, und in dem übeln Geschmack. Wenn einmal glückliche Umstände seinen Fortgang zu begünstigen schienen: so entstund ein Krieg, dessen traurige Folgen die Kräfte des Staats vernichteten. Wir haben gesehen, wie dieser Staat aus seiner Asche wiederum hervor gewachsen ist; wir haben gesehen, durch was für neue Bestrebungen die Nation es dahin gebracht hat, daß sie gesitteter worden ist; und hat dieses schöne Feuer nur schwache Funken von sich geworfen: so ist nur ein nichts nöthig, um es zu dem hellesten Glanze zu bringen. Wie der Saamen ein beqvemes Erdreich nöthig hat, wenn er sich auswickeln soll: so erfordern auch die Nationen eine Zusammenkunft von glücklichen Umständen, wenn sie aus ihrer Schlafsucht erwachen, und gleichsam ein neues Leben erhalten sollen.

Alle Staaten haben einen gewissen Kreyß von Begebenheiten durchzulaufen, ehe sie ih-

ren höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreichen. Die Monarchien sind dahin mit langsamern Schritten gelanget, als die Republicken: haben sich aber nicht so lange dabey erhalten; und wenn man mit Wahrheit sagen kann, daß die vollkommenste Art der Regierung, die Regierung eines wohlverwalteten Königreichs ist: so ist es nicht weniger gewiß, daß die Republicken den Endzweck ihrer Errichtungen geschwinder erreichet, und sich am besten erhalten haben, weil die guten Könige sterben, und die weisen Gesetze unsterblich sind.

Von Sparta und Rom, welche gegründet wurden, weil sie kriegerisch waren, brachte die eine die unüberwindliche Phalanx hervor, und die andere die Legionen, welche die halbe bekannte Welt unter das Joch brachten. Sparta zeugete die vortreflichsten Feldherrn; Rom wurde eine Pflanzschule der Helden; Athen, dem Solon friedfertigere Gesetze gegeben hatte, wurde eine Ruhestadt der Künste. Zu was für einer Vollkommenheit sind nicht die Dichter, Redner und Geschichtschreiber dieses Staats gelanget! Die Freystadt der Wissenschaften erhielt sich bis zum gänzlichen Untergange des attischen Staates. Carthago, Venedig und auch Holland, waren, vermöge ihrer Einrichtung, an die Handlung gebunden; sie trieben und unterstützeten dieselbe standhaft, indem sie erkannten, daß sie der Grund ihrer Größe, und die Stütze ihres Staates war.

Wir

Wir wollen in dieser Untersuchung noch einen Augenblick fortgehen. Wenn man die Grundgesetze freyer Staaten antastet: so kann man versichert seyn, daß man sie von Grund aus umstürzen werde, weil die Weisheit der Gesetzgeber ein Ganzes gebildet hat, woran die Theile der Regierung wesentlich befestiget sind. Verwirft man die einen: so vernichtet man auch die andern, wegen der Verbindung der Folgen, wodurch sie mit einander verknüpfet werden, und welche daraus ein geschicktes und vollständiges Gebäude bilden.

In den Königreichen hat die Gestalt der Regierung nur den unumschränkten Willen des Fürsten zum Grunde. Die Gesetze, das Kriegswesen, die Handlung, die Manufacturen, und alle übrigen des Staates sind dem Eigensinne eines einzigen Menschen unterworfen, der Nachfolger hat, die einander niemals gleich sind. Daraus folget ordentlich, daß der Staat bey Gelangung eines neuen Fürsten zur Regierung nach neuen Grundsätzen regieret wird; und eben dieses ist einer solchen Gestalt der Regierung nachtheilig. In dem Zwecke, welchen freye Staaten sich vorsetzen, und in den Mitteln, welche sie brauchen, um dieselben zu erreichen, findet sich ein übereinstimmendes Ganze; und dieses verursachet, daß sie ihre Absicht fast niemals verfehlen. In den Monarchien folget einem ehrgeizigen Fürsten oft ein Faullenzer nach; auf diesen folget ein Pietist; auf diesen ein Krieger; auf diesen ein Gelehrter; und auf

diesen ein anderer, der sich der Wollust überläßt; und indem diese bewegliche Schaubühne des Glücks ohne Unterlaß neue Auftritte vorstellet: so bleibet das Gemüth der Nation, durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, zerstreuet, und richtet sich niemals mit Beständigkeit auf etwas gewisses. Die Einrichtungen in den Monarchien, welche den Abwechselungen der Jahrhunderte trotzen sollen, müssen daher so tiefe Wurzeln haben, daß man sie nicht ausreissen kann, ohne zugleich den festesten Grund des Thrones wankend zu machen.

Allein die Gebrechlichkeit und Unbeständigkeit, sind von den Werken der Menschen unzertrennlich. Die Abwechselungen, welche die Monarchien und freyen Staaten erdulden, haben ihre Ursachen in den unveränderlichen Gesetzen der Natur. Die menschlichen Leidenschaften müssen als Triebfedern dienen, um die neuen Auszierungen auf dieser großen Schaubühne ohne Unterlaß herbey zu schaffen, und zu bewegen. Die kühne Wuth des einen muß dasjenige hinweg reissen, was die Schwäche des andern nicht behaupten kann. Ehrgeizige müssen freye Staaten umstürzen, und die List muß zuweilen über die Einfalt siegen. Ohne so große Umkehrungen, wovon wir itzo geredet haben, würde die Welt beständig eben dieselbe bleiben; es würden sich keine neuen Begebenheiten eräugen; es würde keine Gleichheit zwischen den Schicksalen der Völker seyn; einige Völker

würden beständig gesittet und glücklich seyn, andere aber beständig barbarisch und unglücklich.

Wir haben gesehen die Monarchien entstehen und untergehen; wie Völker aus Barbaren gesittet, und Muster der Nationen geworden sind; könnte man nun nicht daraus den Schluß machen, daß diese Völker solche Abwechselungen haben, die, wenn ich so sagen darf, den Abwechselungen der Irrsterne gleich sind, welche, nachdem sie, in 10000 Jahren, den ganzen Raum des Himmels durchlaufen haben, sich hernach wieder an dem Orte finden, wo sie Anfangs gewesen waren?

Unsere schönen Tage werden sich daher eben sowohl einfinden, als bey andern Völkern. Unsere Ansprüche hierauf sind um so viel gerechter, da wir der Barbarey einige Jahrhunderte länger zinsbar gewesen sind, als die mittäglichen Völker.

Diese kostbaren Zeiten werden durch die Menge von großen Männern von allerley Gattungen, die zugleich gebohren werden, angekündigt. Glückselig sind Fürsten, die unter so günstigen Umständen in die Welt kommen! Die Tugenden, die Geschicklichkeit, der Witz, reissen sie, mit einer gemeinschaftlichen Bewegung, zu großen und erhabnen Dingen mit sich fort.

Von der alten und neuen Regierungsart in dem Brandenburgischen.

Da Brandenburg noch heydnisch war: so wurde es, wie ganz Deutschland in den alten Zeiten, von den Druiden regieret. Unter den Vandalen, Teutonen und Sveven, waren ihre Fürsten eigentlich die Heerführer der Nation. Sie nennten sich Fürsten, welches Wort eben so viel bedeutet, als Führer. Die Kaiser, welche diese Barbaren bezwangen, setzeten Statthalter an die Grenzen, welche man Markgrafen nennete, um dieses kriegerische Volk, welches auf seine Freyheit stolz war, im Zaume zu halten. Von diesen entfernten Zeiten sind uns so wenige Nachrichten übrig, daß wir, um nicht Fabeln in die Geschichte mit einzumengen, nur von der Regierung der Churfürsten aus dem Hause Hohenzollern reden werden.

Jahr 1412. Zu der Zeit, da die Burggrafen zu Nürnberg sich in der Mark niederließen, weigerten sich die Edelleute, die unter den letzten Regierungen ganz wild worden waren, ihnen die Huldigung zu leisten. Dieser Adel, den die Herzoge in Pommern in seiner Unabhängigkeit unterstützeten, wurde für seinen Landesherrn furchtbar. Die großen Häuser waren mächtig; sie bewaffneten ihre Unterthanen; sie bekriegten einander, und plünderten so gar die Reisenden auf öffentlicher Straße. Feste und mit einem Graben umgebne Schlösser

ser dieneten ihnen zu einem Rückenhalte. Nachdem diese kleinen Tyrannen, die rechtmäßige Gewalt unter einander getheilet hatten: so untertraten sie ungestraft diejenigen, welche das Feld baueten. Da auch keine Herrschaft vorhanden war, die genugsam befestigt gewesen wäre, daß sie über die Ausübung der Gesetze nachdrücklich hätte halten können: so befand sich das Land in lauter Unordnung, und in dem erschrecklichsten Elende. Die großen Häuser, welche sich, zur Zeit dieser Anarchie, erhuben, waren Kitzow, Pulitz, Bredow, Holzendorf, Uchtenhagen, Torgow, Arnim, Rochow, und die Herren von Hohenstein. Mit diesen Häusern hatte der Churfürst Friedrich I zu thun.

Ob schon Friedrich I dieselben unter das Joch brachte: so blieben doch die Stände noch immer Meister von der Regierung. Sie bewilligten Hülfsgelder; sie ordneten die Auflagen an; sie bestimmeten die Anzahl der Kriegsvölker, welche nur in der äußersten Noth angeworben, und von ihnen besoldet wurden; man zog sie wegen der Maaßregeln zu Rathe, welche man zur Vertheidigung des Landes nehmen mußte; und nach ihrem Gutachten wurde über die Gesetze, und die Policey gehalten.

Die Geschichte liefert uns mehr, als ein Beyspiel von der Macht der Stände. Der Churfürst Albert, der Achilles genannt, war 100000 Gülden schuldig *. Er bat die

* Im Jahr 1472.

Stände, die Bezahlung dieser Summe über sich zu nehmen. Sie machten deswegen eine Auflage auf das Bier, und bewilligten dieselbe nur auf sieben Jahre. Nachgehends erhöheten sie dieselbe; und sie war der Ursprung desjenigen, was man itzo die Landschaft, oder die öffentliche Bank nennet.

Zu den Zeiten des Churfürsten Joachim I *, legten die Stände Auflagen auf die Mühlen, Landgüter und Schäfereyen, um 200 Reiter zu besolden, welche dieser Fürst dem Kaiser wider die Ungläubigen zu Hülfe schickte.

Unter dem Churfürsten Joachim II waren die Stände so mächtig, daß sie einige Aemter, worauf dieser Fürst Schulden gemachet hatte, unter der Bedingung, einlöseten, daß, von nun an, weder er, noch seine Nachkommen, sollten etwas darauf borgen, oder sie veräußern können. Der Churfürst zog sie in allen Fällen zu Rathe, und versprach ihnen so gar, daß er nichts ohne ihre Einwilligung unternehmen wollte. Die Stände correspondireten mit Carln V, und meldeten ihm, sie hielten es nicht für dienlich, daß der Churfürst sich auf den Reichstag verfügte. Joachim II kam auch solchergestalt von dieser Reise los.

Johann Sigismund, und George Wilhelm **, besprachen sich mit ihnen wegen der Erbfolge in Jülich und Berg; und die Stände ernen-

* Im Jahre 1530.

** Im Jahre 1628.

ernenneten vier Abgeordnete, welche dem Hofe folgeten, sowohl, um ihm Rath zu ertheilen, als auch, um zu Unterhandlungen, und zu andern Dingen gebraucht zu werden, welche die Umstände, zum Dienste dieser Fürsten, erfordern könnten.

George Wilhelm * zog die Stände zum letztenmale zu Rathe, ob sie es für gut befänden, daß der Churfürst ein Bündniß mit den Schweden eingienge, und ihnen ihre Plätze zurück gäbe, oder ob er der Parthey des Kaisers folgen sollte. Nachgehends zog Schwarzenberg, der Allmächtige vertraute eines schwachen Fürsten, die ganze Gewalt des Landesherrn und der Stände an sich. Er legte aus eigener Macht Schatzungen auf; und den Ständen blieb von der Macht, welche sie doch niemals gemißbrauchet hatten, weiter nichts übrig, als das Verdienst einer blinden Unterwürfigkeit gegen die Befehle des Hofes.

Die Churfürsten hatten keine andern Räthe, als die Stände, bis auf die Regierung Joachim Friedrichs. Dieser Fürst errichtete ein Collegium, welches aus einem Justitzrath; einem Finanzenrathe; demjenigen, der die Reichsangelegenheiten zu besorgen hatte, und einem Hofmarschall bestund. Ein Statthalter hatte daselbst den Vorsitz. Aus diesem Rathe kamen allemal die letzten Urtheile, die Verordnungen in bürgerlichen und Kriegssachen, und die

* Im Jahr 1631.

die Einrichtungen der Policey. Von ihm erhielten auch die Gesandten, die an fremde Höfe geschickt wurden, ihre Verhaltungsbefehle.

Wenn eine Reise, oder ein Krieg, den Churfürsten nöthigte, seine Staaten zu verlassen: so verwaltete dieser Rath die landesherrlichen Rechte. Er ertheilte den fremden Gesandten Verhör, und hatte, mit einem Worte, eben so viel Gewalt, als eine Regierung bey der Minderjährigkeit des Fürsten.

Die Gewalt des ersten Ministers, und der Räthe, war fast uneingeschränkt. Der Graf von Schwarzenberg hatte unter Georg Wilhelmen sein Ansehen dergestalt vergrößert, daß er dem Maire du Palais zur Zeit der Könige in Frankreich von der ersten Linie gleich kam. Allein der abscheuliche Mißbrauch, den er damit trieb, erregte bey dem Churfürsten Friedrich Wilhelm, einen Widerwillen gegen alles, was den Namen eines ersten Ministers führte. Aus den Einrichtungen, welche dieser Fürst gemacht hat *, sehen wir, daß er einem jeglichen von seinen Räthen verschiedene Verrichtungen zugetheilet, und in ieglicher Provinz zween besondere Räthe gesetzt hat, um die Angelegenheiten derselben in Ordnung zu bringen, und Rechenschaft davon abzulegen.

Friedrich Wilhelm hatte, in den ersten Jahren seiner Regierung seinen Sitz zu Königsberg in Preußen. Er versahe die Räthe, die

* Im Jahr 1651.

die er zu Berlin zurück gelassen hatte, mit ausführlichen Verhaltungsbefehlen, die nach den Zeiten und Umständen, worinnen er lebte, eingerichtet waren. Die Soldaten erhielten ihre Befehle von den ältesten Generalen, die sich in der Provinz befanden: die Befehlshaber in den Plätzen aber unmittelbar von ihm selbst.

Nach dem Tode des Kanzlers, Görz, wurde diese Würde unterdrückt; und der Freyherr von Schwerin, wurde erster Präsident in dem Rathe. Die Sachen wurden getheilet. Alles, was zu den Gesetzen gehörte, wurde vor die Justizräthe gebracht, die einen Präsidenten zu ihrem Haupte hatten. Die Hofbedienten stunden unter dem Schloßhauptmann. Die Einkünfte des Fürsten wurden von der Rentkammer verwaltet, welche verschiedene Abtheilungen hatte. Der Freyherr von Meinders, und nach ihm der Herr von Jena, hatten die ganze Oberaufsicht darüber.

Ein Consistorium, welches halb aus Geistlichen, und halb aus Weltlichen bestund, besorgte die Kirchensachen. Außer diesen itztgedachten Collegien fand sich auch noch eine Lehnkanzeley, welche alle Lehnsachen entschied.

Unter der Regierung Friedrichs I war alles * noch fast auf eben dem Fuß: nur mit dem Unterschied, daß er sich beständig durch seine Räthe regieren ließ. Dankelmann, der sein Lehrmeister gewesen war, wurde Herr

* Seit dem Jahr 1688.

Herr des Landes. Nachdem er in Ungnade war: so kam der Graf von Wartenberg an seine Stelle, und hatte gleiche Gunst und Gewalt. Kamke würde dem Großkammerherrn ebenfalls nachgefolgt seyn, wenn nicht der Tod des Königs seiner anwachsenden Gewalt ein Ende gemacht hätte.

Friedrich Wilhelm II * veränderte die ganze Gestalt des Staates und der Regierung. Er schränkete die Gewalt der Räthe ein; und da sie Herren seines Vaters gewesen waren: so wurden sie nunmehr seine Beamten und Bedienten.

Die auswärtigen Angelegenheiten wurden den Herrn von Ilgen und Kniphausen überlassen. Diese hielten Unterredungen mit den Gesandten, und besorgten den Briefwechsel mit den Preußischen Gesandten, an den verschiedenen Europäischen Höfen. Sonderlich hatten sie die Reichssachen, die Grenzscheidungen des Staates, und die Gerechtsame des churfürstlichen Hauses, unter sich. Der Herr von Cocceji, als Staatsminister, hatte die allgemeine Besorgung des Justizwesens, und vertrat die Stelle eines Kanzlers. Unter ihm stund der Herr von Arnim, der die Appellations- und bürgerlichen Justizsachen von Preussen und Ravensberg zu besorgen hatte. Der Herr von Katsch wurde dem Criminaljustizwesen vorgesetzet.

Der

* Seit dem Jahre 1713.

Der Herr von Prinz, als Oberhofmarschal, wurde Präsident im Oberconsistorio, und bekam die Oberaufsicht über die hohen Schulen, die gottseligen Stiftungen, die Canonicate, und die Sachen der Jüden.

Unter den Theilen der Regierung waren die Finanzen am meisten verabsäumet worden. Der König machte hierinne ganz neue Einrichtungen. Im Jahr 1724 errichtete er das Oberdirectorium. Dieses Collegium hat vier Abtheilungen; und in einer jeglichen hatte ein Staatsminister den Vorsitz. Preußen, Pommern u. die neue Mark, nebst dem Postwesen, gehörten zur ersten Abtheilung, die unter dem Hrn. von Grumkow stund. Das Churfürstenthum Brandenburg, das Herzogthum Magdeburg, die Grafschaft Ruppin, und das Kriegscomissariat, gehörten zur zweyten Abtheilung, worüber der Herr von Kraut gesetzt war. Die Staaten am Rhein und an der Weser, nebst den Salzkothen, waren der dritten Abtheilung untergeben, wo der Herr von Görne, den Vorsitz hatte; und die vierte hatte die Oberaufsicht über das Fürstenthum Halberstadt, die Grafschaft Mansfeld, die Manufacturen, das Stempelpapier, und die Münze. Der Herr von Viereck hatte den Vorsitz in der Abtheilung.

Der König verband das Commissariat mit den Finanzen. Sonsten hielten diese Collegia 40 Advocaten mit Führung ihrer Processe beschäftigt, und versäumten dabey dasjenige, dem sie eigentlich vorgesetzt waren; seit ihrer Vereinigung

einigung aber haben sie mit gemeinschaftlicher Zusammenstimmung für das Beste des Staats gearbeitet.

Nächst diesen Haupabtheilungen errichtete der König in ieglicher Provinz einen Justitzrath und einen Finanzrath, welche den Ministern untergeordnet waren. Diejenigen Minister, welche über die auswärtigen Sachen, das Justitzwesen, und die Finanzen, gesetzt waren, erstatteten dem Könige täglich Bericht und er fällete in allen Sachen das Endurtheil. Die ganze Zeit seiner Regierung über, kam nicht die geringste Verordnung zum Vorschein, die er nicht eigenhändig unterschrieben hätte, und nicht die geringsten Verhaltungsbefehle, wovon er nicht selbst der Verfasser gewesen wäre.

Für einen gewissen jährlichen Zins, den die Eigenthümer dem Staate bezahlen mußten, erklärte er alle Lehn für Allodialgüter. Friedrich Wilhelm verwendete 4500000 Thl. auf die Wiederherstellung von Lithauen; 6 Millionen auf die Wiedererbauung der Städte in seinen Staaten, auf die Vergrößerung von Berlin, und auf die Erbauung von Potsdam. Er kaufte für 5 Millionen Land, und fügte es zu seinen Herrschaften hinzu.

Mit einem Worte, Friedrich Wilhelm gab seinem Staate die vortheilhafteste Gestalt, und richtete die Regierung auf das weislichste ein.

Abhandlung von den Gründen, Gesetze einzuführen, oder abzuschaffen.

Diejenigen, welche eine genaue Kenntniß von der Art erlangen wollen, wie man Gesetze einführen, oder abschaffen müsse, können sie sonst nirgends woher schöpfen, als aus der Geschichte. In derselben finden wir, daß alle Nationen ihre besondern Gesetze gehabt haben; daß diese Gesetze nach und nach eingeführet worden sind; und daß die Menschen allemal viel Zeit nöthig gehabt haben, um zu etwas vernünftigen zu gelangen. Wir finden in derselben, daß diejenigen Gesetzgeber, deren Gesetze am längsten fortgedauert, das gemeine Beste zum Zwecke gehabt, und die Gemüthsart des Volks, dessen Regierungsart sie bildeten, am besten gekannt haben.

Dieses sind Betrachtungen, wodurch wir bewogen werden, uns in einige Untersuchungen in Ansehung der Geschichte der Gesetze selbst, und in Ansehung der Art, einzulassen, wie sie in den gesitteten Ländern eingeführet worden sind.

Es scheint erweislich zu seyn, daß die Hausväter die ersten Gesetzgeber gewesen sind. Es war nöthig, eine Ordnung in ihren Häusern einzuführen; und dadurch sind sie, ohne Zweifel, bewogen worden, Hausgesetze zu machen. Seit diesen ersten Zeiten, und da die Menschen anfiengen, sich in Städte zusammen zu thun,

wurden, die Gesetze solcher besonderer Gerichtsbarkeiten für eine zahlreichere Gesellschaft unzulänglich befunden.

Die Bosheit des menschlichen Herzens, welche in der Einsamkeit gleichsam erstarret zu seyn scheint, lebet durch den Umgang der Welt wiederum auf. Verschaffet die Gesellschaft der Menschen, wodurch die ähnlichen Charackter zusammen gebracht werden, tugendhaften Personen Mitgesellen: so giebt sie auch den Boshaften Mitschuldige.

Die Unordnungen nahmen in den Städten zu; es entstunden neue Laster; und die Hausväter, denen an der Unterdrückung derselben am meisten gelegen war, wurden, um ihrer Sicherheit willen, mit einander einig, daß sie sich dieser Ueberschwemmung entgegen setzen wollten. Man machte also Gesetze bekannt, und setzte Obrigkeiten ein, die über die Beobachtung derselben halten sollten. So groß ist die Verderbniß des menschlichen Herzens, daß man, um ihm ein ruhiges und glückliches Leben zu verschaffen, genöthigt wurde, es dazu durch die Gewalt der Gesetze zu zwingen!

Die ersten Gesetze halfen nur den großen Unbeqvemlichkeiten ab. Durch die bürgerlichen Gesetze wurden der Dienst der Götter, die Theilung der Länder, die Eheverträge, und die Erbfolgen, bestimmet. Die Criminalgesetze waren nur gegen solche Verbrechen strenge, vor deren Folgen man sich am meisten fürchtete. Wenn nachgehends unerwartete Unbeqvemlich-

keiten

keiten hinzu kamen: so gaben neue Unordnungen zu neuen Gesetzen Anlaß.

Aus der Vereinigung der Städte entstunden freye Staaten; und ihre Regierungsart veränderte oftmals ihre Gestalt wegen des Hanges, den alle menschliche Dinge zur Abwechselung haben. Das Volk wurde der Demokratie müde, wendete sich daher zur Aristokratie, und nahm endlich dafür wohl gar eine monarchische Regierungsart an. Solches konnte auf zweyerley Art geschehen: entweder, wenn das Volk sein Vertrauen auf die erhabene Tugend eines seiner Bürger setzte; oder wenn irgend ein Ehrgeiziger durch List die höchste Gewalt an sich brachte. Es finden sich wenig Staaten, die nicht solche verschiedne Regierungsarten gehabt haben sollten; aber alle haben verschiedene Gesetze gehabt.

Osiris ist der erste Gesetzgeber, dessen in der weltlichen Geschichte Meldung geschiehet. Er war König in Egypten, und führte daselbst seine Gesetze ein. Die Fürsten selbst waren denselben unterworfen. Diese Gesetze, welche die Regierungsart des Reichs bestimmten, erstreckten sich auch auf das Verhalten der Privatpersonen. Herodotus. Diodorus Siculus.

Die Könige erwarben sich die Liebe ihrer Unterthanen nur in so fern, als sie sich den Gesetzen gemäß erzeigten. Osiris * setzte dreyßig Richter ein. Der Vornehmste darunter, trug am Halse das Bild der Wahrheit an einer

* Einige Schriftsteller setzen die Isis hinzu.

göldenen Kette. Es war ein Zeichen, daß man seine Sache gewonnen hatte, wenn man durch dieses Bild berühret wurde.

Osiris ordnete den Gottesdienst, die Theilung der Länder, und den Unterschied der Stände an. Er wollte nicht, daß man iemanden wegen seiner Schulden in Verhaft nehmen sollte. Alle Verführungen der Redekunst waren aus den Gerichten verbannet. Die Egypter verpfändeten ihren Schuldnern die Leichname ihrer Väter; und es war die größte Schande, wenn sie dieselben nicht vor ihrem Tode wiederum einlöseten. Dieser Gesetzgeber hielt es noch nicht für genug, die Menschen in ihrem Leben zu bestrafen; er setzte auch ein Gerichte ein, welches sie nach ihrem Tode verurtheilen mußte, damit die Schmach, die mit ihrer Verdammung verbunden war, den Lebendigen zu einer Reizung zur Tugend dienen möchte.

Rollins alte Historie.

Nach den Gesetzen der Egyptier sind die Gesetze der Kretenser die ältesten. Minos war ihr Gesetzgeber. Er gab sich für einen Sohn Jupiters aus, und versicherte von seinen Gesetzen, damit er ihnen um so viel mehr Ansehen verschaffen möchte, daß er sie von seinem Vater empfangen hätte.

Plutarch.

Der König in Lacedämon, Lykurg, bediente sich der Gesetze des Minos, und fügte noch einige von den Gesetzen des Osiris hinzu, die er selbst auf seiner Reise nach Egypten gesammelt

hatte. Er verbannete aus seiner Republik Gold, Silber, alle Münzen, und die überflüßigen Künste, und theilte das Land in gleichen Theilen unter die Bürger aus.

Dieser Gesetzgeber, welcher die Absicht hegete, Krieger zu ziehen, verlangte, daß ihr Muth durch keine Art von Leidenschaften geschwächet werden sollte. Deswegen gestattete er die Gemeinschaft der Weiber unter den Bürgern. Der Staat wurde solchergestalt bevölkert, ohne die Privatpersonen allzusehr an die süssen und zärtlichen Bande der Ehe zu binden. Alle Kinder wurden auf Unkosten des gemeinen Wesens erzogen. Wenn die Eltern beweisen könnten, daß ihre Kinder ungesund gebohren worden waren: so durften sie dieselben tödten. Lykurg glaubte, ein Mensch, der nicht im Stande wäre, die Waffen zu führen, verdiente auch nicht zu leben.

Die Jugend von beyderley Geschlecht übte sich im Ringen, ganz nackend, und auf einem öffentlichen Platze. Ihre Mahlzeiten waren ordentlich eingerichtet; und alle Bürger, ohne Unterschied der Stände, speiseten zusammen. Es war den Fremden verboten, sich zu Sparta aufzuhalten, damit nicht durch ihre Sitten diejenigen verderbt werden möchten, welche Lykurg eingeführet hatte.

Man bestrafte nur tumme Diebe. Lykurg wollte einen kriegerischen Staat bilden; und geschahe auch.

Plutarch, im Leben Solons. Anmerkungen Daciers.

Draco * war zwar der erste Gesetzgeber der Athenienser: allein seine Gesetze waren so strenge, daß man sagte, sie wären vielmehr mit Blute, als mit Dinte, geschrieben.

Wir haben gesehen, wie die Gesetze in Egypten und Sparta eingeführet worden sind. Nunmehr wollen wir sehen, wie man sie zu Athen verbessert hat.

Die Unordnungen, welche in dem Attischen Gebiete herrscheten, und die traurigen Folgen, von denen sie Vorboten waren, verursachten, daß man seine Zuflucht zu einem weisen Mann nahm, der allein so viele Mißbräuche abstellen konnte. Die Armen, welche, wegen ihrer Schulden, durch die grausamen Bedrängungen der Reichen, vieles erdulden müssen, suchten sich ein Oberhaupt zu erwählen, welches sie von der Tyranney ihrer Gläubiger befreyen könnte.

Unter solchen Zwistigkeiten wurde Solon, mit allgemeiner Uebereinstimmung, zum Archonten, und höchsten Schiedsrichter, ernennet. Die Reichen nahmen ihn, wie Plutarch sagt, sehr gerne als einen Reichen an: und die Armen als einen ehrlichen und rechtschaffenen Mann.

Solon ließ die Schuldner los, und bewilligte den Bürgern die Freyheit, Testamente zu machen. Er gestattete denen Weibern, die untüchtige Männer hatten, sich unter ihren Anverwandten andere

* Draco bestrafte kleine Fehler mit dem Tode, und ließ so gar leblose Dinge verurtheilen. Also wurde eine Bildsäule, die bey ihrem umfallen, jemanden beschädigt hatte, aus der Stadt verbannet.

andere auszusuchen. Vermöge dieser Gesetze wurde der Müßiggang gezüchtigt; und diejenigen wurden losgesprochen, die einen Ehebrecher umbrachten. Man durfte auch die Vormundschaft über die Kinder nicht den nächsten Erben anvertrauen. Diejenigen, die einem Einäugigen sein Auge ausgestochen hatten, wurden verurtheilet beyde Augen zu verlieren. Liederliche Personen durften in den Versammlungen des Volks nicht reden.

Solon gab kein Gesetz wider den Vatermord. Dieses Verbrechen schien ihm unerhört zu seyn. Er glaubte man würde es durch Gesetze vielmehr lehren, als verhindern.

Er verlangte, daß seine Gesetze in dem Areopagus niedergeleget werden sollten. Dieser Rath, den Cekrops gestiftet hatte, und der Anfangs aus 30 Richtern bestund, wurde nunmehr bis auf 500 vermehret. Der Areopagus kam in der Nacht zusammen. Die Advocaten führten daselbst ihre Sachen ohne Kunst; und es war ihnen verboten, die Leidenschaften zu erregen. Wörterbuch des Moreri. Rollin. Plutarch.

Die Athenienſischen Gesetze kamen hierauf nach Rom. Weil aber die Gesetze dieses Reichs nachgehends auf alle Völker gebracht wurden, welche die Römer bezwangen: so wird es nöthig seyn, daß wir uns hiebey etwas länger aufhalten.

Romulus war der Erbauer von Rom, und der erste Gesetzgeber daselbst. Folgendes Wenige ist uns noch von den Gesetzen dieses Fürsten übrig geblieben. Titus Livius. Plutarch.

Dionysius Halicarnassensis, in den Römischen Alterthümern.

Er verlangte, daß die Könige eine unumschränkte Gewalt in Justitz- und Religionssachen haben sollten; man sollte den Fabeln von den Göttern keinen Glauben beymessen; man sollte von ihnen heilige und gottselige Gedanken hegen, und einem glückseligen Wesen nichts unehrliches zueignen. Plutarch setzet hinzu, es würde eine Gottlosigkeit seyn, wenn man glauben wollte, daß die Gottheit aus den Reizungen einer sterblichen Schönheit ein Vergnügen schöpfete. Dieser so wenig abergläubische König verordnete aber doch, daß man nichts unternehmen sollte, ohne zuvor die Auguren zu Rathe gezogen zu haben.

Romulus setzte Patricier in den Senat, und Plebejer in die Tribus. Die Leibeigenen in seinem Staate wurden von ihm gar nicht gerechnet.

Die Ehemänner hatten das Recht, ihre Weiber mit dem Tode zu bestrafen, wenn sie eines Ehebruchs, oder einer Trunkenheit, überführet wurden.

Die Gewalt der Väter über Kinder war ganz ohne Schranken. Es war ihnen erlaubt, ihre Kinder zu tödten, wenn sie ungestaltet gebohren wurden. Man bestrafte die Vatermörder mit dem Tode. Ein Patron, der seine Clienten bevortheilte, wurde verabscheuet. Eine Stieftochter, die ihren Stiefvater schlug, wurde der Rache derer Götter, welche man Penaten nennete, über-

überlassen. Romulus verlangte, daß die Stadtmauer heilig seyn sollte. Er tödete seinen Bruder, Remus, weil er dieses Gesetz übertreten hatte, und über die Mauer der Stadt gesprungen war, die Romulus aufführte.

Dieser Fürst verordnete Freystädte. Solche fanden sich, unter andern, bey dem Tarpejischen Felsen. Zu diesen Gesetzen des Romulus fügte Numa noch neue hinzu. Da dieser Fürst sehr fromm, und seine Religion gereinigt war; so verbot er, daß niemand den Göttern die Gestalt eines Menschen, oder Viehes, beylegen sollte, daher kam es, daß man in den ersten 160 Jahren nach Erbauung der Stadt Rom, keine Bilder in den Tempeln hatte.

Plutarch im Leben des Numa.

Damit Tullus Hostilius das Volk zur Vermehrung des menschlichen Geschlechts ermuntern möchte: so verordnete er, daß wenn eine Frau drey Kinder auf einmal zur Welt brächte, dieselben, bis sie mündig seyn würden, auf Unkosten des gemeinen Wesens erzogen werden sollten.

Danets Wörterbuch der Alterthümer.

Unter den Gesetzen Tarqvins finden wir, daß er einem jeglichen Bürger auferlegt hat, dem Könige, bey Strafe wegen der Unterlassung, ein Verzeichniß aller seiner Güter einzuliefern; daß er, unter andern zugelassen hatte, daß freygelassene Leibeigene in die Tribus der Stadt aufgenommen werden möchten. Die

Gesetze dieses Fürsten waren den Schuldnern günstig.

So waren die vornehmsten Gesetze beschaffen, welche die Römer von ihren Königen erhielten. Sextus Papirius sammelte sie alle zusammen; und sie erhielten von ihm den Namen, Codex Papirianus.

Die meisten von diesen Gesetzen wurden, weil sie für einen monarchischen Staat gegeben worden waren, nach der Vertreibung der Könige abgefasset.

Valerius Publicola, ein Amtsgehülfe des Brutus in der Bürgermeisterlichen Würde, und eines von den Werkzeugen der Freyheit, deren Rom sich zu erfreuen hatte; dieser Bürgermeister, der dem Volke so günstig war, gab neue Gesetze, die sich zu der itzo eingeführten neuen Regierung schickten.

Vermöge dieser Gesetze war es erlaubt, sich von den Aussprüchen der Obrigkeit auf das Volk zu berufen. Es war, bey Lebensstrafe, verboten, ein Amt ohne Genehmhaltung des Volkes anzunehmen. Publicola verminderte die Auflagen, und billigte die Ermordung dererjenigen Bürger, welche nach der Tiranney strebeten.

T. Livius lib. II. Echard liv. II.

Die Zinsen kamen erstlich nach ihm auf. Die Großen in Rom trieben sie bis auf den 8ten Pfennig. Wenn der Schuldner nicht bezahlen konnte; so wurde er in das Gefängniß geschlep-

schleppet; und er, und sein ganzes Haus, wurden zu Leibeigenen gemachet. Die Härte dieses Gesetzes schien den Plebejern, die oftmals darunter erliegen mußten, unerträglich zu seyn. Sie murreten wider die Bürgermeister. Der Senat blieb unbeweglich; und das Volk, welches immer mehr gereizet wurde, zog sich endlich auf den heiligen Berg. Hier trat es in gleiche Unterhandlungen mit dem Senate, und kam nur unter der Bedingung wiederum nach Rom, daß man seine Schulden aufheben, und solche obrigkeitliche Personen einführen sollte, welche als Tribunen, Macht hätten, die Rechte des Volks zu unterstützen. Diese Tribunen brachten die Zinsen bis auf den 16ten Denar; und endlich wurden sie, auf einige Zeit lang, gar abgeschaffet. ch. II. Tacitus Annal.

Die beyden Stände, woraus der römische Staat bestund, schmiedeten ohne Unterlaß ehrgeizige Anschläge, um sich über einander empor zu schwingen. Daraus entstund Mißtrauen und Eifersucht. Einige aufrührische Personen, welche dem Volke schmeicheln wollten, trieben die Ansprüche desselben allzu hoch; und einige junge Rathsherren, die von Natur hitzig und stolz waren, machten die Schlüsse des Senats oftmals zu strenge.

Wegen des Gesetzes in Ansehung der Theilung der eroberten Ländereyen entstunden mehr als einmal Trennungen in dem Staate. Im Jahre 267 nach Erbauung der Stadt Rom

wurde

wurde es auf die Bahn gebracht. Diese Zwistigkeiten, welche von dem Senate durch einige Kriege unterbrochen wurden, sich aber doch allemal wieder erneuerten, dauerten bis auf das Jahr 300 fort.

T. Liv. l. III.

Rom erkannte endlich die Nothwendigkeit, seine Zuflucht zu Gesetzen zu nehmen, wodurch beyde Parteyen befriedigt werden könnten. Posthumius Albus, Antonius Manlius, und Sulpicius Camerinus, wurden nach Athen geschickt, um daselbst die Gesetze Solons zu sammeln. Bey ihrer Zurückkunft wurden diese Gesandten unter die Decemvirs aufgenommen. Sie brachten diese Gesetze in Ordnung; und der Senat bestätigte sie durch einen Rathsschluß: Das Volk aber durch ein Plebiscit. Man ließ sie auf 10 kupferne Tafeln graben; und ein Jahr hernach wurden noch zwo andere Tafeln hinzugefüget. Daraus entstund die unter dem Namen der XII Tafeln so bekannte Sammlung von Gesetzen.

Danets Wörterbuch der römis. Alterthümer.

Vermöge dieser Gesetze wurde die väterliche Gewalt eingeschränket; die Vormünder, welche ihre Mündel bevortheileten, wurden gestraft; es wurde gestattet, sein Vermögen zu vermachen, wem man wollte. Die Triumvirs verordneten nachgehends, daß diejenigen, die ein Testament macheten, verbunden seyn sollten, den 4ten Theil ihres Vermögens ihren rechtmäßigen Erben zu hinter-

hinterlassen; und dieses ist der Ursprung desjenigen, was wir die Legitima nennen *.

Kinder, die zehn Monate nach dem Tode ihrer Väter gebohren waren, wurden für ehrlich erkläret. Der Kaiser Adrian dehnete dieses Vorrecht bis auf den 11ten Monat aus.

Die Ehescheidung, die bisher bey den Römern unbekannt gewesen war, wurde durch die 12 Tafeln zu einem Gesetze. Nach denselben wurden auch thätliche, wörtliche und schriftliche Beschimpfungen bestrafet. Schon die Absicht, einen Vatermord zu begehen, wurde mit dem Tode bestrafet.

Die Bürger waren berechtigt, gewaffnete Räuber, oder solche, die des Nachts in ihre Häuser einbrachen, zu tödten.

Alle falsche Zeugen mußten von dem Tarpejischen Felsen herunter gestürzet werden. In Criminalsachen ließ man dem Kläger 2 Tage Zeit zu seiner Klage, und dem Beklagten 3 Tage zu seiner Verantwortung **. Befand es sich, daß der Kläger den Beklagten verleumdet hatte: so wurde er mit eben der Strafe beleget, welche das Laster verdienete, dessen er den andern beschuldigt hatte.

Die

* Es waren nur zweyerley Erben ab intestato: Kinder, und männliche Anverwandten.

** Der Beklagte erschien, mit seinen Anverwandten und Clienten als ein Bittender vor der Obrigkeit.

Die der Gewalt des Volkes beständig entgegen gesetzte Gewalt des Senats, die täglich zunehmenden Ansprüche der Plebejer, und viele andere Ursachen, welche eigentlich in die Geschichte gehören, erregten von neuem heftige Ungewitter. Die Gracchen und Saturninen macheten aufrührische Gesetze bekannt. Unter den Unruhen der bürgerlichen Kriege sahe man eine Menge von Verordnungen, welche nach Beschaffenheit der Umstände, bald zum Vorscheine kamen, bald wiederum verschwanden. Sylla schaffete die alten Gesetze ab, und führete neue Gesetze ein, die aber wiederum von dem Lepidus vernichtet wurden. Die Verderbniß der Sitten, welche unter solchen innerlichen Zwistigkeiten immer zunahm, gab zu einer fast unendlichen Vervielfältigung der Gesetze Gelegenheit. Pompejus, den man erwählete, um die Gesetze zu verbessern, gab einige, die aber auch mit ihm untergiengen. In den 25 Jahren, so lange die bürgerlichen Kriege und Unruhen dauerten, waren weder Gesetze, noch Gebräuche, noch Gerechtigkeit zu finden. Es blieb alles in dieser Verwirrung, bis auf die Regierung des Augustus, der, in seinem 6ten Consulate, die alten Gesetze wieder herstellete, und alle diejenigen aufhub, welche unter den Zerrüttungen des Staats entstanden waren.

Der Kaiser Justinian half endlich der Verwirrung ab, welche die Vielfältigkeit der Gesetze in der Rechtsgelahrheit verursachete.

Er

Er befahl seinem Kanzler, Tribonian, ein vollständiges Gesetzbuch zu verfertigen. Dieser brachte es auch in 3 Bänden zu Stande, welche noch itzo vorhanden sind. Das Digest enthält die Meynungen der berühmtesten Rechtsgelehrten; der Codex, die Verordnungen der Kaiser; und die Institutionen ein kurzes Lehrgebäude der römischen Rechte.

Diese Gesetze sind so bewundernswürdig schön befunden worden, daß sie, nach dem Untergange des Reichs, von den gesittesten Völkern, zum Grunde ihrer Rechtsgelahrheit angenommen worden sind. Daniel, Gesch. von Frankreich.

Die Römer hatten ihre Gesetze in ihren eroberten Ländern eingeführet. Gallien nahm sie an, da Julius Cäsar es bezwang, und eine Provinz des Reichs daraus machete.

Im 5ten Jahrhunderte, nach der Trennung der römischen Monarchie, überschwemmeten die nordlichen Völker einen Theil von Europa. Diese verschiedenen barbarischen Nationen führeten bey ihren überwundenen Feinden ihre Gesetze, und ihre Gewohnheiten ein. Gallien wurde von den Wisigothen, Burgundern, und Franken angefallen.

Clodovåus glaubte seinen Unterthanen dadurch eine Gnade zu erzeigen, daß er ihnen die Wahl ließ, die Gesetze der Ueberwinder, oder der Ueberwundenen, anzunehmen. Er machete das salische Gesetz bekannt; und unter Im Jahre 487. nachdem Daniel. Hénault, Abrégé

der

Chronol. der Regierung seiner Nachfolger, wurden oftmals neue Gesetze gegeben.

Der König in Burgund, Gondebald, ließ eine Verordnung ausgehen, vermöge deren er denenjenigen, die sich nicht zu einem Eide bequemen wollten, einem Zweykampf auflegete.

In den alten Zeiten hatten die Großen das Recht der höchsten Gewalt in Rechtssachen, und man konnte vor ihnen nicht appelliren.

Unter der Regierung Ludwigs des Dritten, Thuanus. wurde die höchste Gerichtsbarkeit in Frankreich eingeführet. Nachgehends finden wir, daß Carl IX die Absicht hegete, die Gesetze zu verbessern, und die Streithändel zu verkürzen. Man sieht dieses aus einer Verordnung von Moulins. Es ist merkwürdig, daß weise Gesetze in den Zeiten der Unruhen gegeben worden sind. Allein der Kanzler de l'Hopital wachete für das Wohl des Vaterlandes, wie der Präsident Heinault spricht. Ludwig XIV ließ endlich alle Gesetze, von dem Clodováus an, bis auf ihn, in ein Gesetzbuch zusammen tragen, welches man nach seinem Namen, den Codex Ludovicianus nennete.

Rapin. Thoyras, Einleitung. Die Britten, welche die Römer eben so, wie die Gallier, unter das Joch brachten, nahmen gleichfalls Gesetze von ihren Ueberwindern an.

Ehe

Ehe diese Völker unter das Joch gebracht wurden, wurden sie von den Druiden regieret, deren Lehren eben so viel galten, als Gesetze.

Die Hausväter bey diesen Völkern hatten, in Ansehung ihrer Weiber und Kinder, das Recht über Leben und Tod. Alle fremde Handlung war ihnen verboten. Sie erwürgten die Kriegsgefangenen, und opferten sie ihren Göttern.

Die Römer behaupteten sich auf den Inseln bey ihrer Macht, und bey ihren Gesetzen, bis auf die Regierung des Honorius. Von diesem wurden die Engelländer, im Jahre 410, durch eine feyerliche Urkunde, frey gesprochen.

Die * Picten, als Bundesgenossen der Schottländer, griffen sie nachgehends an. Die Britten, welche von den Römern nur schwache Hülfe erhielten, und von ihren Feinden immer geschlagen wurden, nahmen ihre Zuflucht zu den Sachsen. Diese brachten, nach einem 150jährigen Kriege die ganze Insel unter das Joch, und wurden aus Hülfsvölkern Herren der Einwohner.

Die

* Die Picten kamen aus dem Mecklenburgischen.

Die Angelsachsen führeten in Großbrittannien ihre Gesetze ein, nämlich eben diejenigen, die von alten Zeiten her in Deutschland üblich gewesen waren. Sie theileten Engelland in 7 Königreiche, wovon iegliches seine besondere Regierung hatte. Sie hielten zusammen allgemeine * Versammlungen, die aus den Grossen, dem Volke, und dem Bauernstande bestunden. Die Gestalt dieser Regierung, die zugleich monarchisch, aristokratisch und denokratisch war, ist bis auf unsere Zeiten beybehalten worden. Die höchste Gewalt ist noch itzo unter den König, das Oberhaus, und das Unterhaus getheilet.

Alfred der Große, gab Engelland die ersten Gesetze, die in ein Buch gesammlet wurden. Ob sie schon sonst gelinde waren: so war doch dieser Fürst unerbittlich gegen solche obrigkeitliche Personen, die man überführen konnte, daß sie sich hatten bestechen lassen. In der Geschichte wird angemerket, daß er in einem einzigen Jahre 44 Richter hat henken lassen, welche dawider gesündiget hatten.

Nach-

* Diese Versammlung wurden Wittenagemot, oder ein Rath der Weisen genennet. Die Regierung erhielt daher den Namen einer Heptarchie.

Nachdem Codex Alfreds des Großen, mußte ein ieglicher Engelländer, der eines Verbrechens beschuldigt worden war, von seinem Pair gerichtet werden; und die Nation hat dieses Vorrecht noch itzo. Rapin Thoyras, Jahr 890.

Durch die Eroberung des Herzogs in der Normandie *, Wilhelms, bekam Engelland eine neue Gestalt. Dieser Ueberwinder errichtete neue Obergerichte, wovon das Exchequer noch itzo vorhanden ist. Diese Gerichte folgeten der Person des Königs. Er trennete die geistliche Gerichtbarkeit von der bürgerlichen; und unter seinen Gesetzen, die er in der normännischen Sprache ausgehen ließ, war das strengste ein Verbot der Jagd, bey Strafe der Verstümmelung, oder auch des Todes selbst.

Seit Wilhelm dem Eroberer, haben die Könige, seine Nachfolger, verschiedene Verordnungen ausgehen lassen.

Heinrich I, mit dem Beynamen Beauderc, gestattete den adelichen Erben, Besitz von den ihnen zugefallenen Gütern zu nehmen, ohne dem Fürsten das geringste dafür zu bezahlen. Im Jahre 1100.

* Der im Jahre 1066 zu London gekrönet wurde.

Er erlaubte auch den Adel, sich, ohne Einwilligung des Fürsten zu vermählen.

Im Jahre 1136. Wir finden hiernächst, daß der König Stephan, vermöge einer Urkunde, die er ausgehen ließ, bekannt hat, daß er seine Gewalt von dem Volke, und der Geistlichkeit habe. Er bestätigt zugleich die Vorrechte der Kirche, und schaffete die strengen Gesetze Wilhelm des Eroberers ab.

Rapin Thoyras, B. VIII. Nachgehends bewilligte Johannes seine Terra seinen Unterthanen, die so genannte Magna Charta, die aus 62 Artickeln bestehet.

Jahr 1215. Die vornehmsten Artickel betreffen Lehenssachen, und das Antheil der Witwen. Es wird verboten, diese zur zweyten Ehe zu zwingen. Sie werden aber doch verpflichtet, sich nicht ohne Erlaubniß ihres Lehensherrn wieder zu vermählen. In diesen Gesetzen werden auch Gerichte an gewissen Orten feste gestellet. Dem Parlamente wird verboten, ohne Bewilligung der Kammer der Gemeinen, Auflagen zu machen; es wäre denn, um die persönlichen Schulden des Königs zu bezahlen, oder seinen Prinzen zum Ritter zu machen, oder seine Prinzeßinn auszustatten. Es wird verordnet, daß niemand gefangen

gesetzet, seiner Güter beraubet, oder getödtet werden solle; es wäre denn, daß er zuvor, nach den Gesetzen des Landes, von den Pairs verurtheilet wäre. Ueber dieses machet der König sich anheischig, niemanden die Gerechtigkeit zu verkaufen, oder zu verweigern.

Die Westmünsterischen Gesetze, welche Eduard I hat ausgehen lassen, waren nur eine Erneuerung der Magna Charta; außer, daß er Leibeigenen verbot, Ländereyen an sich zu bringen, und daß er die Jüden aus dem Königreiche verbannete. Im Jahre 1275.

Ob schon Engelland viel weise Gesetze gehabt hat: so ist es doch vielleicht unter allen Europäischen Ländern dasjenige, wo am wenigsten darüber gehalten worden ist. Rapin Thoyras merket sehr wohl an, daß die Gewalt des Königs, durch einen Fehler der Regierung, ohne Unterlaß mit der Gewalt des Parlamentes streitig ist; daß sie immer auf einander Achtung geben, um ihr Ansehen entweder zu behaupten, oder zu erweitern. Der König, und diejenigen, welche die Nation vorstellen, werden dadurch von der Sorgfalt abgezogen, die sie anwenden sollten, um die Gerechtigkeit zu behaupten. Diese unruhige und stürmische Regierung verändert ihre Gesetze, ohne Unterlaß durch Parlamentsacten,

nachdem es die Umstände und Zwischenfälle erfordern. Daraus folget, daß Engelland mehr, als irgend ein ander Königreich, eine Verbesserung in seinen Gesetzen nöthig hat.

Wir haben nur noch zwey Worte von Deutschland zu sagen. Wir bekamen die Gesetze der Römer, da diese Deutschland eroberten; und wir behielten sie, weil die Kaiser Italien verließen, und den Sitz ihrer Regierung bey uns aufschlugen. Indessen findet man doch keinen Kreyß, kein Fürstenthum, so klein es auch seyn mag, welches nicht verschiedene hergebrachte Gebräuche hätte; und diese haben, durch die Länge der Zeit, die Kraft der Gesetze erhalten.

Nachdem wir nun die Art gezeiget haben, wie die Gesetze bey den meisten gesitteten Völkern eingeführet worden sind: so wollen wir noch dieses anmerken, daß man in allen Ländern, wo solches, mit Beystimmung der Bürger, geschehen ist, durch die Noth dazu gezwungen worden ist; daß in eroberten Ländern die Ueberwundenen die Gesetze der Sieger haben annehmen müssen; daß diese Gesetze aber doch durchgängig auf gleiche Weise vermehret worden sind. Verwundert man sich darüber, wenn man, dem ersten Anblicke nach, sieht, daß die Völker nach so vielen verschiedenen Gese-

tzen regieret werden können: so wird man sich nicht mehr verwundern, wenn man anmerket, daß diese Gesetze, in Ansehung des wesentlichen, einander fast gleich sind. Ich verstehe diejenigen Gesetze, welche, zu Erhaltung der Gesellschaft, die Verbrechen bestrafen.

Wir bemerken über dieses, wenn wir das Verfahren der weisesten Gesetzgeber untersuchen, daß die Gesetze nach der Regierung und Gemüthsbeschaffenheit des Volkes, für welches sie bestimmet sind, eingerichtet werden müssen; daß die besten Gesetzgeber die gemeine Glückseligkeit zum Endzwecke gehabt haben; und daß überhaupt alle Gesetze, die der natürlichen Billigkeit am gemäßesten sind, etwas weniges ausgenommen, die besten sind.

Da Lykurg ein ehrgeiziges Volk fand: so gab er ihm Gesetze, die sich mehr für Krieger, als für Bürger, schickten. Er verbannete das Geld aus seinem Staate, weil der Eigennutz, unter allen Lastern, der Ruhmbegierde am meisten entgegen ist.

Solon sagte selbst, daß er den Atheniensern nicht die vollkommensten Gesetze gegeben hätte; aber doch die besten, die sie anzunehmen fähig wären. Dieser Gesetzgeber zog nicht allein die Gemüthsbeschaffenheit des

Plutarch, im Leben Solons.

Volks in Erwägung: sondern auch die Lage der Stadt Athen, die sich an dem Ufer des Meeres befand. Deswegen bestrafte er den Müßiggang, und ermunterte den Fleiß. Er verbot nicht das Gold und Silber, weil er vorher sahe, daß sein Staat nicht anders, als durch eine blühende Hand groß und mächtig werden könnte.

Die Gesetze müssen allerdings mit der Gemüthsart der Völker übereinstimmen: sonst kann man nicht hoffen, daß sie fortdauern werden. Das römische Volk verlangte eine Demokratie. Alles, was diese Gestalt der Regierung verändern konnte, war ihm verhaßt. Daher erstunden so viele Bewegungen wegen des Lex Agraria. Das Volk schmeichelte sich, daß durch die Theilung der Ländereyen, eine Art von Gleichheit in den Glücksumständen der Bürger eingeführet werden würde. Daher kam es auch, daß so viele Unruhen wegen der Tilgung der Schulden entstunden. Denn die Gläubiger, welches vornehme Personen waren, giengen mit ihren Schuldnern, die zu den Plebejern gehöreten, unbarmherzig um; und nichts machet die Verschiedenheit unter den Ständen verhaßter, als die Tirannen, welche die Reichen, ungestraft, über die Armen ausüben.

Man

Man findet in allen Ländern drey Arten von Gesetzen; nämlich solche, welche den Staat, und die Regierung angehen; solche, welche die Sitten betreffen, und die Lasterhaften bestrafen; und endlich bürgerliche Gesetze, wodurch die Erbfolgen, die Vormundschaften, die Zinsen, und die Verträge bestimmet werden. Die Gesetzgeber, welche in Monarchien Gesetze einführen, sind ordentlich selbst Landesherren. Sind ihre Gesetze gelinde und billig: so dauern sie von sich selbst fort. Alle Privatpersonen finden dabey ihren Vortheil. Sind sie aber strenge und tirannisch: so werden sie gar bald abgeschaffet, weil sie durch Gewalt unterstützet werden müssen, und weil der Tirann allein wider ein ganzes Volk ist, welches er nur zu unterdrücken suchet.

In verschiedenen freyen Staaten, wo Privatpersonen Gesetzgeber gewesen sind, haben ihre Gesetze nur in so fern einen glücklichen Fortgang gehabt, als sie ein richtiges Gleichgewicht zwischen der Gewalt der Obrigkeit, und der Freyheit der Bürger fest setzen konnten.

Nur in denjenigen Gesetzen, welche die Sitten betreffen, handeln die Gesetzgeber gemeiniglich noch einerley Grundsatze, außer, daß sie wider ein Verbrechen immer strenger

sind, als wider ein anders. Dieses rühret, ohne Zweifel, daher, weil sie gewust haben, zu was für Lastern die Nation am meisten geneigt war.

Da die Gesetze gleichsam ein Damm sind, den man der Ueberschwemmung der Laster entgegen setzet: so muß man ihnen durch die Furcht vor der Strafe ein Ansehen verschaffen. Es ist aber nicht weniger gewiß, daß solche Gesetzgeber, welche in den Züchtigungen die wenigste Strenge gezeiget, wenigstens am menschlichsten, ob schon nicht am allerstrengesten, verfahren haben.

Die bürgerlichen Gesetze sind am meisten von einander unterschieden. Diejenigen, von denen sie gegeben worden sind, haben gewisse Gebräuche gefunden, die vor ihnen durchgängig eingeführet waren, und welche sie nicht abschaffen durften, ohne die Vorurtheile der Nation anzutasten. Sie haben die Gewohnheit gescheuet, weswegen man dieselben als gute Gebräuche betrachtet hat; und sie haben diese Gewohnheiten bloß aus Nachsicht gegen das Alterthum angenommen; ob sie schon nicht der Billigkeit gemäß waren.

Wer sich die Mühe genommen hat, die Gesetze mit einem Philosophischen Verstande zu untersuchen, wird, ohne Zweifel, viele darunter gefunden haben, welche anfangs der natürlichen Billigkeit zuwider zu seyn scheinen, und es doch nicht sind. Ich will nur das Recht der Erstgeburt anführen. Nichts scheint gerechter zu seyn, als die väterliche Verlassenschaft unter die Kinder in gleiche Theile zu theilen. Indessen lehret doch die Erfahrung, daß wenn die mächtigsten Erbschaften in viele Theile getheilet werden, reiche Geschlechter dadurch endlich in dürftige Umstände versetzet werden. Daher haben die Väter lieber ihre jungen Söhne enterben, als ihrem Hause einen gewissen Untergang zubereiten wollen. Aus eben dem Grunde sind Gesetze, welche einigen Privatpersonen zu strenge zu seyn scheinen, dem ohngeachtet, weislich angeordnet, wenn sie zum Vortheile der ganzen Gesellschaft abzielen. Es ist ein ganzes, dem ein erleuchteter Gesetzgeber allemal die Theile aufopfern wird.

Diejenigen Gesetze, welche die Schuldner betreffen, erfordern, ohne Widerspruch, die meiste Behutsamkeit und Klugheit in Ansehung dererjenigen, welche sie geben. Sind solche Gesetze den Gläubigern günstig: so leiden die Schuldner dabey allzusehr. Ein unglücklicher Zufall kann sie auf einmal zu Grunde richten. Ist hingegen ein solches Gesetz

für

für die Schuldner vortheilhaft: so leidet darunter das öffentliche Vertrauen; und Verträge, welche sich auf die Redlichkeit gründen, werden dadurch geschwächet.

Die richtige Mittelstraße, wobey die Gültigkeit der Verträge behauptet wird, und Schuldner, die nicht bezahlen können, nicht unterdrückt werden, scheint mir der Probirstein der Rechtsgelahrheit zu seyn. Wir wollen uns in diese Sache nicht weiter einlassen. Die Beschaffenheit dieses Werks erlaubet uns nicht, solches umständlicher auszuführen. Wir wollen uns nur in allgemeine Betrachtungen einschränken. Eine gute Sammlung von vollkommenen Gesetzen würde ein Meisterstück des menschlichen Verstandes in Ansehung desjenigen seyn, was das politische einer Regierung betrift. Man würde eine Einheit des Entwurfes, und so richtige und schickliche Regeln dabey bemerken, daß ein Staat, den man nach solchen Gesetzen regierte, einer Uhr gleichen würde, bey welcher alles Triebwerk zu einerley Endzwecke verfertigt worden ist. Man würde hier eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, und der Gemüthsart der Nation, antreffen. Die Züchtigungen würden gemäßigt seyn, so, daß sie, mit Behauptung der guten Sitten, weder zu leicht, noch zu strenge, seyn würden. Die Verordnungen würden deutlich und genau seyn, und niemals zu Streitigkeiten

tigkeiten Anlaß geben. Sie würden in einer ausgesuchten Wahl alles desjenigen bestehen, was in den bürgerlichen Gesetzen das Beste ist, und in einer scharfsinnigen und ungekünstelten Anwendung dieser Gesetze zum Nutzen der Nation. Alles würde vorher gesehen seyn; alles würde in richtiger Verbindung stehen, und nichts würde einigen Unbeqvemlichkeiten unterworfen seyn. Allein vollkommne Sachen sind nicht Werke des Menschen.

Die Völker würden Ursache haben, vergnügt zu seyn, wenn die Gesetzgeber sich in Ansehung ihrer, in eben die Gemüthsverfassung setzten, worinne sich diejenigen Hausväter befanden, welche die ersten Gesetze gaben. Diese liebten ihre Kinder, und die Gesetze, die sie ihnen vorschrieben, hatten nur das Glück ihres Hauses zum Gegenstande.

Wenig weise Gesetze machen ein Volk glücklich: viel Gesetze beschweren und verwirren die Rechtsgelahrheit. Wie ein guter Arzt seine Kranken nicht mit Arzneyen überhäufet: so wird auch ein geschickter Gesetzgeber das Volk nicht mit überflüßigen Gesetzen überladen. Zu viel Arzneyen schaden und hindern einander an ihren Wirkungen: zu viel Gesetze werden ein Irrgarten, worinne sich die Rechtsgelehrten und die Gerechtigkeit verirren.

Bey den Römern wurden die Gesetze vervielfältigt, wenn öftere Staatsveränderungen entstunden. Ein jeglicher Ehrgeiziger, der sich durch das Glück unterstützet sahe, warf sich zum Gesetzgeber auf. Diese Verwirrung dauerte, wie wir schon gesagt haben, bis auf die Zeiten des Augustus fort. Dieser hub so ungerechte Verordnungen auf, und brachte die alten Gesetze wieder empor.

In Frankreich wurden die Gesetze zahlreicher, da die Franken dieses Königreich besiegten, und ihre Gesetze daselbst mit einführten. Ludwig XI hegte die Absicht, alle diese Gesetze zu vereinigen, und, wie er selbst zu sagen pflegte, einerley Gesetze, einerley Gewicht, und einerley Maaß, in seinem Reiche fest zu setzen.

An vielen Gesetzen kleben die Menschen deswegen, weil sie gleichsam die Seele der Gewohnheit sind. Es würde vielleicht gefährlich seyn, sie anzutasten, ob man schon bessere an ihre Stelle einführen könnte. Die Verwirrung, welche diese Verbesserung in der Rechtsgelahrheit verursachen würde, möchte vielleicht mehr Uebel anrichten, als die neuen Gesetze gutes zuwege bringen könnten.

Indessen hindert dieses nicht, daß sich nicht Fälle eräugen sollten, wo eine Verbesserung schlechterdings nothwendig zu seyn scheint: näm-

nämlich wenn sich Gesetze finden, die dem gemeinen Besten, und der natürlichen Billigkeit zuwider sind; wenn sie in schwankenden und dunkeln Ausdrücken abgefasset sind; und endlich, wenn sich in dem Verstande, oder in den Worten, ein Widerspruch findet.

Wir wollen diese Sache ein wenig erläutern. Also befinden sich die Gesetze des Osiris wegen des Diebstahls in dem Falle der ersten, wovon wir geredet haben. Es wurde darinne verordnet, daß diejenigen, die sich auf das Rauben legen wollten, sich bey ihrem Hauptmann einschreiben lassen, und sogleich alles gestohlne zu ihm bringen müßten. Diejenigen, denen etwas gestohlen worden war, giengen zu dem Haupte der Räuber, und forderten ihre Sachen zurück. Man ließ sie auch abfolgen: doch mußte der Eigenthümer den vierten Theil ihres Werths bezahlen. Der Gesetzgeber glaubte, den Bürgern dadurch ein Mittel zu verschaffen, für eine geringe Abfindung wieder zu den ihrigen zu gelangen. Allein eben dieses war ein Mittel, aus allen Egyptern Räuber zu machen. Osiris dachte bey Gebung dieses Gesetzes vielleicht nicht darauf; man müste denn sagen, daß er der Räuberey als einem Uebel, welches er nicht verhindern könnte, nachgesehen habe; wie die Regierung zu Amsterdam die Musicos, und die Regierung

Diodorus Siculus.

gierung zu Rom die privilegirten Hurenhäuser, duldet.

Die guten Sitten, und die öffentliche Sicherheit, würden aber doch erfordern, daß man dieses Gesetz abschaffte, wenn es zu allem Unglück, eingeführet seyn sollte.

Bey den Franzosen findet man gerade das Gegentheil von dem, was die Egypter gethan haben. Diese waren zu gelinde: jene sind gar zu strenge. Die Französischen Gesetze sind erschrecklich harte. Alle Hausdiebstähle werden mit dem Tode bestraft. Sie sagen, zu ihrer Rechtfertigung, daß sie durch die strenge Bestrafung der Beutelschneider den Saamen der Räuber und Meuchelmörder ausrotten wollen.

Die natürliche Billigkeit will, daß ein gleiches Verhältniß zwischen dem Verbrechen, und der Strafe, seyn soll. Gewaltsame Räubereyen verdienen den Tod. Solche Diebstähle, die ohne Gewaltthätigkeit begangen werden, haben einige Seiten, auf welchen man diejenigen, welche sich derselben schuldig gemacht haben, mit Mitleiden ansehen kann.

Die Schicksale eines reichen und eines sehr armen sind unendlich weit von einander unter-

schieden. Der eine strotzet von Gütern und schwimmet im Ueberflusse: der andre, den das Glück verlassen hat, leidet auch an dem nothwendigen Mangel. Wenn nun ein solcher unglücklicher einige Pistolen, eine göldene Uhr, oder andre solche Kleinigkeiten, damit er leben könne, einem Mann stielt, der bey seinem Ueberflusse, einen solchen Verlust nicht merket: muß denn der arme Mensch deswegen zum Tode verdammet werden? Erfordert nicht die Menschlichkeit, daß man diese äußerste Strenge mäßige? Es scheint wohl, daß die Reichen dieses Gesetz gemacht haben. Sollten nun nicht die Armen mit Recht sagen können: „Warum hat man nicht Mitleiden mit „unserm beweinenswürdigen Zustande? „Wäret ihr liebreich; wäret ihr menschlich: „so würdet ihr uns in unserm Elende beystehen; und wir würden euch alsdenn nicht „berauben? Redet. Ist es gerecht, daß „alle Glückseligkeit dieser Welt nur für „euch sey? und alles Unglück uns betreffe?

Die Preußische Rechtsgelahrheit hat eine Mäßigung zwischen den gar zu gelinden Egyp-

tischen, und den gar zu strengen Französischen Gesetzen, getroffen. Die Gesetze bestrafen einen bloßen Diebstahl nicht mit dem Tode: sie verdammen die schuldigen nur, auf eine gewisse Zeit lang, zur Gefängniß. Vielleicht würde man noch besser thun, wenn man das Wiedervergeltungsrecht einführte, welches bey den Jüden geobachtet wurde. Bey diesen war der Räuber benöthigt, entweder noch einmal so viel wieder zu erstatten, als er gestohlen hatte; oder demjenigen, dessen Vermögens er sich bemächtigt hatte, als ein Leibeigener zu dienen. Läßt man es dabey bewenden, daß man kleine Fehler mit geringen Strafen beleget: so behält man die härtesten Lebensstrafen für die Strassenräuber, Mörder, und Meuchelmörder, auf; und solchergestalt bleibet die Strafe beständig in gleichem Verhältnisse mit dem Verbrechen.

Kein Gesetz streitet mehr wider die Menschlichkeit, als das Recht über Leben und Tod, welches die Väter zu Sparta und Rom in Ansehung ihrer Kinder hatten. In Griechenland ließ ein Vater, der zu arm war, als daß er eine zahlreiche Familie hätte ernähren können,

können, diejenigen Kinder umkommen, die ihm zu viel gebohren wurden. Wenn zu Sparta und Rom ein Kind übel gestaltet zur Welt kam: so war der Vater dadurch gnugsam berechtigt, ihm das Leben zu nehmen. Wir empfinden die ganze Barbarey dieser Gesetze, weil es nicht die unsrigen sind. Wir wollen aber einen Augenblick nachforschen, ob wir nicht eben so ungerechte Gesetze haben.

Findet sich nicht etwas sehr hartes in der Art, wie wir die Abtreibung der Leibesfrüchte bestrafen? Gott wolle nicht, daß ich das erschreckliche Verfahren solcher Menschen entschuldige, welche gegen sich selbst grausam sind; die gegen ihr Fleisch und Blut grausam sind, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein künftiges Geschlecht ersticken, und ihm nicht Zeit lassen, das Tagelicht zu sehen! Allein der Leser mache sich von allen Vorurtheilen der Gewohnheit los, und geruhe, einige Aufmerksamkeit auf die Betrachtungen zu wenden, die ich ihm itzo vorlegen will.

Verknüpfen die Gesetze nicht eine Art der Schande mit einer heimlichen Niederkunft? Befindet sich nicht ein Mägdchen, welches mit einer zu zärtlichen Gemüthsbeschaffenheit gebohren worden ist, und durch die Versprechungen eines Unzüchtigen hintergangen wird, durch die Folgen ihrer Leichtgläubigkeit, in die Umstände gesetzet, daß sie entweder den Verlust ihrer Ehre, oder den Untergang der unglücklichen Frucht, die sie empfangen hat, erwählen muß? liegt die Schuld nicht an den Gesetzen, daß sie in so grausame Umstände gesetzt wird? und beraubet die Strenge der Richter den Staat nicht zweener Unterthanen auf einmal; der abgetriebenen Geburt, die verlohren gegangen ist, und auch der Mutter, welche doch diesen Verlust, durch eine rechtmäßige Fortpflanzung, reichlich ersetzen könnte? Man wendet dagegen ein, daß man Findelhäuser habe. Ich weis wohl, daß unzähligen Bastarden dadurch ihr Leben erhalten wird. Allein wäre es nicht besser, daß man das Uebel mit der Wurzel ausrottete, und so viele arme Geschöpfe erhielt, die elendiglich umkommen, weil man die Schandflecken, die mit den Folgen einer unvorsichtigen und flatterhaften Liebe verbunden

Cicero in Verrina.

sind,

sind, austilgen will? Nichts ist aber grausamer, als die Tortur. Die Römer belegten damit ihre Leibeigenen, die sie als eine Art von Haus- und Zuchtvieh ansahen. Niemals hat ein Bürger dieselbe erduldet. Cicero pro Cluentio.

In Deutschland werden die Missethäter mit der Tortur belegt, nachdem sie schon überzeugt worden sind, um ihnen aus ihrem eigenen Munde das Geständniß ihres Verbrechen abzuzwingen. In Frankreich brauchet man die Marter, um von einer That Gewißheit zu erlangen, oder die Mitschuldigen zu entdecken. Die Engelländer * hatten ehemals das Ordeal, oder die Feuer- und Wasserprobe **. Itzo haben sie eine Art von Tortur, Rapin Thoyras.

* Das Ordeal durch das Feuer. Man gab dem Beklagten ein glüendes Eisen in die Hände. War der nun so glücklich, daß er sich nicht verbrannte: so wurde er losgesprochen; wo nicht: so bestrafte man ihn als einen Schuldigen.

** Das Ordeal durch das Wasser. Man band den Beklagten, und warf ihn in das Wasser. blieb er oben schwimmen: so wurde er losgesprochen.

Tortur, die nicht so strenge ist, als die gemeine war: aber doch fast auf einerley hinaus läuft. Man verzeihe mir, wenn ich wider die Tortur rede. Ich erkühne mich, die Parthey der Menschlichkeit wider eine für die Christen, und für gesittete Völker, schimpfliche Gewohnheit zu nehmen; ja ich darf noch hinzusetzen, wider eine eben so grausame, als unnütze Gewohnheit.

Qvintilian *, der weiseste und beredteste unter den Römern, spricht, da er von der peinlichen Frage handelt, es komme hiebey auf das Temperament an; ein starker und munterer Bösewicht leugne die That; ein unschuldiger, der eine schwächliche Leibsbeschaffenheit hat, bekenne sie. Ein Mensch wird angeklaget. Es finden sich Anzeigen. Der Richter ist in der Ungewißheit. Er will der Sache gewiß werden. Der Unglückliche wird mit der peinlichen Frage belegt. Ist er unschuldig: was für eine Barbarey ist es nicht als-

* Quintilian. lib. V. de Probat. & Refutat.

alsdenn, daß man ihn die Marter erdulden läßt! Zwinget ihn die Gewalt derselben, wider sich selbst zu zeugen: was für eine entsetzliche Unmenschlichkeit ist es nicht, daß man einen tugendhaften Bürger, wider den man nur einigen Argwohn hat, den heftigsten Schmerzen aussetzet, und zum Tode verdammet! Es wäre besser, zwanzig Schuldige los zu lassen, als einen Unschuldigen aufzuopfern. Sollen die Gesetze zum besten der Völker eingeführt werden: muß man denn solche Gesetze dulden, wodurch die Richter in die Umstände gesetzt werden, daß sie Himmelschreyende Sünden, wieder welche die Menschlichkeit sich sträubet, recht nach der Methode begehen?

In Preußen ist die peinliche Frage seit acht Jahren abgeschaffet worden. Man ist nunmehr gewiß, daß man den Unschuldigen nicht mit den Schuldigen verwechseln werde; und deswegen wird die Gerechtigkeit nicht weniger ausgeübet.

Wir wollen nunmehr die ausschweifenden Gesetze, und solche Arten des Verfahrens, untersuchen, welche einer Verbesserung benöthigt sind.

In Engelland hatte man ein Gesetz, wodurch verboten wurde, zwey Weiber zugleich zu haben. Es wurde einer angeklagt, daß er fünf Weiber hätte. Da nun das Gesetz sich nicht wegen dieses Falles erklärete, und man es nach dem Buchstaben auslegte: so kam er los. Das Gesetz hätte, damit es deutlich gewesen wäre, also lauten sollen: Wer mehr, als ein Weib nimmt, soll gestraft werden, u. s. f. Die nicht * gnugsam bestimmten,

* Muralt. Es hieb iemand seinem Feinde die Nase ab. Man wollte ihn deswegen bestrafen, weil er einen Bürger verstümmelt hätte. Allein er behauptete, er hätte kein Glied abgehauen; und das Parlament erklärete sich hernach, durch eine Verordnung, daß man die Nase als ein Glied betrachten sollte.

ten, und nach dem Buchstaben ausgelegten Gesetze in Engelland haben die lächerlichsten Mißbräuche veranlasset.

Richtig bestimmete Gesetze sind keinen Ränken unterworfen. Sie müßen nach dem Buchstaben verstanden werden. Sind sie nicht gnugsam bestimmet, oder dunkel: so findet man sich genöthigt zu der Meinung des Gesetzgebers zurück zu gehen; und man beschäftigt sich mit Bestimmung und Erklärung der Sachen, da man sie beurtheilen sollte.

Rechtliche Ränke nähren sich ordentlich nur von Erbfolgen und Verträgen. Daher ist bey solchen Gesetzen, welche dahin gehören, die meiste Deutlichkeit nöthig. Beschäftiget man sich mit Worttändeleyen, und mit Verfertigung nichtswürdiger Werke des Witzes: wie viel mehr verdienen nicht die Ausdrücke des Gesetzes sorgfältig erwogen zu werden?

Die Richter haben sich vor zweyerley Fällen in acht zu nehmen: vor der Bestechung, und vor dem Irrthume. Ihr Gewissen muß sie vor der erstern bewahren, und der Gesetzgeber vor dem andern. Deutliche Gesetze, die zu keinen verschiedenen Auslegungen Anlaß geben, sind das vornehmste Hülfsmittel dawider, und die Einfalt der Processe das andere. Man kann die Reden der Sachwalter so einschränken, daß sie nur die Sache erzählen, sie mit einigen Beweisen unterstützen, und endlich einen Schluß, oder eine kurze Wiederholung, hinzu fügen. Nichts ist stärker in dem Munde eines beredten Menschen, als die Kunst, die Leidenschaften, nach Belieben, zu erregen. Der Sachwalter bemächtigt sich des Verstandes der Richter; er zieht sie auf seine Seite; er setzet sie in Bewegung; er reißet sie mit sich fort; und die Gauckeley der Empfindung verdunkelt

den

den Grund der Wahrheit. Lykurg und Solon, verboten beyde den Sachwaltern solche Ueberredungen. Finden wir dergleichen noch in den philippischen Reden, und in den Reden von der Krone, die uns von dem Demosthenes und Aeschines, übrig sind: so muß man merken, daß dieselben nicht vor dem Areopagus: sondern vor dem Volke, gehalten worden sind; daß die philippischen Reden zu den deliberativischen; die Reden von der Krone aber mehr zu der demonstrativischen, als zu der gerichtlichen Gattung gehören.

Die Römer waren, in Ansehung des Vortrags ihrer Redner, nicht so eigensinnig, wie die Griechen. Man findet keine gerichtliche Rede in den Werken des Cicero, die nicht voller Leidenschaften seyn sollte; ich bin deswegen mit diesem Redner unzufrieden.

Allein

Allein wir finden in seiner Rede für den Cluentius, daß er zuvor die Gegenpartey vertheidigt gehabt hat. Die Sache des Cluentius scheint nicht allerdings gut zu seyn; allein die Kunst des Redners siegete. Das Meisterstück des Cicero ist, ohne Zweifel, seine Rede für den Fontejus. Dieser wurde deswegen losgesprochen, ob er schon schuldig zu seyn scheint. Was für ein Mißbrauch der Beredsamkeit ist es nicht, wenn man sich ihrer Bezauberung bedienet, um die weisesten Gesetze zu entkräften.

Preußen ist der Gewohnheit Griechenlands gefolget. Sind die gefährlichen Künste der Beredsamkeit aus seinen Gerichten verbannet: so hat es solches der Weisheit des Großkanzlers zu danken, dessen Redlichkeit, Einsicht, und unermüdete Arbeitsamkeit, dem griechischen und römischen Staate, zu der

Zeit,

Zeit, da dieselben an großen Männern am fruchtbarsten waren, Ehre gebracht haben würden.

Es ist noch ein Stück übrig, welches unter der Dunkelheit der Gesetze begriffen werden muß; nämlich das Verfahren und die Anzahl der Instanzen, bey den Processen, ehe dieselben geendiget werden. Es mögen nun schlimme Gesetze seyn, welche eine Ungerechtigkeit veranlassen; oder künstliche Sachwalter, welche das Recht verdunkeln; oder langweilige Umstände, wobey man den Grund der Sache aus dem Gesichte verliert, und wodurch die rechtmäßigen Vortheile verlohren gehen; so kömmt doch alles dieses auf eins hinaus. Das eine ist ein größeres Uebel, als das andere; allein alle Mißbräuche verdienen eine Abstellung. Was eine Streitsache verlängert,

gert,

gert, giebt den Reichen einen beträchtlichen Vortheil über die Armen. Sie finden dadurch Mittel, den Proceß aus einer Instanz in die andere zu spielen; sie ermüden ihre Gegner, und richten sie zu Grunde: und endlich bleiben sie allein auf der Laufbahn übrig.

Sonsten währeten die Processe in diesem Lande über 100 Jahre. Wenn auch schon eine Sache von fünf Tribunalen entschieden war: so berief sich doch wohl die Gegenparten, zum größten Trotze der Gerechtigkeit, auf die Universitäten; und die öffentlichen Lehrer der Rechtsgelahrheit änderten solche Aussprüche nach ihrem Gefallen. Derjenige war gewiß unglücklich genug, der in fünf Tribunalen, und ich weis nicht, wie viel Universitäten, keine feilen Seelen fand, die sich bestechen

chen ließen. Solche Gewohnheiten sind nunmehr abgeschaffet; die Processe werden in der dritten Instanz völlig entschieden; und den Richtern ist eine Jahresfrist vorgeschrieben, in welcher auch die streitigsten Sachen vollkommen entschieden werden müssen.

Nun müssen wir nur noch etwas von denenjenigen Gesetzen gedenken, welche, entweder in Ansehung der Worte, oder in Betrachtung des Wohlstandes selbst, einen Widerspruch in sich begreifen.

Wenn in einem Staate die Gesetze nicht in ein Lehrgebäude, oder ordentliches Gesetzbuch, gebracht worden sind; so müssen manche einander widersprechen. Da sie von verschiedenen Gesetzgebern herrühren, die nicht auf einerley Grund gebauet haben: so fehlet

let ihnen die zu allen wichtigen Dingen so wesentliche und nothwendige Einheit.

Quintilian handelt hievon in seinem Buche * von dem Redner; und wir finden in den Reden des Cicero, daß er oftmals ein Gesetz dem andern entgegen setzet. Ein gleiches finden wir in der französischen Geschichte **, bey denenjenigen Befehlen, die bald für, bald wider, die Hugonotten ausgefertiget worden sind. Die Nothwendigkeit, solche Befehle in Ordnung zu bringen, ist um so viel mehr unumgänglich, da nichts der Majestät der Gesetze, wenn man voraus setzet, daß sie mit Weisheit gegeben worden sind, unanständiger ist, als wenn man offenbare und deutliche Widersprüche darinnen antrift.

Die

* Quintil. L. VII. c. 7.

** Edikt von Nantes, vom Jahre 1598, welches Ludwig XIV wiederrufen hat.

Die Verordnung wider den Zweykampf ist sehr gerecht, sehr billig, und sehr wohl eingerichtet. Allein sie führet nicht zu dem Zwecke, den die Fürsten, bey Bekanntmachung derselben, sich vorgesetzet hatten. Vorurtheile, die älter sind, als diese Verordnung, behalten bey weiten die Oberhand; und man scheint, weil man von falschen Meinungen eingenommen ist, sich stillschweigend verglichen zu haben, daß man nicht gehorchen wolle. Ein übel verstandener, aber durchgängig angenommener Stachel der Ehre trotzet der Gewalt der Fürsten; und sie können ein solches Gesetz nicht anders, als durch eine Art von Grausamkeit, im Schwange erhalten. Ein ieglicher, der das Unglück hat, daß er von einem viehischen Menschen beleidigt wird, muß sich überall für eine niederträchtige Seele halten lassen, wenn er seinen Schimpf nicht rächet, und den Urheber desselben umbringet. Begegnet solches einem Menschen von Stande: so hält man ihn alsdenn seines Adels für unwürdig. Ist es ein Kriegsbedienter, und er machet seinen Streit nicht aus: so zwinget man ihn mit Schimpfe von der Fahne, worunter er dienet, hinweg zu gehen; und er findet in ganz Europa keine Bedienung mehr. Was wird nun eine Privatperson thun, wenn sie sich in eine so kützliche Sache verwickelt siehet? Wird sie dem Gesetze gehorchen, und sich beschimpfen; oder wird sie nicht vielmehr ihr Leben, und ihr Glück, daran wagen, um ihre Ehre zu erhalten?

ten? Der Knoten der Schwierigkeit, der noch aufzulösen ist, würde dieser seyn, wie man ein Mittel ausfindig machen möchte, wodurch zugleich die Ehre der Privatpersonen behauptet würde: aber doch auch das Gesetz in seiner völligen Stärke bliebe.

Die Macht der größten Könige hat nichts wider diese barbarische Gewohnheit ausrichten können. Ludwig XIV, Friedrich I, und Friedrich Wilhelm, haben scharfe Verordnungen wider den Zweykampf ausgehen lassen. Diese Fürsten brachten dadurch weiter nichts zuwege, als dieses, daß die Duelle einen andern Namen bekamen, und Rencontren genennet wurden; und daß man viele erstochene Edelleute begrub, als ob sie an einer plötzlichen Krankheit gestorben wären.

Wenn nicht alle Europäische Fürsten eine Zusammenkunft anstellen, und mit einander darüber einig werden, daß sie diejenigen mit einer Beschimpfung belegen wollen, welche, wider ihre Befehle, einander in einem Zweykampfe den Hals zu brechen suchen; wenn sie nicht, sage ich, mit einander einig werden, daß sie dieser Art von Mördern keine Freystatt gestatten: sondern alle diejenigen strenge bestrafen wollen, die iemanden ihres gleichen mit Worten, oder schriftlich, oder thätlich, antasten: so werden die Duelle kein Ende nehmen.

Man beschuldige mich nicht, als ob die Erscheinungen des Abts von Saint-Pierre auf

mich fortgeerbet wären. Ich sehe nichts unmögliches hierinne, daß Privatpersonen ihre Streitigkeiten dem Ausspruche der Richter unterwerfen, eben so, wie sie ihnen die Streitigkeiten wegen ihrer Güter unterwerfen. Und weswegen sollten die Fürsten nicht eine Zusammenkunft zum Besten der Menschlichkeit anstellen, da sie so viel andere fruchtlose Zusammenkünfte wegen mancher Sachen von weit geringerer Wichtigkeit angestellet haben? Ich wiederhole es noch einmal, und erkühne mich, zu versichern, daß dieses das einzige Mittel ist, in Europa den unrecht angebrachten Stachel der Ehre abzuschaffen, der so vielen rechtschaffenen Leuten das Leben gekostet hat, von denen das Vaterland die wichtigsten Dienste hätte erwarten können.

Dieses sind kürzlich die Betrachtungen, wozu mich die Gesetze veranlasset haben. Ich habe mich nur auf einen kurzen Entwurf eingeschränket, und nicht die Absicht geheget, ein Gemählde zu schildern. Ich befürchte so gar, daß ich schon damit zuviel gesaget habe.

Ueberhaupt glaube ich, daß bey solchen Völkern, die sich nur erstlich von der Barbarey loszumachen angefangen haben, strenge Gesetzgeber nöthig sind; daß hingegen gesittete Völker, deren Lebensart nicht rauh ist, menschliche und gelindere Gesetzgeber haben müssen.

Wollte man sich einbilden, daß alle Menschen Teufel sind, die mit Grausamkeit wider einander wüten: so würde solches die Erscheinung eines wilden Misanthropen seyn. Wollte man annehmen, daß alle Menschen Engel sind, und wollte man ihnen daher den Zügel lassen: so würden solches Grillen eines schwachen Capuciners seyn. Glaubet man aber, daß sie weder alle gut, noch alle böse, sind; belohnet man die guten Handlungen noch über ihren Werth; bestrafet man die bösen Handlungen gelinder, als sie verdienen; brauchet man Nachsicht gegen ihre Schwachheiten, und Menschenliebe gegen alle: so handelt man so, wie es einem vernünftigen Manne zukömmt.

E N D E.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich

Nachrichten zur Geschichte des Hauses Brandenburg Nebst einer Vorrede, und vier besondern Abhandlungen, von der Religion, den Sitten, der Regierungsart im Brandenburgischen, und den Bewegungsgründen, Gesetze einzuführen, oder abzuschaffen

Berlin 1751

Bor. 151
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013703-1
VD18 14513668